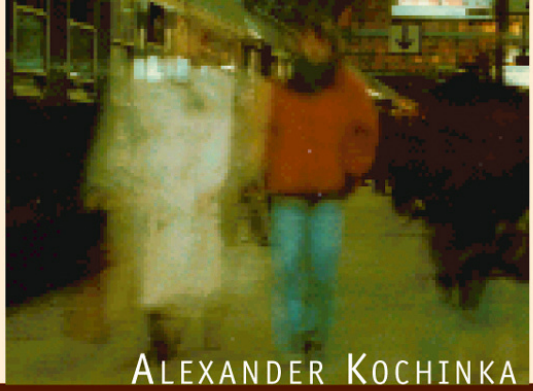

Alexander Kochinka

Emotionstheorien

Begriffliche Arbeit am Gefühl

[transcript]

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Alexander Kochinka
Emotionstheorien

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Alexander Kochinka (Dr. phil.) lehrt Psychologie an der Universität Hannover. Seine Forschungsschwerpunkte sind Emotionstheorien, Entwicklungspsychologie, Erzähltheorie, Biographieforschung und qualitative Methoden.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Alexander Kochinka

Emotionstheorien.
Begriffliche Arbeit am Gefühl

[transcript]

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Teile dieser Publikation entstanden im Rahmen der Studiengruppe »Lebensformen im Widerstreit. Identität und Moral unter dem Druck gesellschaftlicher Desintegration« am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen. Der Druck wurde aus Mitteln des Kulturwissenschaftlichen Instituts gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.ddb.de abrufbar.

© 2004 transcript Verlag, Bielefeld

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung:
Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Lektorat & Satz: Alexander Kochinka
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
ISBN 3-89942-235-X

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet:
http://www.transcript-verlag.de

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Für meine Eltern
und alle, von denen ich lernen konnte

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

INHALT

Einleitung 11

1. Gegenstandsklärungen 17

1.1 Differenzierungen 20

1.1.1 Das Gefühl und seine Symbolisierung 20 | 1.1.2 Das Gefühl: angeboren oder erlernt? 25 | *Exkurs über den Begriff der »biologischen Funktion«* 26 | 1.1.3 Das Gefühl und seine Dauer, das Gefühl und sein Verlauf – dynamische Aspekte 37 | 1.1.4 Einfache (simple) und zusammengesetzte (komplexe) Gefühle 40 | 1.1.5 Das Gefühl und sein Objekt – Die Gerichtetheit des Gefühls 43 | 1.1.6 Das Gefühl: beherrscht und unverfügbar 46 | 1.1.7 Das Gefühl: angenehm und unangenehm 53 | 1.1.8 Das Gefühl: privat und öffentlich 54 | 1.1.9 Zusammenfassung 57

1.2 Abgrenzungen 59

1.2.1 Das Gefühl und die Empfindung 60 | 1.2.2 Das Gefühl und die Stimmung 63 | 1.2.3 Das Gefühl als Persönlichkeitsmerkmal 66 | 1.2.4 Das Gefühl und die Motivation (worin eine Rolle spielt: Das Gefühl und die Handlung) 68 | *Exkurs über zentrale Begriffe der Motivationspsychologie* 69 | 1.2.5 Das Gefühl und die Kognition 87 | *Exkurs über drei Begriffe der Kognition in der Psychologie* 88 | 1.2.6 Zusammenfassung 110

1.3 Emotionspsychologische Gegenstandsbestimmungen 113

1.3.1 Emotionsdefinitionen 113 | 1.3.2 Metatheoretischer Vorschlag zur Gegenstandsbestimmung 123 | *Exkurs über Emotion und Motivation bei Emotions- und bei Motivationstheoretikern* 129

1.4 Was ist nun ein Gefühl? – Sieben Thesen 135

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

2. Relektüren 145

2.1 Charles Darwin 145
2.1.1 Methoden 147 | 2.1.2 Ergebnisse 149 | 2.1.3 Erklärungen: drei Prinzipien 152 | 2.1.4 Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen 161

2.2 Wilhelm Wundt 169
2.2.1 Wundts Auffassung vom Gegenstand der Psychologie 171 | 2.2.2 Einfache Gefühle 175 | 2.2.3 Zusammengesetzte Gefühle 181 | 2.2.4 Affekte 190 | 2.2.5 Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen 198

2.3 William James 213
2.3.1 James' Idee 214 | 2.3.2 Argumente 215 | 2.3.3 Einwände 225 | 2.3.4 »Feinere« Gefühle 231 | *Exkurs: Lange 236* | 2.3.5 Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen 249

2.4 Zusammenfassung 261

3. Die Frage nach der Zusammensetzung komplexer Gefühle 265

3.1 Gestaltpsychologie 267

3.2 Erzähltheorie 273

3.3 Zwei Modi der Bildung von Gefühlen: Gestaltbildung und Erzählbildung 277

4. Zusammenfassung 285

Literatur 289

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Danksagung und Hinweise zur Lektüre

Niemand, der ein Buch schreibt, bringt darin allein die Ergebnisse eigenen Nachdenkens zum Ausdruck. Die eigene Entwicklung und der eigene Standpunkt – obwohl er gelegentlich so einsam errungen scheint – ist immer schon die Folge so vielfältiger Einflüsse und Anregungen, daß gar nicht allen gedankt werden kann, denen gedankt werden müßte.

Ich hatte das große Glück, in meiner akademischen Sozialisierung immer auch auf Menschen zu treffen, die an meinen wissenschaftlichen Bemühungen wohlwollend Anteil genommen haben. Das betrifft bereits meine Studienjahre in Erlangen, wo ich am Lehrstuhl von Hans Werbik Elfriede Billmann-Mahecha und Jürgen Straub kennenlernte, denen ich seitdem und inzwischen über viele Jahre hinweg verbunden bin. Ich verdanke ihnen viel, und ihre Einflüsse reichen bis in das Fundament meiner wissenschaftlichen Arbeit.

Aber auch an der Stätte meiner gegenwärtigen Tätigkeit, der Universität Hannover, habe ich Kolleginnen und Kollegen kennenlernen dürfen, die einander bei aller Verschiedenheit der verfolgten Interessen mit Neugier und Wertschätzung begegnen. Dazu zählen neben der bereits erwähnten Elfriede Billmann-Mahecha etwa Jochen Tiedemann, Carlos Kölbl und Detlef Horster.

Meine Zeit als Mitglied der Studiengruppe »Lebensformen im Widerstreit« brachte mich mit einer Vielzahl von Menschen in Berührung, deren aufrichtiges Bemühen, über Fächer- und vor allem Fachsprachgrenzen hinweg an einem gemeinsamen Ziel zu arbeiten, nicht nur beeindruckend, sondern auch prägend war.

Einige kleinere Teile des ersten Kapitels habe ich im (wechselnden) Kreis befreundeter Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler diskutieren können, der sich unter dem inoffiziellen (und mittlerweile vollkommen abwegigen) Namen »Arbeitsgruppe Biographieforschung« von Zeit zu Zeit für zwei, drei Tage trifft. Auch hier möchte ich den Beteiligten – Gesine Grossmann, Carlos Kölbl, Robert Montau, Christine Plaß, Hartmut Seitz und Barbara Zielke – herzlich danken; nicht allein für die angesprochenen Diskussionen, sondern vor allem für ihre stete Denk- und Debattierlaune, die immer Lust macht auf mehr.

Unterschiedlich große Teile des Manuskripts haben Kristin Heczko, Hedda von Janson und Carlos Kölbl mit großer Sorgfalt gelesen. Allen möchte ich für ihre Rückmeldungen von Herzen danken; der Hinweis auf den kleinen Tippfehler soll nie weniger freundlich willkommen geheißen werden als der alles erübrigende Generaleinwand. Jede Verbesserung ist ihnen zu verdanken, jeder verbleibende Makel mir zuzuschreiben.

Für unschätzbare Dienste bei Literaturrecherche und -verwaltung schließlich danke ich Uwe Mylius, Britta Hanewinkel und ganz besonders Stefanie Wiesner.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Bleiben noch die bislang Ungenannten, von denen die eingangs angesprochenen vielfältigen Einflüsse und Anregungen ausgingen, manche von ihnen so lange her oder so passager, daß ihre Urheber vergessen, ihre Auswirkungen dagegen längst vereinnahmt worden sind. Sie sind sicher die größte Gruppe, der am schwierigsten zu danken ist: Sie sind in die Widmung eingeschlossen.

Noch einige Hinweise zur Lektüre: Daß sich im folgenden sowohl die Bezeichnung »Emotion« als auch die Bezeichnung »Gefühl« findet, ja beide sogar bis in den Titel vorgedrungen sind, ist natürlich kein Zufall. Mir liegt daran (und im weiteren wird dies auch begründet), den allzu häufig vernachlässigten »Erlebensaspekt« der Emotion zu rehabilitieren; m. E. hat im Mittelpunkt einer *psychologischen* Theorie vom Gefühl nichts anderes seinen Platz – Schwierigkeiten, gleich wie groß, methodisch kontrolliert darauf zuzugreifen, sollten (und können) daran nichts ändern. Insofern und um diese Intention stets in der Aufmerksamkeit zu halten, wäre der Begriff Gefühl der geeignete. Unglücklicherweise hat sich in der Psychologie der Begriff der Emotion so weitgehend durchgesetzt, daß er, etwa in der Benennung einer entsprechenden Theorie, kaum noch zu vermeiden ist, will man verstanden werden. Zusätzlich kompliziert wird die Lage, weil manche »Emotionstheorien« so etwas wie das Gefühl, also den Erlebensaspekt, als eine der »Komponenten« einer Emotion, also als untergeordneten Baustein betrachten (m. E. natürlich zu Unrecht). Aber auch die Theorien, die das nicht tun, behandeln »ihre« (dann im Einzelfall wie auch immer gefaßte) »Emotion« stets so, *als ob* sie das Phänomen beschreibt, auf welches landläufig als Gefühl Bezug genommen wird. (Das gestattet es eben überhaupt erst, an einer begrifflichen Konzeption von »Gefühl« zu arbeiten und hierzu »Emotionstheorien« heranzuziehen.) Eine uneinheitliche Verwendung wie in der vorliegenden Arbeit ist die bedauerliche, aber unvermeidbare Folge (vgl. auch Kapitel 1.4).

Vielleicht sind ja alle Jahrhundertwenden eine so lebendige Zeit für die Schriftsprache, die sich dann aus dem Schlaf erhebt, kurz schüttelt und orthographische Fesseln zerreißt. Wenn sich in den von mir wiedergegebenen Zitaten jedenfalls eine bunte Vielfalt zeigt, wenn (noch) »dass« geschrieben wird (wie, so hört man, schon wieder), oder (schon) »daß« (wie angeblich nicht mehr), wenn Hervorhebungen gesperrt gesetzt sind (wie gerne in den deutschsprachigen Originalen) oder *kursiv* (wie häufiger im Englischen oder »moderner« wirkenden deutschen Texten), wenn es nach Doppelpunkten mal groß, mal klein weitergeht, wenn sich »anaesthesia« neben »anæsthetic« findet und mehrerlei Schreibweisen für »zivilisiert« auftauchen, dann möge der Leser im Zweifelsfall eher die akribische Orientierung am vorliegenden Original unterstellen als eine schlampige Wiedergabe der Quellen.

Hannover, August 2004 Alexander Kochinka

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

EINLEITUNG

Eine bewährte Methode der Einleitung in eine Arbeit besteht darin, auf die Aktualität des Behandelten aufmerksam zu machen. Auch dem Verfasser der vorliegenden Arbeit steht dieser Weg offen, obwohl es sich im folgenden nicht zuletzt um drei Emotionstheorien handeln wird, die allesamt mehr als ein Jahrhundert gesundes Altern hinter sich haben (und in jeder ernstzunehmenden Psychologiegeschichte ein entsprechendes Patriarchendasein führen). »Das Gefühl scheint wieder mal in aller Munde zu sein«, könnte ich also etwa anheben, um sodann auf verschiedene neuere Publikationen hinzuweisen, darunter durchaus für einen größeren Leserkreis geschriebene. Ich könnte aus der Tatsache, daß sie diesen Leserkreis auch zu finden scheinen, das nach wie vor bestehende allgemeine Interesse an einer Rehabilitierung des Gefühls ebenso ableiten wie die Diagnose, daß letztere offenbar noch immer aussteht. Ich könnte anschließend aus den angesprochenen Publikationen die (gar nicht mal so kleine) Zahl derer auswählen, die das Gefühl mit neurophysiologischen Wissenszuwächsen in Verbindung bringen, und meinerseits Zweifel formulieren, ob das Angestrebte (oder auch »nur« ein besseres Verständnis) auf diesem Weg erreicht werden kann. Wie dem auch sei – der Einstieg wäre geschafft, das Interesse pflichtschuldig erwacht. Es scheint mir jedoch verheißungsvoller, die bewährten, breit gepflasterten Wege zu verlassen und mich nicht in einer Schablone auszudrücken. Vielleicht läßt sich so ein genauerer Eindruck vermitteln, was auf den folgenden Seiten zu erwarten ist und was nicht.

Denn die vorliegende Arbeit verdankt ihre Entstehung dem Staunen, ihre Gestalt aber einem schrittweisen Vorwärtstasten.

Meine erste intensivere Beschäftigung mit psychologischen Emotionstheorien ergab sich eher zufällig im Rahmen der Vorbereitung entsprechender Seminare. Je genauer man sich dann im Feld dieser Theorien umsieht, umso verwunderter reibt man sich die Augen: zunächst einmal wegen der großen Zahl theoretischer Vorstellungen von den Gefühlen des Menschen, vor allem aber wegen den so verschiedenartigen Perspektiven und Prämissen dieser Vorstellungen, ihrer voneinander abweichenden Fassungen des interessierenden Gegenstandes, ihrer letzt-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lich radikalen Unterschiedlichkeit, ja Unvergleichbarkeit. Man stelle als Exempel einmal behavioristische Emotionstheorien, etwa die lerntheoretische Watsons (1919; 1924, S. 214 ff.; 1968, S. 154 ff.; Watson & Rayner 1920; vgl. auch Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1993, S. 43 ff.), und neuere, soziologische oder sozialkonstruktivistische Theorien, bspw. Kempers »social interactional theory of emotions« (1978; 1984; vgl. auch Gerhards 1988, S. 123 ff.), einander gegenüber: Der eine postuliert drei grundlegende und angeborene Gefühle (1. Liebe bzw. sexuelle Erregung, 2. Wut bzw. Zorn und 3. Furcht; vgl. etwa Watson 1968, S. 167 f.) – genauer eigentlich fixierte »emotionale Verhaltensmuster« mit genau bestimmten »Auslösern«[1] –, die sich dann in der individuellen Entwicklung auf der Grundlage der behavioristischen Lerngesetze differenzieren und irgendwann mit dem vielfältigen »Gefühlsleben« eines Erwachsenen identisch sein müßten. Der andere faßt Emotionen ausschließlich als Folge (realer oder imaginierter) sozialer Beziehungen, wobei das fühlende Individuum sowohl Macht als auch Status der eigenen Person wie des Gegenübers »einschätzt« und – je nach den Ergebnissen dieser Einschätzung (sowie einiger zusätzlicher, darauf aufbauender Unterscheidungen) – zu unterschiedlichen Emotionen gelangt. Es wird sich wohl nicht nur mir angesichts derart heterogener Vorstellungen die Frage stellen, was Watsons Überlegungen denn überhaupt mit denjenigen Kempers verbindet.

Dabei ist das Gefühl gleichzeitig ein wahrhaft ubiquitärer Gegenstand der Erkenntnis – wirklich jeder hat schon mal eines gehabt (und viele, denen man vom Thema einer Arbeit wie der vorliegenden erzählt, wissen denn auch sofort, wovon die Rede ist). Schwer vorstellbar, daß sich Watsons Gefühle so gravierend von denen Kempers unterschieden... Natürlich unterscheidet sich Watsons Zorn von Kempers Zuneigung – aber doch kaum vorstellbar, daß beide nicht insgesamt durchaus vergleichbare Erfahrungen mit ihren je eigenen Gefühlen gemacht haben. Wie sind dann also derart gravierende Unterschiede in der theoretischen Abbildung zu erklären?

Auch nach der Erarbeitung der vorliegenden Schrift habe ich hierauf keine Antwort, die sich in einem Satz oder zweien mitteilen ließe. Zunächst hielt ich das Gefühl für einen außergewöhnlich »formbaren«, »weichen« Gegenstand, der einem Werkzeug – und gleich, welch einem

1 Diese »festen« Verhaltensprogramme sind ad 1) Beruhigung, Gurgeln, Glucksen; ad 2) Steifwerden des Körpers, Schreien, Aussetzen der Atmung, Gesichtsrötung und ad 3) Anhalten des Atems, Zusammenzucken, Schreien, oft Defäkation und Urinieren (vgl. Watson 1968, S. 167 f.); die zugehörigen »Auslöser« sind ad 1) Streicheln, Schaukeln; ad 2) Behinderung der Körperbewegungen und ad 3) laute Geräusche, Haltverlust (vgl. ebd.).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

theoretischen Werkzeug – kaum Widerstand entgegensetzt, sondern sich von einem Spatel ebenso formen läßt wie von einem Vorschlaghammer, einer Säge oder einem Schraubenschlüssel. Eine erste Idee für eine Arbeit über verschiedene (und gerade auch historische) Emotionstheorien bestand daher darin, insbesondere auf diese Spuren zu achten, die das »Werkstück« in Folge der Bearbeitung dann trägt, und etwa Wundts Vorstellungen als typisch zergliedernde und »elementenpsychologische« Sicht auf das Gefühl zu rekonstruieren, Watsons Konzeption als solche, in der das Gefühl (wie alles andere auch) lerntheoretischen Gesetzen unterworfen ist, James' Vorschlag mit der Unkonventionalität des Pragmatismus in Verbindung zu bringen, Schachter und Singer als Vertreter einer »kognitiven Wende« auf dem Gebiet der Emotionstheorien auszuweisen usw. – Es kam anders; gerade solche Spuren interessieren in der vorliegenden Arbeit nur noch nebenbei – wahrscheinlich weil es mir irgendwann wünschenswert erschien, die mit einem solchen Erkenntnisinteresse rekonstruierten theoretischen Entwürfe nicht beziehungslos nebeneinander zu stellen, sondern sie miteinander in ein Verhältnis zu setzen, sie zu verorten. Vermutlich geisterte ganz einfach noch immer die irritierende Frage im Hintergrund herum: Wie können emotionstheoretische Aussagen derartig verschieden sein, wo sie doch allesamt Aussagen über dasselbe sein wollen?

Es schien mir folglich nötig, eine Vergleichsbasis zu schaffen, zumindest provisorisch eigene Vorschläge zu unterbreiten, Vorschläge darüber, was als Gegenstand einer Emotionstheorie, was als Gefühl gelten soll und was nicht. Mir schien inzwischen ein Teil der Differenzen unterschiedlicher Emotionstheorien einfach daher zu rühren, daß nicht jeweils das gleiche Phänomen in den Blick genommen worden war, sondern (meist) entweder nur Teile dieses Phänomens und andere nicht, oder (manchmal) umgekehrt Erscheinungen, die vielleicht nicht mehr eigentlich als Gefühle gelten, stellvertretend behandelt oder mit behandelt worden waren. (Das scheint mir im übrigen noch immer so; andere Gründe kommen jedoch hinzu.) Ohne eine Art »Eichung« kam mir die vergleichende Behandlung verschiedener Emotionstheorien kaum sinnvoll denkbar vor. Um eine möglichst umfassende (und auch möglichst umfassend zustimmungsfähige) Skizze des Gegenstands jeder Emotionstheorie zu präsentieren, erschien mir der Verzicht auf jede konkrete theoretische, alles weitere präformierende Position unabdingbar. Ein als Prüfstein für jede beliebige Emotionstheorie geeignetes Verständnis ihres Gegenstandes muß ohne Rückgriff auf eine bestimmte Emotionstheorie entwickelt werden.

Als knappe, mehrseitige Skizze gedachte entsprechende Vorüberlegungen nahmen unversehens immer monströsere Ausmaße an. Wenn

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

begründeter Verdacht besteht, daß eine bestimmte Emotionstheorie nur einen Teil ihres Gegenstandes behandelt, liegt nahe, diesen Gegenstand mit Hilfe dimensionaler Unterscheidungen zu entfalten (wie in Kapitel 1.1 geschehen). Wenn der Verdacht besteht, eine andere Emotionstheorie behandelt etwas als Gefühl, das kein Gefühl ist, ergibt sich die Notwendigkeit, das Gefühl (möglichst allgemein zustimmungsfähig) von anderen Phänomenen abzugrenzen (wie in Kapitel 1.2 unternommen). Auf diese Weise mit einem erarbeiteten ersten Vorverständnis dessen versehen, was als Gefühl (und damit als Gegenstand einer Theorie vom Gefühl) gelten soll, stellt sich wohl als nächste Aufgabe, dieses Vorverständnis mit dem Verständnis zu konfrontieren, das in der Emotionspsychologie vorzufinden ist (oder diskutiert wird). Auf zwei unterschiedlichen Wegen wird dieses Ziel (in Kapitel 1.3) verfolgt: Einmal wird eine Sammlung von Emotionsdefinitionen ausgewertet, zum anderen ein spezifisches Modell der Emotion näher betrachtet, das einen gewissen integrativen Anspruch erhebt (und sich, insoweit es das zu Recht tut, durchaus dazu eignet, herangezogen zu werden, wenn das emotionspsychologische Verständnis des Gefühls interessiert). Aus diesen verschiedenen Quellen – einer am alltäglichen Sprechen und Denken orientierten, gleichwohl mit systematischem Interesse unternommenen Erörterung einerseits, einer kritischen Bearbeitung fachwissenschaftlicher Begriffsbestimmungen andererseits – läßt sich soviel Relevantes für eine Theorie vom Gefühl zusammentragen, daß die wichtigsten (aber beileibe nicht alle) Ergebnisse noch einmal in einem gesonderten Kapitel (1.4) gesammelt präsentiert werden.

All dies geschieht, wie erinnerlich, noch immer in Vorbereitung der zunächst gesetzten Aufgabe: der vergleichenden Rekonstruktion einiger historischer Emotionstheorien. Diese Aufgabe wird schließlich im zweiten Kapitel am Beispiel der entsprechenden Überlegungen von Charles Darwin, Wilhelm Wundt und William James angegangen. Wenn die oben angesprochene frühe Idee – nämlich Emotionstheorien insbesondere im Hinblick auf die zeit- und ideengeschichtlichen Spuren zu betrachten, die sie tragen – kaum noch eine Rolle in der vorliegenden Arbeit spielt, dann vielleicht auch aufgrund meiner Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit Darwins, Wundts und James' Vorschlägen. Denn ein genauerer Blick in ihre Schriften enthüllt übereinstimmend eine Menge hochinteressanter Details, die im breiten Strom der emotionspsychologischen Überlieferung mehr oder minder untergegangen sind. Das betrifft in ganz außergewöhnlichem Umfang Wundts, im Grundsatz aber auch Darwins und James' Position. Es gehört zu den für mich eindrücklichsten Erfahrungen im Zusammenhang mit dieser Arbeit, etwa bei der Lektüre hundert Jahre alter Schriften Wundts reihenweise auf Überlegungen zu stoßen, die ganz unmittelbar an Fragen anschließen, die in den Vorarbeiten des ersten

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kapitels aufgeworfen und erörtert worden waren. Wenn die ursprüngliche Idee also an Wichtigkeit verlor, dann einfach deshalb, weil eine vorgelagerte Aufgabe an Bedeutung gewann: nicht um zeit- und ideengeschichtliche Spuren in den behandelten Emotionstheorien konnte es vorrangig gehen, sondern zunächst einmal schlicht darum, diese Theorien möglichst umfassend und gleichzeitig unverzerrt zu rekonstruieren. Dies geschieht in den Teilen des zweiten Kapitels; dabei habe ich mich bemüht, die Resultate der Bemühungen des ersten Kapitels präsent zu halten, als »Lese-« und »Denkhilfe« in der Auseinandersetzung zu gebrauchen, aber auch umgekehrt den klassischen Emotionstheorien zu ermöglichen, sie in Frage zu stellen, um sie so zu modifizieren oder weiterzuentwickeln.

Eine der Kernfragen der vorliegenden Arbeit kristallisierte sich bereits in den Vorarbeiten des ersten Kapitels heraus: Gefühle können ausgesprochen komplexe Gebilde sein. Verschiedenste »Bestandteile« – Gedanken, Erinnerungen, Phantasievorstellungen, sogar andere Gefühle oder manchmal ein »eruptives« Tun und von diesem Tun herrührende körperliche Empfindungen – können eine wesentliche, ja konstitutive Rolle für ein solches komplexes Gefühl spielen. Die Frage, wie sich eine solche »Zusammenfügung« von »Bestandteilen« – die wohlgemerkt in keinem Fall ein notwendiges Element eines Gefühls darstellen (wie, so ähnlich, von manchem modernen »Mehr-Komponenten-Modell« der Emotion behauptet wird), jedoch jeweils für ein bestimmtes Gefühl unverzichtbar sein können – denken läßt, begann mich bereits während der Vorarbeiten zu beschäftigen. Diese Frage tauchte in allen drei behandelten Theorien auf, am deutlichsten wiederum bei Wundt. In einem dritten Kapitel schlage ich daher zwei (auch) in der Psychologie untersuchte Prozesse vor, in deren Verlauf es zur Formung eines Ganzen aus Teilen kommt: nämlich die Bildung einer (Wahrnehmungs-)Gestalt zum einen, die Bildung einer Erzählung zum anderen. Beide unterscheiden sich in wesentlichen Punkten: So benötigt letzteres Zeit und verläuft intentional, ersteres geschieht plötzlich und läßt sich weder steuern noch verhindern. Beide eignen sich, wie im dritten Kapitel anhand von Beispielen dargelegt wird, folglich als idealtypische Vorstellungen, analog zu denen man die Zusammensetzung komplexer Gefühle aus ihren Bestandteilen konzipieren kann. Damit ist eine mögliche Antwort auf eine zentrale Frage formuliert, die sich unmittelbar aus der Beschäftigung mit dem Thema ergab – und zwar sowohl »aus der Entfernung«, also während der (weitgehend) »theoriefreien« Vorarbeiten in Kapitel 1, als auch »von Nahem«, also in der engen Auseinandersetzung mit drei klassischen Emotionstheorien.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Viele Fragen aber bleiben offen. Das betrifft nicht nur die naheliegende Idee, ein Vorgehen wie das hier vorgeführte auf weitere Emotionstheorien auszudehnen. Es spricht nichts gegen diese Möglichkeit, und nichts dagegen, dann ähnlich lohnenswerte Resultate wie im Falle Darwins, Wundts und James' zu erwarten. Daneben gibt es jedoch eine Vielzahl weiterer fesselnder Themen und Fragestellungen im Rahmen der Emotionspsychologie, auf die ich gar nicht (oder nur isoliert in einer Fußnote) eingehen konnte. Für die Bearbeitung solcher Fragestellungen könnte die im ersten Kapitel geleistete begriffliche Arbeit ebenfalls von Nutzen sein – und sei es nur, um die jeweils interessierenden Fragen schärfer zu konturieren.

Die vorliegende Arbeit könnte also hier und da sicherlich auch eine andere Gestalt haben. So und nicht anders ist es eben mit dem Vorwärtstasten: es führen unterschiedliche, nicht selten gewundene Wege zum Ziel. Aber ganz egal, ob der Weg bekannt ist, so daß beherzt ausgeschritten werden kann, ob er erst mühsam gesucht werden muß, oder ob gar das Erreichte sich dem Überraschten erst dann als Ziel erweist, wenn er bereits angekommen ist: Ohne das Staunen kommt man nicht weit.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1. GEGENSTANDSKLÄRUNGEN

Emotionstheorien liegen in großer Zahl und Vielfalt vor; wer sie sinnvoll miteinander vergleichen möchte, der muß zunächst unterstellen, daß sie sich sämtlich auf denselben Gegenstand beziehen. Dies ist, wie sich zeigen wird, jedoch nicht der Fall: Ein Teil der Unterschiede (und vielleicht kein kleiner), die sich zwischen verschiedenen Emotionstheorien eröffnen, läßt sich wohl darauf zurückführen, daß bereits als Gegenstand Unterschiedliches in den Blick genommen wird. Denn »das« Gefühl ist ein ausgesprochen bunter und vielfältiger Gegenstand – und wer lediglich einen bestimmten Ausschnitt auf bestimme Weise betrachtet (und von anderem absieht), der stellt Überlegungen in bestimmter Richtung an und kommt zu anderen Schlußfolgerungen als derjenige, der sich um ein ganz anderes Segment bemüht. (Während beide nicht in jedem Fall davor gefeit sind, das von ihnen behandelte Fragment im Verlaufe ihrer Bemühungen immer mehr mit »dem ganzen« Gefühl zu verwechseln.)

Wenn aber nicht unterstellt werden kann, daß Emotionstheorien sich auf den gleichen Gegenstand beziehen, dann muß, wer sie miteinander vergleichen möchte, zunächst den Gegenstandsbereich klären, auf dessen mehr oder minder große Teile sie sich in unterschiedlicher Weise beziehen (können). Es muß dargelegt werden, was unter Gefühl verstanden werden kann und soll – und dies dient mindestens dreierlei Zielen: Zum ersten eröffnet es einen anfänglich möglichst weiten Blick auf den Gegenstand, der unbefangen und frei sein soll und auch solche Aspekte ins Bewußtsein heben, die möglicherweise von Anfang an in die Marginalität und das Vergessen rücken, wenn der erste Blick auf das Gefühl bereits geleitet wird von einer spezifischen Emotionstheorie. Zum zweiten fundiert eine solche Darlegung die später zu erwartenden »Übersetzungsleistungen«, die notwendig werden, wenn zu erörtern und diskutieren ist, was in den einzelnen Emotionstheorien überhaupt unter »Gefühl« (oder Emotion) verstanden wird. Und zum dritten schließlich erbringt eine solche Darlegung im günstigsten Falle Kriterien, die einen Vergleich von Emotionstheorien nicht nur ermöglichen, sondern sogar ordnen und systematisieren.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die avisierte Klärung des (potentiellen) Gegenstandsbereiches von Gefühlstheorien wird in mehreren Schritten verfolgt: Zunächst – und wie in Anbetracht des ersten der soeben genannten Ziele kaum anders denkbar – wird eine alltagsweltlich gegründete Annäherung an das Phänomen »Gefühl« gewagt. Durchaus mit theoretischem Interesse und in systematisierender Absicht, gleichwohl ungeschützt und nicht durch Ziele und Interessen angeleitet, wie sie etwa der vorgängigen Beschäftigung mit einer prominenten Emotionstheorie oder einer identifizierbaren theoretischen Richtung entstammen könnten (und notwendig auch würden), soll eine Art »Phänographie« der Gefühle skizziert werden, die das Phänomenfeld unvoreingenommen ausbreitet und seine Grenzen absteckt. Dies wird in zwei Teilschritten unternommen: Unter dem Titel »Differenzierungen« (Kapitel 1.1) finden sich Überlegungen, die unter Zuhilfenahme von Begriffspaaren (nicht selten dichotomer oder polar-konträrer Art) den vielfältigen Untersuchungsgegenstand, das verwirrend vielgestaltige Phänomen »Gefühl«, entfalten. Diese Begriffspaare liefern metaphorisch gesprochen Achsen, an denen entlang sich der »Gefühlsraum« so aufspannen läßt, daß (nach Möglichkeit) alles in ihm Platz hat, was alltagssprachlich und -weltlich in diesen oder jenen Kontexten als Gefühl bezeichnet wird. Der entstehende »Gefühlsraum« ist jedenfalls durchaus groß und – wie ich hoffe – auch umfassend; unter dem Titel »Abgrenzungen« (Kapitel 1.2) werden daher in einem zweiten Teilschritt einige Punkte zur Sprache gebracht und diskutiert, an denen »das Gefühl« zu etwas anderem zu werden scheint, an denen es Berührungspunkte hat, zur Empfindung, zur Stimmung, zum Persönlichkeitsmerkmal, zur Motivation oder zur Kognition vor allem. Auch diese der Abgrenzung dienende Diskussion ist dem Grundsatz nach nichts Größerem als einer schlichten, systematischen Explikation von Alltagswissen und -denken verpflichtet – allerdings werden hier nun zunehmend psychologische Fachtermini ins Spiel gebracht, die im Alltag eine differierende (oder eine kaum nachweisbare) Bedeutung haben, so daß zumindest für die Abgrenzung zu »Motivation« und »Kognition« nicht mehr auf eine skizzenhafte, fachwissenschaftliche Rekonstruktion dieser Begriffe verzichtet werden kann. Mit Hilfe der den Gegenstand entfaltenden Differenzierungen und der ihn an den Rändern vorsichtig einsäumenden Abgrenzungen sollte also in einem ersten Schritt eine Vorstellung vom vielgestaltigen Gefühl erarbeitet werden.

Das Vorgehen hierbei wurde bereits als offen und am Alltagsdenken orientiert charakterisiert; wollte man es noch näher bestimmen, so könnte man dies in dreierlei Weise: Es ist erstens »phänomenologisch« in einem ganz unprätentiösen Sinn des Wortes, es arbeitet mit einer Reihe von dem alltäglichen Erleben entnommenen Beispielen und zielt im Resultat

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

auf eine Art »Phänographie«. Es ist zweitens in gewisser Hinsicht semantisch, weil es immer wieder nach der Bedeutung von Wörtern fragt und nach der Bedeutung der Art und Weise, in der wir über Gefühle reden – und nicht zuletzt weil es voraussetzt, daß eine Betrachtung dieser Art und Weise auch tatsächlich etwas Substantielles über das Gefühl zu lehren vermag. Und es ist drittens schließlich, wenn man so will, logisch oder begriffslogisch, weil es etwa gefundene Einteilungen oder Ordnungen systematisch abschreitet und auch dort nachfragt, wo sich die Phänomene nicht bereits auf den ersten Blick zeigen (weil es also nicht nur die Phänomene auf die ihnen zugrundeliegende Ordnung hin betrachtet, sondern eine solche Ordnung, wo sie sich zeigt, auch umgekehrt als Anleitung für die Suche nach Phänomenen nutzt).

Das so gewonnene erste Verständnis wird sodann in einem zweiten Schritt kontrastiert mit einem Gegenstandsverständnis, wie es sich in der emotionspsychologischen Literatur zeigt (Kapitel 1.3). Hierbei kann freilich nicht auf eine bestimmte Emotionstheorie rekurriert werden – vielmehr wird zunächst eine möglichst breite Vielfalt unterschiedlicher Emotionsbegriffe berücksichtigt (Kapitel 1.3.1) und dann exemplarisch ein metatheoretischer Ansatz herangezogen, der diese Vielfalt nicht bloß konstatiert oder noch vermehrt, sondern auch zu systematisieren bzw. sogar in einer Metavorstellung unterzubringen und zu verarbeiten sucht (Kapitel 1.3.2). Einige der Aspekte, die sich in der alltagsweltlichen »Phänographie« des Gefühls finden, werden uns dabei wieder begegnen; auf der Grundlage der geleisteten Vorarbeiten können etwaige Desiderate ebenso aufgezeigt werden wie umgekehrt eventuelle »Überhänge« eines von der Theorie her rekonstruierten Emotionsbegriffes, deren Analoga sich in den zunächst geleisteten alltagsweltlichen Rekonstruktionen nicht (unbedingt) finden. Der Zusammenschau der wichtigsten Resultate dieser »zweigleisigen« Anstrengung zu bestimmen, was ein Gefühl eigentlich sei, dient Kapitel 1.4, wo in thesenhafter Form einige Vorschläge bezüglich dieser Frage zu finden sind.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1.1 Differenzierungen

1.1.1 Das Gefühl und seine Symbolisierung

Eine erste grundlegende Unterscheidung analytischer Art *und* von analytischem Wert läßt sich zwischen dem Phänomen selbst und seiner Symbolisierung treffen. Das Gefühl selbst – und wie wir es empfinden –, dies ist der erste und eigentliche Gegenstand einer Gefühls- oder Emotionstheorie. Allerdings lassen sich Gefühle – jedenfalls die Gefühle »der anderen« – nicht direkt beobachten, beschreiben oder gar messen; empirisch erfaßbar werden Gefühle erst mit ihrer Symbolisierung. Symbolisch gefaßt und präsentiert werden Gefühle vor allem in zweierlei Symbolsystemen: in der Sprache und im (gestischen, mimischen) Gefühlsausdruck.

Zwar »äußern« sich Gefühle darüber hinaus in der Veränderung physiologischer Parameter,[1] dies sollte jedoch – vor allem aus zwei Gründen – nicht als Symbolisierung aufgefaßt werden. Zum einen fehlt die Willkürlichkeit des Ausdrucks, die Freiheit, etwas bestimmtes (und nichts anderes) auszusagen, kurz damit auch: die Möglichkeit zu lügen. Zumindest fehlt die Möglichkeit, unmittelbar und kurz entschlossen zu lügen; spitzfindig könnte man nämlich einwenden, daß auch Eingriffe in die eigene Physiologie denkbar sind (Psychopharmaka, Drogen, Atemtechniken usw.), die »wahre« Gefühle auch körperlich-physiologisch verbergen sollen (etwa in einer Prüfungssituation); die sie also verbergen, oder sogar, wie James und Lange in einem solchen Falle postulieren würden, verändern. Zum anderen ist die physiologische »Sprache des Körpers« im entscheidenden Unterschied zu echten sprachlichen Symbolsystemen nicht auf Versteh-, auf Hör- oder Lesbarkeit hin angelegt, ja zum Großteil überhaupt erst mit mehr oder minder großem apparativen Aufwand wahrnehmbar.

Erst in der symbolischen Äußerung in der Sprache und im nichtsprachlichen Gefühlsausdruck werden Gefühle also empirisch erforschbar. Zwar lassen sich auch physiologische Parameter im Zusammenhang mit Gefühlen und dem Gefühlsgeschehen zum Gegenstand machen – allerdings können uns diese kaum etwas über das Phänomen selbst, das Gefühl, mit dem sie einhergehen, lehren. Über das Gefühl der Liebe erfahren wir nicht viel, wenn man uns mitteilt, daß mit ihm zusammen

1 Bekanntermaßen gab und gibt es folglich auch Versuche, gerade dieses Merkmal in den Mittelpunkt einer Emotionstheorie zu stellen (vgl. etwa die Ausführungen zu William James, Kapitel 2.3).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Herzklopfen[2] auftreten kann – etwa so viel wie wir über das Fußballspiel wissen, wenn wir festhalten, daß die Spieler dabei in der Regel transpirieren. Vielmehr besteht, wie man z. B. mit Laucken (1996, S. 162, 205 ff.; 1989, S. 87 ff.) sagen könnte, eine Ermöglichungsbeziehung zwischen Vorgängen der Körperwelt (physikalisch-mechanisch zu untersuchende Ballbewegungen, physiologisch zu erforschende Muskelkontraktionen und Drüsentätigkeiten der Spieler usw.) und solchen der Lebenswelt (bspw. die semantisch, historisch o. ä. zu untersuchende Fragestellung nach Verlauf und Bedeutung dieses Spieles, wie sie im Ansatz in einer entsprechenden Radioübertragung zu hören ist).

Die Unterscheidung zwischen dem Gefühl und seiner Symbolisierung ist von analytischem Wert – d. h., mit ihrer Hilfe können weitere Unterscheidungen getroffen werden –, weil sie die theoretischen Zugänge zum Gefühl ordnet, indem sie sie in empirisch breit fundierte erstens, in explizit oder implizit introspektive[3] zweitens und drittens spekulative[4] zu scheiden vermag – wobei ich hiermit durchaus nicht den Appell verbinde, lediglich erstere voranzubringen. Soll Theoriebildung empirisch gegründet sein und dabei nicht – was wohl so manchen nicht ausreichend schiene – alleine von den Gefühlen einer einzigen Person ausgehen – nämlich denjenigen, die der Theoretiker als einzige direkt untersuchen kann, seinen eigenen –, so ist sie auf das symbolisierte, kommunizierte Gefühl angewiesen. Eine Zwischenstellung nehmen (eher explizit) auf Introspektion beruhende Versuche ein. Für einen (im Prinzip) weiteren und breiteren Zugang zum Phänomen verzichten sie darauf, ihre Gültigkeit durch methodisch kanonisiertes, korrektes Vorgehen von der Stichprobenwahl bis zur Auswertung zu erzwingen, um stattdessen um Prüfung und Nachvollzug der behandelten Phänomene zu werben und sich um Plausibilität zu bemühen. Wo ein solches Werben und Bemühen, das

2 Und hier bezeichnet »Herzklopfen« natürlich einen physiologischen Vorgang (»Palpitation mit erhöhter Frequenz und/oder erhöhter Amplitude«) und nicht – wie alltagssprachlich in der Regel – bereits metaphorisch psychische Vorgänge und Zustände, zum Beispiel der Unruhe, der Erregung und Gespanntheit. Das nicht metaphorisch verwendete Wort »Herzklopfen« lehrt uns nichts über die Liebe, das metaphorisch verwendete vertritt lediglich die Stelle des Wortes »Liebe«.

3 Mit dem Begriff der Introspektion ist hier schlicht etwas gemeint, was auch als »Perspektive der ersten Person« bezeichnet worden ist (z. B. Werbik 1991; Popp-Baier 1996; Greve 1996; Werbik & Appelsmeyer 1999; Hartmann & Werbik 2001, S. 172 ff.). Eine Aufarbeitung der psychologisch-methodologischen Debatten um die Wende des 19. zum 20. Jahrhunderts und während der folgenden Jahrzehnte erscheint hier nicht notwendig.

4 Dabei geht es mir gerade auch um die fruchtbaren und weiterführenden Aspekte jeder »Spekulation«; vgl. zu ihrer begriffsgeschichtlichen Rehabilitation Sichler (1994).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sich – von der Selbstwahrnehmung ausgehend – an die nachvollziehende Selbstwahrnehmung (bzw. die Erinnerung) des anderen richtet, in den Hintergrund tritt, wo der Zugang zum Gegenstand also bestenfalls noch implizit introspektiv ist (oder gar nicht mehr – natürlich kennt jemand, der über Gefühle nachdenkt, zwangsläufig die eigenen aus der Innensicht, jedoch kann er diese Kenntnis durchaus ignorieren und bspw. kontraintuitive Modelle entwerfen), dort gehen introspektiv fundierte in spekulative Entwürfe über. In diesem Sinne erscheint die physiologisch orientierte Untersuchung eines Gefühls durchaus als spekulativ. Wem dies merkwürdig vorkommt, der sei daran erinnert, worum es mir hier geht: um Aussagen über Gefühle, nicht aber um solche über das während ihres Erlebens sich ereignende biologische Geschehen. Und wer solche Bemerkungen für überflüssig hält, weil Gefühle nicht mehr physiologisch »angegangen« würden, der sei daran erinnert, daß das vorgebrachte Argument sich ganz analog natürlich auch gegen zeitgenössische hirnphysiologische oder neurologische Ansätze richten läßt. Zweifellos können auch spekulative Ansätze hohen Erkenntniswert haben – Beispiele spekulativ gewonnener (und mitunter gar kontraintuitiver), dabei nichtsdestoweniger befruchtender und weiterführender Theorien und Theoreme finden sich bekanntlich auch in der Psychologie durchaus: Man denke etwa an die Schwierigkeiten, die der Vorschlag eines Unbewußten zunächst hatte, sich durchzusetzen gegen die vorherrschende Vorstellung eines stets autonom handelnden Subjekts (vgl. etwa Ellenberger 1973, S. 434 ff.). Man denke auch – um nicht mehr allein auf psychologische, sondern auf soziologische oder (sprach-)philosophische Versuche hinzuweisen – an zeitgenössische Versuche, den Menschen in der modernen Welt, genauer dasjenige, was er tut und was er sagt, ohne ein »Subjekt« zu denken (etwa durch Lyotard 1987).

Die Unterscheidung zwischen dem Gefühl und seiner Symbolisierung ist jedoch auch eine bloß analytische – d. h., sie unterscheidet etwas künstlich, das als Phänomen eine unauflösbare Einheit darstellt: Die substantialistische Vorstellung eines bereits unabhängig vorhandenen Gefühls, das (nachträglich und bedarfsweise) symbolisiert wird, läßt sich, wenn überhaupt, allenfalls für einen kleinen Teil der Gefühle aufrechterhalten: für sehr »simple«, einfache, möglicherweise in Analogie zu instinktivem Verhalten konzipierbare Gefühle wie vielleicht einem Erschrecken bei einem lauten Geräusch oder dem unverhofften Anblick des sprichwörtlichen (in der Emotionspsychologie noch nicht ausgestorbenen) Bären im Wald.[5] Die begrifflich vorbereitende Arbeit in Kapitel 1.2.5,

5 Damit ist eine Unterscheidung angesprochen, die im nächsten Abschnitt (Kapitel 1.1.2) als Unterscheidung von angeborenen und erlernten Gefühlen,

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

vor allem aber der in Kapitel 2 folgende Überblick über verschiedene Emotionstheorien wird deutlich machen, daß die meisten dieser Theorien kognitive Prozesse auf die eine oder andere Weise maßgeblich beteiligen (oder zumindest nicht ausschließen). Komplexe, kaum noch (oder nur sehr gezwungen) als der angeborenen »Grundausstattung« des Menschen zugehörig zu denkende, vielleicht auch kulturspezifische Gefühle wie Eifersucht oder Neid sind auf – z. T. äußerst komplexe – Kognitionen angewiesen, die weit über die etwaige Bewertung einer Situation als gefährlich oder ungefährlich hinausgehen (eine Bewertung, wie sie mitunter auch sehr »instinktnah« gedachten Gefühlen »zugestanden« wird). Neid zum Beispiel setzt bereits begriffslogisch Eigentum (in einem weiten Sinne)[6] voraus, und es ist an Objekten normalerweise nicht unmittelbar wahrnehmbar, wer das Eigentum an ihnen besitzt. Um jemanden (meinen Nachbarn) um etwas (sein Auto) zu beneiden, muß ich nicht nur *wissen*, wem das Auto vor dem Haus, in dem ich wohne, gehört, ich muß mir darüber hinaus das Auto auch *wünschen*, es vielleicht begehren, es jedenfalls haben wollen. Ich werde es haben wollen, wenn ich mich *erinnere*, wie gut es sich probeweise fahren ließ, mir *vorstelle*, was es für ein schönes Objekt ist und was für schöne (und beneidenswerte!) Fahrten ich damit unternehmen würde – und sonst eben nicht. Noch grundsätzlicher muß ich bereits in einer Welt leben, in der das Verhältnis von Menschen und Dingen auch (und vor allem) durch Eigentum und Besitz geregelt ist, in der Dinge überhaupt besessen werden und Menschen besitzen können – und ich muß wissen und berücksichtigen, daß ich in einer solchen Welt lebe. All dies – allesamt Voraussetzungen wie Bestandteile des Gefühls »Neid« – sind nicht nur Kognitionen, sondern notwendig symbolische (symbolverarbeitende) Akte. Gefühle und (ihre) Symbolisierungen lassen sich also deshalb lediglich analytisch trennen, weil zumindest ein Teil der Gefühle zwangsläufig Symbolisierungen enthält und sich (mit) aus ihnen aufbaut. (Dabei soll nicht verschleiert werden, daß ein Unterschied besteht zwischen der Symbolisierung eines Gefühls – also etwa dem Reden über, dem Erzählen und Erörtern meines Neides – und den Symbolisierungen, die wie angedeutet in das Gefühl, in meinen Neid »eingehen«, ihn mit konstituieren. Dieser Unterschied ist jedoch kein prinzipieller, sondern lediglich einer im Hinblick auf den Status – vor allem deswegen, weil bei einer ausführlichen, »eingehenden«

vor allem aber in Kapitel 1.1.4 als Unterscheidung von simplen und komplexen Gefühlen nochmals aufgenommen und entfaltet wird.

6 Es setzt Eigentum oder zumindest Zugehörigkeit voraus; wenn sich der Neid auf Eigenschaften oder Fähigkeiten einer Person richtet, würden wir eher von Zugehörigkeit sprechen. Vgl. jedoch die Erörterung zum Neid im Vergleich zur Eifersucht in Kapitel 1.1.5.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Symbolisierung [und Kommunikation] des Neides eher früher als später gerade auf die in den erlebten Neid schon immer eingegangenen Symbolisierungen »zurückgegangen« werden wird; weil also die angedeuteten Wünsche, Vorstellungen, Erinnerungen, Wissensbestände usw. zur Sprache kämen und kommen müssen, wenn ich mir oder sonst jemandem meinen Neid verständlich machen möchte. Der besagte Unterschied ähnelt damit demjenigen zwischen einer biographischen Gesamtgeschichte und den in sie eingestreuten und sie gleichzeitig [mit] konstituierenden Erzählungen und Episoden; vgl. Kochinka 2001.)

Der zuletzt angesprochene Punkt läßt sich noch radikalisieren: Wir können uns nicht nur das Gewicht, das solchen Symbolisierungen im Vergleich bspw. zu etwaigen »noch nicht symbolisierten« Wahrnehmungen[7] zukommt, immer mehr erhöht denken – letztere lassen sich sogar so weit zurückdrängen und reduzieren, daß sie ganz verschwinden. Wir kennen Gefühle, die erst *im Reden*, im Erzählen oder Zuhören, im symbolisch vermittelten Kommunizieren oder in der Erinnerung an längst vergangene Ereignisse und Erlebnisse entstehen. Sie benötigen keinen wie auch immer gearteten »Reiz« in der Außenwelt mehr und existieren ganz in einem symbolischen Raum; bereits ihr Objekt (vgl. Kapitel 1.1.5) ist symbolisch verfaßt.[8] Wer sich das nicht vorstellen kann, kann sich noch nie über einen erzählten Witz gefreut haben.

Um nicht mißverstanden zu werden: Die Tatsache, daß Symbolisierungen erst die Voraussetzung für manche Gefühle darstellen und sich häufiger noch aufs innigste mit »dem Gefühl« vermischen und vermengen, sollte keineswegs dazu verleiten, umgekehrt Gefühl und Symbolisierung vorschnell zu identifizieren. Selbst wenn die (vor allem sprachliche) Symbolisierung obendrein den einzigen Weg zur empirischen Untersuchung des Gefühls markiert, sollte man nie vergessen, daß man Symbolisierungen vor sich hat, und nicht das interessierende Phänomen

7 Wenn und insoweit es solche »nicht symbolisierten Wahrnehmungen« überhaupt gibt. Natürlich ist es idealtypisch und vereinfachend, daß die Wahrnehmung eines Knalles für ein Erschrecken weitgehend ausreicht, während die Wahrnehmung des Sportwagens um Symbolisierungen ergänzt werden muß, um zum Neid zu gelangen. Denn sobald diese Symbolisierungen einmal geleistet worden sind – und teilweise sind sie ja durchaus Vorbedingungen für den Neid –, verschonen sie natürlich auch die Wahrnehmung nicht. Der Neid Empfindende *sieht* den Wagen bereits *als etwas* Begehrenswertes, und nicht einfach als ein Auto. Es ist eben Kennzeichen (und Leistung) unserer Wahrnehmung, daß sie stets dazu »drängt«, *etwas als etwas* wahrzunehmen – und sich so selbst, als »bloße« Wahrnehmung, ständig überschreitet.

8 Damit ist auch deutlich, daß man insbesondere solche Gefühle (aber auch Gefühle allgemein, gerade dann, wenn man keine »Spezialtheorie für einen Teil der Gefühle« entwerfen will) gar nicht anders untersuchen kann als mit »symbolentschlüsselnden«, sinnverstehenden, also interpretativen Verfahren.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

selbst. Bereits die Alltagserfahrung sollte eigentlich hinreichend deutlich davor warnen: Es gibt Gefühle, die sich dem Versuch einer Symbolisierung sperren. Das soll nicht heißen, daß man gar nicht über sie reden kann oder soll, sondern, daß man beim berechtigten Bemühen, dies zu tun, bemerkt, daß man an Grenzen gerät und in allem Gelingen auf einen Kern des Mißlingens stößt. Man kann einem solchen Gefühl nicht vollkommen gerecht werden, indem man es versprachlicht (allerdings auch nicht, indem man schweigt). Bei allem Bemühen, es zu symbolisieren und mitteilbar zu machen – vorausgesetzt selbst große Geduld und eine hohe Fertigkeit im Umgang mit Sprache –, bleibt ein wahrnehmbarer Rest, der sich weigert, sprachliche Gestalt anzunehmen, und auf den nur noch, ihn umkreisend, gezeigt werden kann. Ein solcher Rest fällt damit auch aus dem Bereich dessen heraus, was Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnisbemühungen sein kann. Das ist nicht weiter schlimm, solange man die Existenz eines solchen Restes weder vergißt noch gar leugnet.[9]

1.1.2 Das Gefühl: angeboren oder erlernt?

Bereits knapp angesprochen habe ich eine Unterscheidung, die bei der näheren Betrachtung von Emotionstheorien hilfreich sein könnte: diejenige zwischen angeborenen und erworbenen Gefühlen, oder genauer, diejenige zwischen Gefühlen, die als angeboren, und Gefühlen, die als erworben *aufgefaßt* werden. Denn es geht mir im vorliegenden Zusammenhang nicht darum, eine Entscheidung zwischen diesen prinzipiell denkbaren Varianten, die »Natur der Gefühle« zu bestimmen, herbeizuführen. Es geht mir vielmehr darum, auf einige Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die einer solchen Entscheidung prinzipiell im Wege stehen – und vor allem darum, auf spezifische Folgen und Konsequenzen hinzuweisen, die jede der beiden Positionen mit sich bringt.

Eine Reihe von Emotionstheorien – insbesondere natürlich solche evolutionstheoretischer Herkunft – versucht auf unterschiedliche Weise, entweder sämtliche oder zumindest die (onto-, evtl. auch phylogenetisch) ersten, basalen, alles Spätere fundierenden Gefühle durch den Rückgriff auf den problematischen Begriff der »biologischen Funktion« zu erläutern und zu erklären.

9 Zumal eine andersartige, aber nicht weniger ernste Beschäftigung damit ja nicht ausgeschlossen ist. Ein Großteil der Weltliteratur bspw. scheint mir (auch) damit beschäftigt zu sein, die Grenze des Sagbaren in das Unsagbare hinein zu erweitern und so auf diesen Rest zu zeigen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Exkurs über den Begriff der biologischen Funktion

Problematisch ist dieser Begriff vor allem deshalb, weil die Rede von einer Funktion, also einem bestimmten Zweck, notwendig mit einschließt, daß es *etwas oder jemanden* gibt, der Zwecke verfolgt oder Funktionen verleiht. Es bleibt zumindest unklar, was ein solcher Zweck überhaupt sein soll, wenn man keinerlei Angaben über eine zwecksetzende Instanz machen kann. Und im Falle der Natur läßt sich (jedenfalls für alle diejenigen, die in einem solchen Zusammenhang nicht mehr umstandslos etwas Göttliches anführen mögen) eine solche Instanz nicht benennen, weder für kurzfristige Ereignisse (wie eine Beutejagd), noch für langfristige (z. B. evolutionäre oder klimatische) Entwicklungen. Denn ein Schneesturm hat nicht »die Funktion«, die Landschaft weihnachtlich weiß zu bestäuben – aber natürlich ebensowenig, etwa kranke Bäume umstürzen zu lassen und sie so dem Stoffkreislauf wieder zuzuführen o. ä. Ein Schneesturm tritt ganz einfach zwangsläufig auf, wenn unter dem Wirken physikalischer (strömungsmechanischer, thermischer usw.) Gesetze bestimmte Druck- und Temperaturverhältnisse zusammentreffen. Ein Fieber (bzw. die erhöhte Freisetzung von Interleukinen aus den Makrophagen, dessen Folge es ist) hat nicht »die Funktion«, die Erregerabwehr zu intensivieren, sondern tritt unter bestimmten (Krankheits-)Bedingungen unvermeidlich auf. Weder ist es göttlicher Ratschluß, der ganz allgemein den zugrundeliegenden Mechanismus absichtsvoll geschaffen hätte (dann hätte er eine Funktion), noch ist es im konkreten Fall bspw. »die Weisheit des Körpers«, die das Fieber erst veranlaßt (dann hätte es ebenfalls eine Funktion). In diesen (und vielen vergleichbaren) Fällen von einer Funktion oder einem Zweck zu reden, suggeriert fälschlich eine teleologische Erklärung (oder überhaupt teleologische Erklärbarkeit), für die es im evolutionstheoretisch begründeten Zugriff auf beliebige Phänomene so wenig Platz (aber so viele Beispiele!) gibt wie in den Naturwissenschaften insgesamt.[10]

10 Wohin die im Falle des Fiebers so harmlos erscheinende, fälschlich Ziele und Zwecke suggerierende Rede weiter führt, läßt sich mit Hilfe eines kleinen Beitrags der Rubrik »Wieso, Weshalb, Warum...« der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung* illustrieren, in dem die wissenschaftlichen Antworten auf verblüffende oder rätselhafte Fragen den Leser erheitern und bilden sollen. Im gewählten Beispiel geht es um die Frage »Wieso, Weshalb, Warum... gehen Fische an Land?«, womit Fische gemeint sind, die an den (zeitweisen) Aufenthalt außerhalb des Wassers evolutionär angepaßt sind. »Den einen oder anderen mag das vielleicht überraschen. Aber es gibt viele verschiedene Fischarten, die auf dem Land umherspazieren. Und dementsprechend mannigfaltig sind ihre *Beweggründe*. [...] Die *Motivation* für den Landgang ist leicht zu finden: [...]« (Hannoversche Allgemeine Zeitung 2001, Nr. 137, S. 24; Hervorhebungen A.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Nun haben selbstverständlich auch Evolutionstheoretiker längst bemerkt, daß der Begriff der biologischen Funktion aufgrund des ihm inhärenten Telos problematisch ist. Ein Versuch, mit dieser Schwierigkeit umzugehen, besteht in der formaltheoretischen Reformulierung des Begriffs »Funktion«, die sich ohne »Absichten« auszukommen müht. Ein (auf einen Vorschlag Wrights [1973] zurückgehendes) Beispiel dafür findet sich etwa bei Meyer, Schützwohl und Reisenzein (1997, S. 30, Hervorhebung im Original): »*Die biologische Funktion eines Merkmals eines Lebewesens ist diejenige seiner Auswirkungen, die dafür verantwortlich war, daß dieses Merkmal in der Evolution gegenüber Alternativen selektiert wurde.*«

Allerdings liegt eine solche Reformulierung nicht nur relativ abseits von unserem Alltagsverständnis von »Funktion«, mit der Konsequenz, daß sie sich – der Verschiedenheit der Bedeutung wegen – wohl nur schwer gegen das Alltagsverständnis durchsetzen wird, dabei jedoch – der Gleichheit des Wortes wegen – stets in Gefahr sein wird, vom alltäglichen Verständnis »an die Wand gedrückt« bzw. verdrängt und überwunden zu werden. Eine erwartbare Folge ist also, daß trotz des offenen Bekenntnisses zur reformulierten Variante die althergebrachte Bedeutung des Wortes »Funktion« mit ihrer in evolutionstheoretischen Kontexten verfehlten Implikation eines Zweckes auch dort (zumindest im Hintergrund) weiter herumgeistern und Verwirrung stiften wird. Besser wäre es wohl gewesen, einen Kunstbegriff zu prägen und den Begriff der Funktion dann konsequent aus den evolutionstheoretischen Argumentationen, in denen er nichts zu suchen hat, zu eliminieren. Allerdings könnte das natürlich zur Folge haben, daß so manche (z. B. soziobiologische) »Erklärung« bestimmter »ererbter« Verhaltensmuster an Wahrscheinlichkeit (oder Nachvollziehbarkeit) verliert. Denn der Verdacht liegt nahe, daß eben jene (im Kontext der Evolutionstheorie) unangemessenen Implikationen des Wortes »Funktion« dann wiederum instrumentalisiert werden (oder zumindest dabei hilfreich sind), wenn es darum geht, »evolutionstheoretische« Erklärungen lebensweltlicher Phänomene (Handlungen, Dispositionen, Gefühle usw.) zu präsentieren und (vor allem) zu plausibilisieren.

Ein letzter Hinweis zur angesprochenen Reformulierung des Begriffs der Funktion: Diese hat es sicherlich, wie angedeutet, nicht nur schwer, sich gegen den alltäglichen Begriff durchzusetzen; sie ist auch in nicht unerheblichem Maße »intern belastet«, und zwar durch ihren m. E. zirkulären, wenn nicht tautologischen Charakter. Das liegt z. B. daran,

K.). Weitere Formulierungen in dem gerade zwei Halbspalten langen Beitrag ließen sich ebenso leicht hinzufügen wie zusätzliche Beispiele.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

daß die Alternativen, gegen die ein Merkmal sich evolutionär »durchsetzte«, dem Zeitgenossen ja qua definitionem unzugänglich sind, so daß niemals empirisch überprüft werden kann, welche Auswirkungen alternative Merkmale jeweils haben (und welches Merkmal sich dann demzufolge »durchsetzt«). Vielmehr muß stets davon ausgegangen (und unterstellt) werden, daß sich das vorliegende Merkmal (und d. h. natürlich: jedes empirisch untersuchbare Merkmal!) aufgrund irgendwelcher Auswirkungen bereits gegen seine Alternativen durchgesetzt hat, also auch eine (so definierte) biologische Funktion hat. Wer dies jedoch unterstellt – und auch unterstellen muß –, wird, wenn er dann immer erst im Nachhinein danach zu suchen hat, was der »Nutzen« eines Merkmales ist oder sein könnte, dann auch in jedem Falle einen Nutzen finden (würde er keinen finden, könnte das Merkmal gar nicht da sein – solange er keinen findet, hat er also nicht richtig gesucht). Hiermit scheint mir ein zirkuläres Moment in der skizzierten begrifflichen Bestimmung umrissen, das sie erheblich belastet. Die Verwendung des Begriffs der biologischen Funktion in evolutionstheoretischen Debatten erscheint, so betrachtet, dem unvoreingenommenen Prüfer mitunter als (»erwachsenes«) Beispiel für das, was bereits William Stern (1987, S. 353) bei Kindern als »antropomorphes Kausalbewußtsein« bezeichnet hatte: »die Ursache wird als ›Absicht‹, das Geschehen als Zweckhandlung, als ›Machen‹ gedacht – auch dort, wo es sich nicht um Vorgänge des Menschenlebens handelt«.

Exkurs Ende

Doch damit zurück zu den angesprochenen evolutionstheoretischen Emotionstheorien, die den wie skizziert nicht unproblematischen Begriff der »biologischen Funktion« heranziehen zur »Erklärung« von Gefühlen. So wird etwa der Nutzen einer Schreckreaktion (genauer eigentlich vor allem der Nutzen ihrer physiologischen Seite) darin gesehen, den Organismus auf eine zu erwartende große Anstrengung (z. B. Flucht oder Angriff) vorzubereiten, ihn gleichsam »auf Betriebstemperatur hochzufahren«. Selbst an den gestischen und vor allem mimischen Ausdruck von Emotionen wird dasselbe Erklärungsmuster herangetragen. Um beim Erschrecken zu bleiben: Das Hochziehen der Augenbrauen und heftige Öffnen der Augen soll demnach die visuelle Wahrnehmung erleichtern, das eventuelle Öffnen des Mundes die Atemwege weiten.

Nun lassen sich sicherlich Emotionen vorstellen, die die Überlebenswahrscheinlichkeit eines Individuums – und damit auch die Wahrscheinlichkeit, daß es seine Gene weitergibt – in einer bestimmten Situation erhöhen (ohne daß dies freilich, wie angedeutet, ihre *Funktion* wäre –

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

was sich u. a. auch an der Art und Weise verdeutlichen läßt, wie eine solche Emotion ins »genetische Programm« der Art eingebaut worden sein müßte: durch blinde Mutation und Selektion). In der Tatsache etwa, daß kaum ein Mensch Schwierigkeiten hat, auf einer am Boden liegenden Planke zu balancieren, während umgekehrt kaum jemand ohne Schwierigkeiten (d. h. ohne Angst) die gleiche Planke beschreitet, wenn sie einen Abgrund von einigen Metern Tiefe überbrückt, kann (neben der Schreckreaktion) ein weiteres, vielleicht noch besseres Beispiel für ein angeborenes Gefühl gesehen werden. Denn ob ich nun im Wald durch das Knacken eines Astes oder beim Betreten eines dunklen Kellerraumes durch das »Buh« eines Freundes erschrecke – während das Erleben des ersten Momentes durchaus vergleichbar zu sein scheint, weichen beide Fälle doch schnell voneinander ab (können also nur bedingt feststehende »Gefühlsmuster« sein): Im Keller mischt sich in differierender Dosierung Erleichterung mit einem Ärger, der selten gezeigt, höchstens angedeutet wird, alles grundiert von der Wahrnehmung einer blitzschnell angefluteten und bereits wieder abflauenden körperlichen Erregung, ein Kribbeln der Haut und der Haarwurzeln. Im Wald folgt dem Schreck eine längere Anspannung und Alarmbereitschaft, vielleicht ein Ducken, ein Fixieren und Lauschen. Selbst die Wahrnehmung der eigenen körperlichen Erregung unterscheidet sich, so zum Beispiel, wenn man nun im Wald das Pochen des Herzens fühlt und hört, das einen beim Lauschen stört. Das zunächst weitgehend »objektlose«, nur auf das Geräusch bezogene Erschrecken könnte sich mit dem Imaginieren des »Knack-Verursachers« zur Angst vor einem Tier oder einem Menschen mit bösen Absichten wandeln – oder aber, hält man nach einer Weile und weiteren Knackgeräuschen den Wind für die Ursache, einer Erleichterung weichen, zögernder als im Keller und ohne den dort auch empfundenen Ärger, dafür vielleicht mit einer Spur Verwunderung über die eigene Schreckhaftigkeit oder das einem »Schritt-Knacken« so täuschend ähnliche »Ast-im-Wind-Schlagen«. Eine solche genauere Betrachtung zeigt, wie nebenbei, mehrerlei: In der Rede vom Gefühl kann es erstens notwendig sein, Gefühle exemplarisch einzuführen, um einigermaßen sicherzustellen, daß vom selben Gefühl geredet wird. Angst beispielsweise ist ein so variantenreiches Gefühl, daß ohne weitere Bemühungen nicht einfach vorausgesetzt werden kann, daß alle an einem Gespräch Beteiligten an eine vergleichbare Form der Angst denken. Das Erschrecken im eben gelieferten Beispiel unterscheidet sich im weiteren Verlauf, in seiner Fortentwicklung: Das macht es entweder notwendig, von verschiedenen Formen des Erschreckens zu sprechen. Oder aber – was hier sinnvoller erscheint und es obendrein ermöglicht oder jedenfalls erleichtert, das Erschrecken weiterhin als ein Beispiel für ein angeborenes Gefühl zu betrachten (wenn

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

zugestimmt wird, daß ein variantenarm und stets ähnlich ablaufendes Phänomen eher als angeboren zu denken ist, als ein variantenreich und flexibel ablaufendes) – wir gehen davon aus, daß verschiedene Gefühle in unserem Beispiel aufeinander folgen. Dann wird es jedoch zweitens nötig, Gefühle auch nach ihrem zeitlichen Verlauf, ihrer Dauer, einem eventuellen charakteristischen Ablaufmuster zu differenzieren (ich komme daher darauf zurück, vgl. Kapitel 1.1.3) – bzw. eine solche Dimension zu ihrer Beschreibung einzubeziehen. Drittens zeigt sich an unserem Beispiel, daß die Betrachtung einzelner Gefühle (durch die Emotionspsychologie) immer schon eine grundlegende Vereinfachung voraussetzt – indem sie davon absieht, daß unser Erleben häufiger wohl durch eine schnelle und bestenfalls näherungsweise retrospektiv zu entwirrende Abfolge unterschiedlicher Gefühle gekennzeichnet ist als durch ein einzelnes Gefühl (welches überdies in Untersuchungen nicht immer ausreichend »semantisch präzisiert« ist). Komplizierte und komplexe »Gefühlsfolgen« dürften unser Erleben bestimmen (oder ausmachen), Abfolgen mit unterschiedlich langem Verlauf, unterschiedlich weit geschlagenem Bogen – allein das hat notwendig zur Folge, daß es auch zu Gefühlsmischungen kommen muß, zum Erleben unterschiedlicher Gefühle in einer Situation.

Wir kennen solche Gefühlsmischungen in mindestens zwei Varianten: Einerseits erleben wir zwei (oder mehr) Gefühle im wiederholten Wechsel, während sie wenig Einfluß aufeinander zu nehmen scheinen. Als Beispiel kann das Verfolgen einer spannenden Vorlesung mit Zahnschmerzen dienen. Wenn meine Neugierde (wenn wir diesen nicht gänzlich problemlosen Kandidaten hier mal als Gefühl gelten lassen wollen) geweckt ist, treten die Zahnschmerzen in den Hintergrund, bis sie sich unvermittelt wieder melden und der Neugier nicht mehr viel Raum lassen – zwei Gefühle, die insofern mehr oder minder nebeneinander zu bestehen scheinen, als sich die Zahnschmerzen, wenn ich sie in der Vorlesung empfinde, kaum von den zu Hause empfundenen unterscheiden, während umgekehrt die Neugier, sind die Zahnschmerzen erst (zeitweilig) »vergessen«, derjenigen gleicht, die in gesundem Zustand empfunden wird. Wie anders die zweite Variante einer Mischung von Gefühlen: Hier wechseln sie sich nicht ab, sondern verschmelzen miteinander und gewinnen so eine neue Qualität. Sie werden ambivalent. Die eingehenden Teile können mehr oder minder empfindbar bleiben, sie können jedoch auch verschwinden – bis auf die charakteristische Spur, die sie in dem resultierenden Gefühl hinterlassen. So kann ich mich angezogen fühlen von einigen Eigenschaften einer Person und abgestoßen von anderen – die Resultante ähnelt vielleicht einer neutralen Halbherzigkeit, einer scheinbar gefühl-losen Neutralität, die sich freilich von der echten Abwesenheit

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

von Gefühl gründlich unterscheidet. Ich kann auch jemanden lieben und gleichzeitig Angst davor haben, mich mit ihm (oder ihr) einzulassen. In meiner Liebe wird die Angst spürbar sein, und in meiner Angst die Liebe. (Das Resultat erinnert vielleicht an dasjenige, was Wundt [1909, S. 194 f.] als »Kontrastgefühl« bezeichnet hat, prototypisch denke man an den unangenehm-angenehmen Kitzel.) Es erscheint plausibel, sich die beiden Varianten der Mischung von Gefühlen – das Changieren *zwischen* und das Amalgamieren *von* mehreren – als Extremformen vorzustellen, zwischen denen sich ein Bereich eröffnet, in dem wir die Verschiedenheit unserer simultanen Gefühle (er-)leben. (Ich komme im Kapitel 1.1.4 darauf zurück, wenn es um »komplexe« Gefühle geht.)[11]

Die Angst vor Höhe dagegen zeigt sich – anders als die jeweils dem Erschrecken (im engeren Sinne) folgenden Gefühle in den beiden kontrastierenden Beispielen des Erschreckens im Wald und im Keller – recht resistent gegenüber jeder Kognition. Das Wissen darüber, daß die Planke nicht schmaler geworden ist, nachdem man sie nun über die Schlucht gelegt hat, macht ihr Betreten nicht einfacher. Es ist diese Stabilität, verbunden mit einem eher simplen Erleben und schwachen Möglichkeiten des Eingriffs oder der Kontrolle, die uns die Höhenangst als einen Kandidaten für ein angeborenes Gefühl betrachten läßt.

Daß es – nehmen wir die Existenz angeborener Gefühle einmal an – daneben jedoch auch erlernte Gefühle gibt, wird auch in evolutionstheo-

11 Am Beispiel des Erschreckens läßt sich ebenso wie an den anderen eben verhandelten Beispielen nochmals verdeutlichen, was ich unter dem Titel »Das Gefühl und seine Symbolisierung« als »mittleren« Zugang zu den Gefühlen eingeführt habe: ein introspektiver (und notwendig retrospektiver, ist doch das Verbalisieren von Gefühlen während ihres Erlebens in vielen Fällen nicht möglich, ohne großen Einfluß auf das Erleben selbst, oder sogar, ohne das Gefühl gleich zum Verschwinden zu bringen), an den Nachvollzug durch den Leser appellierender. Ob nun für das Erschrecken oder die verschiedenen Formen der Mischung von Gefühlen – stets habe ich retrospektiv Elemente meiner Erfahrung bemüht und auf eine Weise präsentiert, von der ich hoffe, daß sie möglichst weit zustimmungsfähig ist. Ich weise auf diesen Punkt nochmals hin, weil ein solches Vorgehen in der Emotionspsychologie nicht so selten ist, wie es vermutet werden könnte. Es ist darüber hinaus deutlich geworden, daß ich es für durchaus statthaft halte. Empirisch (im engeren Sinne) würden Analysen des Erschreckens erst, indem etwa thematisch einschlägige offene Interviews geführt und in diesen dann Beschreibungen und Differenzierungen ermittelt würden, oder gar durch ein Experiment mit anschließender Befragung (wobei die experimentelle Induktion des Gefühls »Erschrecken« relativ einfach zu bewerkstelligen ist, im Vergleich etwa zu den Gefühlen »Liebe« oder »Neid«). Entscheidend ist, daß dabei (zwar mehr und vom Forschenden unabhängige) Datenlieferanten (nichtsdestoweniger) prinzipiell das tun, was eben unumgänglich ist, wenn das Erleben untersucht werden soll: retrospektiv ihre Erfahrungen verbalisieren, Introspektion betreiben.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

retisch orientierten Emotionstheorien nicht bestritten. Als Kandidaten für erlernte Gefühle kommen neben der unten behandelten Eifersucht bspw. auch Neid, Stolz oder Schadenfreude in Frage. Schon die Vielfalt der Gefühle, die Erwachsene in verschiedenen Situationen fühlen, ihre Komplexität und ihre »Flexibilität« sowie die Tatsache, daß nicht alle davon Kindern »zur Verfügung stehen« (vgl. Harris 1992), erzwingt die Annahme unplausibler, genetisch festgelegter Reifungs- und Entfaltungsprogramme oder eben von erlernten Gefühlen – mit allen dadurch ins Spiel gelangenden Freiheitsgraden, die sich durch den Einfluß der (beim Lernen und beim Fühlen selbst) beteiligten Kognitionen und durch kulturspezifische »Lernziele« wie Werte, Normen usw. eröffnen. Emotionstheorien evolutionstheoretischer Provenienz lassen sich daher nicht zuletzt daran messen, auf welche Weise sie erlernte Gefühle konzipieren, welchen Stellenwert sie ihnen einräumen, wie sie sie (verträglich mit ihren Vorstellungen von angeborenen Gefühlen) erklären. Als ein Beispiel für ein (mutmaßlich) erlerntes Gefühl schlage ich die Eifersucht (im engeren Sinne, also in einer Paarbeziehung) vor. Dagegen könnte man zunächst einwenden, daß sich doch gerade die Eifersucht Evolutionstheoretikern richtiggehend an den Hals zu werfen scheint. Wenn die »Menschentiere« zur Aufzucht ihrer Jungen auf eine stabile (arbeitsteilige) Zweier-»Beziehung« angewiesen sind, könnte man Eifersucht als ein Gefühl auffassen, das dem Erhalt dieser Beziehung dient[12] (und damit die sprichwörtliche Weitergabe der Gene wahrscheinlicher macht). Doch diese Argumentation ist voraussetzungsvoll: Wir kennen auch den umgekehrten Fall einer Trennung, *weil* der Partner (ständig, grundlos, übertrieben) eifersüchtig war. Hier konnte die Eifersucht den »Zwecken« der Evolution offenbar nicht dienen. Zudem unterscheiden sich die Menschen *auch innerhalb* eines Kulturkreises (einer »ökologischen Nische«) stark in dem Ausmaß, in dem sie Eifersucht fühlen.[13] Böte das Gefühl – evolutionär betrachtet

12 Sie könnte dem Erhalt der Beziehung aufgrund ihrer alarmierenden und aktivierenden Wirkung dienen, also weil der Eifersüchtige etwas dahingehend unternimmt, zu handeln beginnt – aufgrund der Konnotation der Bewegung hier also auch Emotion, nicht allein Gefühl, vgl. Kapitel 1.2.4 sowie 1.3 –, oder weil dieses Handeln, das auch ein Drohen sein kann, dem Objekt der Eifersucht die »Kosten« oder die scheinbare Unmöglichkeit einer Trennung vor Augen führt.

13 Abgesehen davon natürlich, daß mit einer Fragestellung wie der eben erörterten, also der Frage, ob die Fähigkeit, Eifersucht zu fühlen, eher angeboren oder eher erlernt ist, auch die Aufnahme kulturvergleichender Untersuchungen naheliegt (weshalb sich bekanntlich bereits Darwin bei seiner Untersuchung der Gefühlsausdrücke für eine solche Perspektive interessierte, vgl. Kapitel 2.1). Fände man keine gravierenden Unterschiede in Auftreten, Erscheinungsbild und Häufigkeit bei unterschiedlichsten Menschen, erwiese sich die Eifersucht also als Universalie, dürfte man das mit gebotener Zurückhaltung als

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

– einen systematischen Vorteil (oder Nachteil), dürfte das eigentlich nicht sein. Das heißt genauer, es dürfte wohl sein, erforderte dann aber in einem nächsten Schritt weitere Verkomplizierungen der These, die in Anlehnung an spieltheoretische Vorstellungen wie etwa das auf Tucker zurückgehende »Gefangenendilemma« (vgl. Luce & Raiffa 1957, S. 94 ff.) reformuliert werden müßte. Am Ende müßte eine Art Gleichungssystem stehen, in dem es »genetische Vorteile« für alle mit sich brächte, wenn bspw. 60% der Menschen Eifersucht fühlen, während es 40% nicht oder kaum tun.

Halten wir an einer evolutionstheoretischen Auffassung auch eines Gefühles wie Eifersucht fest, betrachten wir also alle noch so raffinierten und diffizil untergeschobenen, spieltheoretischen und anderen Krücken eher als sukzessive Annäherung an die »Wirklichkeit« denn als Immunisierungen von zunehmender Unplausibilität, bleibt schließlich eine weitere, fundamentale Schwierigkeit bestehen, die die Reichweite evolutionstheoretischer, auf den »biologischen Nutzen« sich gründender Erklärungen *des Erlebens* generell radikal beschränkt. Wenn Angst wirklich »dazu dient«, auf körperliche Leistung vorzubereiten, Flucht oder Angriff zu unterstützen, dann ist dafür natürlich absolut unerheblich, wie sie sich anfühlt. Wenn das Aufreißen der Augen dem Sehen förderlich sein soll, so daß der Grund unseres Erschreckens besser oder schneller erkannt werden kann, was unsere Reaktion auf diesen Grund angemessener oder zumindest schneller werden läßt und so die Wahrscheinlichkeit für die Weitergabe unserer Gene erhöht, dann erklärt das in keiner Weise, war-

---

Argument für ihr Angeborensein auffassen: Zwar unterscheiden sich die Arten und Weisen, in der Menschen ihr Zusammenleben organisiert haben, noch immer fundamental; allerdings ist die Geschwindigkeit, mit der sich Gesellschaften und Kulturen ändern, wohl zu groß, als daß man sich entsprechende Anpassungsleistungen der Menschen durch Mutation und Selektion verursacht denken kann (und, davon abgesehen, vor allem auch die Anpassung selbst zu zielgerichtet). Das Auffinden gravierender Unterschiede ließe sich demnach kaum auf unterschiedliche genetische Ausstattung, sondern eher auf ein entsprechend größeres Gewicht des Lernens zurückführen. Die Probleme, mit denen so gelagerte Untersuchungen jedoch bis in die Gegenwart hinein zu kämpfen haben, liegen auf der Hand: Wie untersucht man bspw. in einer schriftlosen Kultur Vorhandensein und Verbreitung eines Gefühls, das sich ohne detaillierte Hinweise auf bestimmte soziale Situationen – und weitergehend Normen, Werte usw., die diese Situation regulieren – gar nicht inhaltlich explizieren läßt? Wagen wir einmal das Gedankenexperiment und stellen uns eine radikal polygame Gesellschaft vor: Wie könnten wir deren Angehörigen erklären, was wir untersuchen wollen? Würden sie »Othello« verstehen? Oder ginge es ihnen wie dem kaiserlichen Hof in China, der angesichts einer als grandiose kulturimperialistische Einschüchterung geplanten Darbietung europäischer klassischer Musik lediglich Langeweile, Irritation, wenn nicht Abscheu empfunden haben soll?

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

um sich das Erschrecken so anfühlt, wie es sich eben anfühlt, ja, warum wir dabei (wie auch sonst meist) *überhaupt* etwas fühlen. Die verbesserte Wahrnehmung alleine – unterstellen wir sie einmal zu Gunsten des Argumentes – würde vollends ausreichen. Auf diese Weise gehen demnach evolutionstheoretische Erörterungen am Erleben notwendig vorbei.[14]

Für den vorliegenden, recht zwanglosen Versuch, Aspekte und Konsequenzen unterschiedlicher Erklärungsmuster zusammenzutragen, sei demgegenüber nun auf die Erklärung durch das Lernen hingewiesen: In ebenfalls pointierter Form würde Eifersucht (oder anderes) dann gelernt – möglicherweise bereits dem Inhalt, jedenfalls aber der Ausgestaltung und dem Ausmaß nach. Gelernt würde in dieser Perspektive etwa durch die Teilnahme an kultureller Praxis, durch das Betreten einer Bühne (der Welt), auf der fortlaufend ein Stück gegeben wird, in dem nicht nur die Rolle des oder der Eifersüchtigen (wie alle anderen auch) exemplarisch besetzt ist, sondern das darüber hinaus auch unabweisbar zum Mitspielen aufruft (wie dies metaphorisch von Bruner [1990, S. 34] formuliert worden ist). Gelernt würden nicht nur Gefühle sozusagen »materialiter« (zumindest ein Teil von ihnen) – bspw. der Neid in einer Welt des Besitzes, der Ehrgeiz (falls man diesen noch zu den Gefühlen rechnen mag; vgl. auch Kapitel 1.2.3) in einer Welt des Wettbewerbs. Gelernt würden darüber hinaus die Rahmenbedingungen für jedes Gefühl – wann, also unter welchen Bedingungen, welches *zu empfinden angemessen* ist; dabei ist durchaus mehr gemeint, als zu lernen, wann welches Gefühl *zu zeigen angemessen* ist.[15] Und gelernt würden schließlich – auch weil

14 Und hierin besteht denn auch eine grundsätzliche, nicht zu überwindende Schwierigkeit, wenn der Aufweis einer »biologischen Funktion« (oder eines »evolutionären Nutzens«) des Gefühls als Argument für sein Angeborensein dienen soll. Auch für eine gegensätzliche Argumentation besteht eine solche Schwierigkeit; auch wer umgekehrt gerade nicht vom evolutionären Nutzen eines Gefühls ausgeht, hat damit noch nicht ausgeschlossen, daß das betreffende Gefühl angeboren ist. Nehmen wir einmal an, wir finden keine noch so subtile und komplizierte Erklärung der Eifersucht, die ihr plausibel eine »biologische Funktion« zuschreibt, dann wäre dies eben dennoch kein stichhaltiges Argument gegen das mögliche Angeborensein von Eifersucht, sondern lediglich eines gegen ihren »evolutionären Nutzen« – sie könnte auch dann noch angeboren sein (bzw. maßgeblich genetisch bestimmt), z. B. so wie die Form des Nasenrückens oder die Haarfarbe, zufällig und ohne Relevanz (wie wohl angenommen werden darf) für den Fortpflanzungserfolg.

15 Gemeint ist also (mindestens) ein Schritt weiter in Richtung auf die Bedeutung des Lernens, als ihn bspw. Ekman (etwa 1988, S. 20 ff.) in seiner (vielleicht etwas unglücklich) »neurokulturell« genannten Emotionstheorie macht. Ekman geht, knapp gesagt, davon aus, daß Gefühle zwar sozusagen in ihrer Qualität, also der Empfindung nach angeboren sind, daß dabei jedoch durch kulturell verankerte und verbreitete Regeln (sog. »display rules« oder Darbietungsregeln) bestimmt wird, wann sie jeweils gezeigt werden.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Erfahrungen gemacht, und d. h. *je unterschiedliche* Erfahrungen gemacht werden – *je eigene* Schattierungen von Gefühl(squalitäten), spezifische und individuelle »Gefühlsbereitschaften«, die in mehr oder weniger gleichen Situationen zu mehr oder minder unterschiedlichen Gefühlen unterschiedlichen Ausmaßes führen.[16] Interindividuelle Unterschiede gehen hier auf eine interindividuell unterschiedliche Lern*geschichte* zurück. Auf welche Weise nun die Lerngeschichte, die Gesamtheit der vergangenen Erfahrungen den gegenwärtigen Menschen – oder für unseren Zusammenhang enger seine »Gefühlsausstattung« – beeinflußt, prägt oder konstituiert, ist zentraler Gegenstand psychologischer Denkschulen und wird innerhalb dieser auf je spezifische Weise konzipiert und konkretisiert. Während also – was hier nur angedeutet werden kann – bspw. die Psychoanalyse auf der Grundlage vor allem ihrer Vorstellungen über die menschliche Entwicklung, aber auch über Störungen dieser Entwicklung und über psychische Krankheit allgemein frühe (Lern-)Erfahrungen für besonders wichtig hält, spielt nach der Auffassung des Behaviorismus (und seiner Lerngesetze) der Zeitpunkt einer Erfahrung bestenfalls eine Nebenrolle, während vielmehr ihrer Wiederholung entscheidende Bedeutung zukommt. Bekanntermaßen resultieren (in der Psychoanalyse als klinischer Praxis und der Verhaltenstherapie) auch grundsätzlich unterschiedliche Verfahrensweisen zur »Verflüssigung« und partiellen Neuorganisation der im »Gefühlshaushalt« geronnenen Erfahrungen. (Eine

16 Ohne hier näher darauf einzugehen: Weil die zugrundeliegende Lernweise wesentlich auf Deutung bzw. Interpretation beruht, wird zwar nicht Identisches, aber auch keineswegs Beliebiges gelernt. Es dürfte nicht zuletzt die Vorherrschaft der sog. »exakten« Wissenschaften (in methodologischer Hinsicht) sein, die zur Verbreitung jener so unseligen wie falschen Dichotomie beigetragen hat, nach der etwas, das richtig ist, auch gleich absolut, also als einziges, richtig ist und alles andere um sich herum »totbeißt« – so wie die Vier nichts anderes neben sich duldet, wenn es um das Ergebnis der Addition von Zwei und Zwei geht. Wo es nicht möglich ist, sich auf ausschließlich eines festzulegen, das sicher gilt und alles andere erübrigt, da kann – der angesprochenen Dichotomie zufolge – dann nur das andere Extrem gelten, das blanke Chaos herrschen, und jede Zuschreibung oder Entscheidung vollkommen willkürlich sein. Die Zuschreibung von Sinn bei der Deutung irgendeiner kulturellen Praxis (z. B. der Sprache) läßt sich natürlich mit keinem der beiden Extrema beschreiben. Sie eröffnet und nutzt Spielräume; für dieses Spiel gelten Regeln, und doch bleibt es Spiel. Ich erwähne das, weil dieses »Dazwischen« der skizzierten untauglichen Dichotomie von erheblicher Bedeutung (auch für die vorliegende Arbeit) ist – und weil ich nicht selten erlebe, daß ich es in Seminaren nicht voraussetzen kann, sondern auf basaler Ebene erst einführen muß; und dies, obwohl alle Seminarteilnehmer weite Bereiche ihres Lebens gerade so und nicht anders strukturiert haben: auf der Grundlage der gleichen Prozesse (der Deutung) niemals in vollkommen festgelegten Bahnen, aber deswegen noch lange nicht beliebig.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Reformulierung von Psychotherapie allgemein und des Vorgehens verschiedener psychotherapeutischer Schulen im besonderen als korrigierender Eingriff in ein wie auch immer »gestörtes« Gefühlsleben [und nichts sonst] wäre – insbesondere mit Explikation der jeweils zugrundegelegten Prämissen über dieses Gefühlsleben und seine Entwicklung selbst – ein eigenes, reizvolles Thema; vgl. auch Kapitel 1.1.6.)

Um diesen Abschnitt abschließend nochmals möglichen Mißverständnissen entgegenzuwirken: Es geht mir hier nicht um eine Unterscheidung von Gefühlen nach ererbt oder erlernt – eine solche Unterscheidung dürfte, nicht zuletzt aus den skizzierten Gründen, kaum auch nur einigermaßen trennscharf möglich sein und verspricht zudem lediglich schmalen Ertrag. Die meisten Gefühle können wir uns wohl einfach aus unterschiedlich gewichteten angeborenen und erlernten Anteilen zusammengesetzt denken – während das genaue Verhältnis dieser Anteile ohne praktische Konsequenzen bliebe. (Weshalb Versuche seiner Bestimmung denn auch, in bester pragmatistischer Manier, unterbleiben können.)

Es geht mir vielmehr um den Hinweis auf einige implizite Voraussetzungen, aber auch Folgerungen und Anschlußmöglichkeiten, die gemacht werden bzw. sich ergeben, wenn *bei der Erklärung* von Gefühlen auf das Angeborensein oder das Erlernen zurückgegriffen wird. Ein abschließendes Beispiel mag dies illustrieren: Je nachdem, ob Gefühle als angeboren oder erworben betrachtet werden, scheinen etwa bereits längerfristige Veränderungen in der »Gefühlsausstattung« des Menschen nicht mehr als das gleiche Phänomen auf, sondern als unterschiedliche Phänomene, die zu ihrer Untersuchung denn auch nach unterschiedlichen Vorgehensweisen rufen. Während im ersten Falle solche Veränderungen als Resultat »blinder« Mutation und Selektion aufgefaßt werden müßten, das mit Hilfe vergleichender, interkultureller und sogar artenübergreifender Untersuchungen und wie dargelegt unter Vermeidung einer im weitesten Sinne hermeneutischen Perspektive angegangen werden müßte (vgl. dazu bereits Darwin 1872), rücken sie im zweiten Falle als Phänomene eines historischen Wandels in den Blickpunkt, die neben kultur- und ideengeschichtlichen Überlegungen explizit nach solchen im weitesten Sinne hermeneutischen Methoden verlangen, weil sie ohne den Umgang mit Sinn gar nicht zu bearbeiten sind (vgl. hierzu etwa die Beiträge in Benthien, Fleig & Kasten 2000).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1.1.3 Das Gefühl und seine Dauer, das Gefühl und sein Verlauf – dynamische Aspekte

Ich möchte einen Punkt, der in den Erwägungen des letzten Abschnittes bereits angesprochen wurde, etwas ausführlicher und systematischer behandeln. Die obige Betrachtung des Erschreckens mit seiner unterschiedlichen »Entwicklung« (Erschrecken, dem Erleichterung folgt; Erschrekken, dem Angst folgt) führte uns dazu, Dauer und Verlauf von Gefühlen als notwendige Charakteristika zu ihrer Bestimmung zu bedenken und einzuführen. Wenn wir bei unserem Beispiel nicht verschiedene Formen des Erschreckens unterscheiden wollen (oder – mangels Bezeichnungen – zunächst nicht können), etwa hier von Erschrecken$_1$ und Erschrecken$_2$ sprechen wollen, dann müssen wir uns das Erschrecken auf den Beginn der beschriebenen Gefühlsregungen beschränkt denken. Das deckt sich natürlich auch mit unserem explizierten Alltagsverständnis: Niemand erschrickt zwei Stunden lang, nicht einmal zwei Minuten lang. Das Erschrecken ist ein Beispiel für ein Gefühl sehr kurzer Dauer, eines, das im Grunde genommen nur einem einzigen Moment aus der unendlichen Zahl der Momente (eben dem »Moment des Erschreckens«) zuzuordnen ist. Alles, was sich mehr oder weniger ähnlich anfühlen mag, aber länger andauert, nennen wir nicht mehr Erschrecken (sondern vielleicht Verwirrung, Konfusion, Angst, Panik). Ein weiteres Beispiel für solch ein »momentanes« Gefühl ist die Überraschung – auch überrascht kann man nicht dauerhaft sein.

Andere Gefühle können wir durchaus länger empfinden. Zwei Stunden samstägliche Zahnschmerzen, ehe der Entschluß gefaßt wird, den Notdienst aufzusuchen, lassen sich von der ersten bis zur letzten Minute fühlen – und dies obendrein in sich nicht oder kaum verändernder Qualität. Die Langeweile eines endlosen Sonntagnachmittags der Kinderzeit (oder eines späteren Lebensabschnitts) kann um drei Uhr in ähnlicher Weise empfunden werden wie eine Stunde zuvor oder danach. Die Vorfreude, um nicht nur negative Beispiele zu geben, auf eine ersehnte Begegnung kann sich am Vortag ähnlich anfühlen wie fünf Minuten vor dem Treffen, und sie kann andauern, so lange ihr Raum offengehalten wird (aber natürlich nur bis zum Treffen selbst). Dem (bereits semantisch notwendig) punktuellen, momentanen Gefühl läßt sich ein homogenes, gleichförmiges von Dauer zur Seite stellen.

Setzt man nun an der Gleichförmigkeit eines dauernden Gefühls an und bedenkt diese, enthüllt sich eine weitere Differenzierung in temporaler Hinsicht: Gefühle mit einem bestimmten, mehr oder minder regelhaften Verlauf. Nicht jedesmal, wenn man Wut empfindet, hat man einen

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wutanfall. Die erstere ist ein im Prinzip gleichförmiges Gefühl – auch wenn sie ihr eigenes Abflauen konnotativ mittransportiert, durch ihren ätherischen, d. h. auch, schwer zu prolongierenden Charakter: Sie verraucht; gleichwohl gibt es die stille, langanhaltende Wut. Der letztere dagegen steht für ein eher eruptives Geschehen, eine Verlaufskurve mehr oder weniger bestimmter Gestalt: Auf ein plötzliches, sprunghaftes Aufflammen oder -brausen aus dem mehr oder minder neutralen Ausgangszustand folgt eine kurze Phase maximaler Aktivität (und Gefühlsstärke), dann ein flacherer oder steilerer Rückgang auf das ursprüngliche Niveau. Erst all das zusammen macht einen Wutanfall aus. (Wut und Wutanfall unterscheiden sich zudem im Ausmaß, in dem jeweils Gefühlsausdruck und motivierender Aspekt – bzw. Handlungen, in denen sich ein solcher zeigt – konzeptionell eingelassen sind. So kann man etwa seine Wut verbergen, nicht aber seinen Wutanfall.) Ein anderes Beispiel: Traurig sein können wir aus den verschiedensten Anlässen (und manchmal vielleicht sogar ohne Anlaß – vgl. jedoch Kapitel 1.2.2) und darüber hinaus sozusagen »temporal amorph«, also zeitlich ausgedehnt und dabei gleichförmig. Empfinden wir jedoch Trauer – im semantisch idealtypischen Fall nach einem Verlust –, dann ist demgegenüber ebenfalls ein bestimmter Verlauf impliziert: Nicht nur in Begriffen wie »Trauerarbeit« spiegelt sich eine Entwicklung, die Zeit braucht – aus psychoanalytischer Sicht Zeit etwa, um Objektbindungen aufzulösen und der Libido ein neues Ziel zu verschaffen[17] –, und in deren Verlauf sich das Gefühl regelhaft wandelt.[18] So haben Episoden von Wut oder Verzweiflung, auch Leugnung,

17 »Worin besteht nun die Arbeit, welche die Trauer leistet? [...] Die Realitätsprüfung hat gezeigt, daß das geliebte Objekt nicht mehr besteht, und erläßt nun die Aufforderung, alle Libido aus ihren Verknüpfungen mit diesem Objekt abzuziehen. [...] Doch kann ihr Auftrag nicht sofort erfüllt werden. Er wird nun im einzelnen *unter großem Aufwand von Zeit* und Besetzungsenergie durchgeführt und unterdes die Existenz des verlorenen Objekts psychisch fortgesetzt. Jede einzelne der Erinnerungen und Erwartungen, in denen die Libido an das Objekt geknüpft war, wird eingestellt, überbesetzt und an ihr die Lösung der Libido vollzogen« (Freud 1916, S. 430, Hervorhebung A. K.). – Inzwischen ist der Begriff der Trauerarbeit auch in die Alltagssprache eingedrungen, wo er mitunter kaum noch mehr zu meinen scheint, als daß Trauer Zeit kostet und unangenehm ist.

18 Zeichen eines solchen Wandels und der dafür nötigen Zeit lassen sich natürlich auch in den vielfältigen Ritualen erblicken, die die meisten Kulturen für den Umgang mit Verstorbenen (bzw. natürlich mit Trauernden) gebildet haben – bspw. dem dreitägigen Aufbahren der Leiche, das vor nicht allzu langer Zeit verbreitet üblich war, dem Leichenbegängnis und dem Leichenschmaus usw. Solche Rituale sind einerseits Zeichen und Ausdruck der sich in der Trauer verändernden Gefühle, sie stellen andererseits auch eine hilfreiche Unterstützung für diesen Wandel dar. Wer eine solche dreitägige, mehr oder minder institutionalisierte Trauerfrist durchschritten hat, wird erfahren haben, daß im

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

insbesondere in frühen Phasen der Trauer ihren Ort, so wandelt sich der anfänglich laute, auch anklagende Schmerz vielleicht in einen eher stillen.[19] Auch »Gefühlsverläufe«, wie sie in der Reaktion auf die (und Auseinandersetzung mit der) Nachricht, selbst unheilbar krank zu sein und bald sterben zu müssen, vorkommen, lassen sich wohl als Beispiele heranziehen. Auch hier sollen ja gestalt- und regelhafte Abfolgen unterschiedlicher »Phasen« zu beobachten sein (vgl. Kübler-Ross 1983, die der Reihe nach von »Nichtwahrhabenwollen und Isolierung«, »Zorn«, »Verhandeln«, »Depression« und »Zustimmung« spricht), deren Formulierung und Publikation wiederum »gefühlsnormierend« wirken können. Es gibt also Gefühle, die über ein bestimmtes Erleben hinaus auch einen ganz bestimmten Verlauf haben (oder auch wünschenswerterweise haben sollen) – bzw. es gibt Gefühlsbezeichnungen für spezielle Gefühlsfolgen.

Eine Emotionstheorie, die dem Gefühl in seiner Vielfalt gerecht werden können soll, muß sich des (unterschiedlichen) temporalen Charakters von Gefühlen bewußt und in der Lage sein, mit ihm umzugehen; sie muß dem dynamischen Aspekt von Gefühlen Rechnung tragen. Dabei ist erst nachrangig von Bedeutung, auf welche Weise dieser Aspekt berücksichtigt wird, ob – orientiert etwa an einer semantischen Analyse – punktuelle (Erschrecken), gleichförmige (Schmerz, Vorfreude) und temporal strukturierte (Wutanfall, Trauer [im Unterschied zum Traurigsein!]) Gefühle voneinander unterschieden werden, oder ob als Gefühle allein singuläre Elemente aufgefaßt werden, aus denen zusammengesetzt dann komplexere Gefühlsfolgen gedacht werden können (wie beim Erschrekken$_1$ oder Erschrecken$_2$). Entscheidend ist zunächst einmal allein, daß eine Emotionstheorie es überhaupt begrifflich erlaubt, der unterschiedlichen temporalen Struktur von Gefühlen gerecht zu werden.

Verlauf auch jeweils unterschiedliche Verhaltensweisen erwartet werden, und mal mehr, mal minder sanfter Druck in einer Richtung wirkt, die einzuschlagen das von den anderen Erwartete auch Wirklichkeit werden zu lassen verspricht.

19 »Später hatte das Gedenken an Sam sich verändert: Es wurde Arbeit, eine kontinuierliche Größe; an die Stelle von Schmerz und Glanz trat heftige Unvernunft, sowohl was seinen Tod als auch was ihr Gedenken daran betraf. Während dieser Zeit lechzte sie nach Einsamkeit und der schwelgerischen Ich-Bezogenheit des Leids: ihr Sam, ihr Verlust, ihre Trauer, und kein anderes Leid kam dem gleich. Das gab sie durchaus zu: Es war nichts Schändliches dabei. Doch nun, ein halbes Jahrhundert später, waren diese Gefühle einfach ein Teil von ihr geworden. Ihr Leid war eine Krücke, notwendig und stützend; sie konnte sich nicht vorstellen, ohne sie zu gehen« (Barnes 1996, S. 125).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1.1.4 Einfache (simple) und zusammengesetzte (komplexe) Gefühle

Wiederum wurde bereits kurz angesprochen, was nun etwas ausführlicher dargelegt werden soll. Am Beispiel des Neides ist verdeutlicht worden, auf welche Weise Kognitionen notwendig in ein Gefühl eingehen können, es also überhaupt erst (mit) konstituieren (vgl. jedoch zum Begriff der Kognition und zu ihrer Rolle für das Gefühl Kapitel 1.2.5). Ein anderes Beispiel – ebenfalls schon angesprochen, wenn auch in einem anderen Kontext – wäre die Eifersucht. Notwendig für die Eifersucht scheint ja zunächst nur ein kognitives Wissen von bestimmten Sachverhalten zu sein – oder vielmehr weit häufiger lediglich enstprechende Vermutungen –, d. h. etwa von Szenen, die meine Eifersucht begründen. Aber Eifersucht ist bekanntlich mehr: Peinigend wird sie nicht zuletzt durch das mitunter fast zwanghaft wiederholte, lust- und qualvolle Imaginieren solcher Szenen, die nicht selten das, was tatsächlich gewesen war (wenn überhaupt etwas gewesen war), in den Schatten stellen und so bestimmend werden können, daß neben ihnen wenig Raum für andere Denkinhalte und andere Gefühlsregungen mehr bleibt.[20] Ein Wissen oder zumindest Vermutungen, das Imaginieren des Vorgefallenen oder Befürchteten – das ist noch lange nicht alles, was für die Eifersucht von Bedeutung sein kann: Die stete Suche nach Verdachtsmomenten, die genaue, argwöhnische Beobachtung des (vielleicht nur vermeintlich) Untreuen, das mißtrauische Lesen aus den Spuren, die er hinterläßt, die Beobachtung auch des Nebenbuhlers und seine Bewertung oder gar darüber hinaus die Wahrnehmung von anderen als (potentielle) Nebenbuhler bis hin zur Wahrnehmung der Welt als eine Welt, in der überall vor allem Gefahren für die gefährdete Beziehung lauern – all dies (und noch mehr) kann eingehen in das Gefühl der Eifersucht.

Mit »kann in das Gefühl eingehen« ist nun natürlich nicht gemeint, daß stets gleiche Elemente in additiver Verknüpfung die Eifersucht bilden. Bestandteile des Gefühls können unterschiedliche Kognitionen, Imaginationen, auch Erinnerungen, Erfahrungen, Erwartungen usw. sein, und die »Gesetze«, nach denen sie miteinander verbunden sind, wird man sich kaum als Formeln vorstellen können, sondern sie eher in Analogie

20 Die bemerkenswerte Schilderung einer solchen Eifersucht findet sich bei Barnes (1994). Dort wird nicht nur eine lehrreiche »Innensicht« des Gefühls entfaltet, es wird überdies gezeigt, daß der Anlaß der Eifersucht keineswegs ein »vernünftiger« sein muß (dort nämlich spielt das frühere Leben der Geliebten eine wesentliche Rolle, ihr Leben, als sie den Eifersüchtigen noch gar nicht kennengelernt hatte).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

zu den Prozessen der Gestaltschließung auffassen müssen, wie sie in der Gestaltpsychologie konzipiert worden sind (oder zu solchen, wie sie in der Bildung integrierter Erzählungen eine Rolle spielen) – ich komme darauf zurück (Kapitel 1.4, insbes. These 7; Kapitel 3). Ferner bedeutet die Tatsache, daß es verschiedene Bestandteile sind, die in die Eifersucht eingehen, auch, daß umgekehrt für eine »eingehende« Untersuchung des Gefühls der Eifersucht auf solche Kognitionen, Imaginationen, usw. zurückgegangen werden muß. Dies impliziert weiter, daß es sinnvoll sein kann, unterschiedliche Formen der Eifersucht zu unterscheiden, je nach den beteiligten Bestandteilen und ihrer Gewichtung, ihrer Bedeutung für die sich bildende Gestalt. So könnte vielleicht eine Differenzierung in solche Fälle der Eifersucht sinnvoll sein, bei denen ein konkretes Wissen eine Rolle spielt (das vielleicht sogar von der »untreuen« Person stammt), sich die Eifersucht (neben der untreuen Person) auf einen bestimmten Nebenbuhler bezieht und sich insgesamt sozusagen auf eine reale Gefährdung der Beziehung richtet, und in solche Fälle, bei denen sich das Gefühl von dem bestätigten Wissen löst oder gleich zu Beginn von eher vagen Vermutungen nährt, Fälle, in denen kein konkreter Nebenbuhler sondern eher diffuse Gegner (oder gleich mehr oder minder alle) auftreten, in denen also die Eifersucht weniger auf einer realen Gefährdung der Beziehung beruht als eine solche vielmehr dann ihrerseits erst schafft. Nicht zuletzt solche Differenzierungen könnten es sein, die sich in der alltagssprachlichen Rede von der »begründeten« und der »unbegründeten« Eifersucht zusammengefaßt sehen.

Nicht allein Kognitionen und Imaginationen, Erinnerungen, Erfahrungen und Erwartungen können in ein Gefühl eingehen. Auch Gefühle selbst können wesentliche Bestandteile anderer, übergeordneter Gefühle werden: So kann ich mich etwa verlieben und mich über meine Verliebtheit freuen oder ärgern. Einer Liebe, zu der diese Verliebtheit vielleicht führt, kann ich mich schämen, oder ich kann stolz auf sie sein oder mich über sie freuen. Das »es tut mir leid«, mit dem ich mich z. B. für mein unangebrachtes Verhalten, etwa für einen Wutanfall, zu ent-schuld-igen suche, ist ja – wenn ehrlich *gefühlt* –, mehr als eine Floskel zur kulturspezifischen (und demnach auch historisch wandelbaren) Regulierung sozialer Interaktionen. Es bezeichnet zunächst einmal ein Gefühl, ein Leiden, etwas, das (mir) weh tut, einen mehr oder minder scham- oder schuldimprägnierten Schmerz – einen Schmerz, der einen bestimmten Gegenstand hat: Und dieser Gegenstand kann ein anderes meiner Gefühle (oder sein Ausdruck) sein, ein Gefühl, das mir nun leid tut.[21]

21 Und es kann tatsächlich ein Gefühl selbst sein, das mir leid tut und so in dieses Leiden eingeht, und nicht nur der (unangemessene) Ausdruck eines

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Sicher mögen im Falle der Gefühle, die in Gefühle eingehen, auf die eine oder andere Weise vermittelnde Prozesse eine Rolle spielen: So läßt sich einwenden, daß es nicht ein Gefühl ist, das mir leid tut, sondern die Erinnerung an ein Gefühl (weil ich den Ärger und die Verachtung ja aktuell nicht mehr empfinde). Es läßt sich einwenden, daß im Falle der Freude über das eigene Lieben, die ja die Liebe nicht zum Verschwinden bringt, doch zumindest Bewertungen und Reflexionen vonnöten sind, die mir das Gefühl (Liebe) als etwas erscheinen lassen, über das ich mich freuen kann oder gar sollte. Dennoch sollte die Existenz vermittelnder Prozesse der einen oder anderen Art nicht vergessen machen, daß umgekehrt eben *auch das Gefühl* (das vergangene oder aktuelle) notwendig Bestandteil des hier behandelten übergeordneten, komplexen Gefühls sein kann.

Wie anders dagegen die Situation bei nicht komplexen, bei einfachen Gefühlen. Ziehen wir nochmals das Erschrecken heran: Hier genügt ein »Objekt«, auf das sich das Gefühl bezieht – ein Geräusch etwa –, und ein zu vernachlässigendes Minimum an »kognitiven« Prozessen, die nicht einmal bewußt ablaufen und wenig über die Wahrnehmung des Objektes selbst hinausgehen müssen. (»Kognitive« Prozesse, die sozusagen denknotwendig sind, damit das Individuum das Objekt überhaupt erst in Beziehung zu sich setzt. Sie spielen bereits im Akt der Wahrnehmung eine Rolle und können weiter etwa in einer Art rudimentärer Bewertung des Wahrgenommenen als ungewöhnlich bestehen; vgl. das im Kapitel 1.2.5 über einen weiten Begriff der Kognition Notierte.) Die schlichte Freude über einen schönen Sonnentag beim Verlassen des Hauses kommt ohne Reflexionen über die meteorologische Großwetterlage der letzten Wochen, ohne Erinnerungen an die letzte Urlaubsreise und die Nachmittage am Strand, ohne Imaginationen des bevorstehenden Abends auf dem Balkon – und ohne diesbezügliche Vorfreude – aus. Sie genügt sich – zunächst einmal – selbst. (Sie kommt auch als einfaches Gefühl ohne derartige Reflexionen aus, d. h. auch da, wo sie nicht ohnehin »nur« Stimmung ist; vgl. zur Abgrenzung Kapitel 1.2.1). Gleichwohl kann sie Prozesse wie die genannten zur Folge haben und sich so quasi selbst verkomplizieren, komplexer werden.

Gefühls (wie er bei einem Wutausbruch bekanntlich nicht ganz leicht vom Gefühl zu trennen ist): So kann ich mich bei jemandem, den ich mittlerweile besser kenne und schätze, dafür entschuldigen, daß er mich anfangs als scheinbar oberflächlicher Angeber ärgerte, ich ihn fast verachtete. Das eigene Gefühl (oder vielleicht genauer: die Erinnerung daran) tut inzwischen weh – und zwar selbst dann, wenn es der Betreffende nie bemerkte, weil ich es ihm erfolgreich verbarg; selbst dann also kann ich mich für mein Gefühl nun schämen und mich bei ihm entschuldigen wollen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Freude über etwas kann es als Gefühl in ganz unterschiedlichen Graden von Komplexität geben: von der erwähnten »schlichten«, voraussetzungslosen, augenblicklichen, vielleicht auch vergänglichen bis hin zur hochgradig angereicherten, lebensgeschichtlich mit Bedeutung versehenen, mit einer Fülle von Werten, Zielen oder anderen Gefühlen verknüpften und verwobenen Freude z. B. über den Verlauf einer jahrelangen Entwicklung oder das Erreichen eines lange verfolgten Zieles. Andere Gefühle dagegen vertragen den Einschluß von Kognitionen (und, wie dargelegt, anderem mehr) nicht: Sobald über das Erschrecken nachgedacht wird, ist es kein Erschrecken mehr.[22] Wieder andere Gefühle benötigen demgegenüber ein Mindestmaß an Komplexität, ohne das sie nicht denkbar sind: der Neid oder die Eifersucht wie dargelegt, auch die erwähnte Vorfreude u. v. m.

Eine Emotionstheorie, die den Gefühlen in ihrer Vielfalt gerecht werden will, muß es auf die eine oder andere Weise ermöglichen, die Einfachheit bzw. Komplexität von Gefühlen zu bearbeiten bzw. abzubilden.

1.1.5 Das Gefühl und sein Objekt – Die Gerichtetheit des Gefühls

Eben (und bereits zuvor) war mehrfach vom »Objekt« des Gefühls, von seinem Gegenstand die Rede. Ein Gefühl ist keine beziehungs- oder verweisungslose Entität, es scheint sich immer auf etwas zu richten, einem »Objekt« zu gelten – ob dieses Objekt nun etwas so unscheinbares wie ein Geräusch ist oder aber ein geliebter Mitmensch. Ein Gefühl ist stets ein relationaler Begriff, es ist immer das Gefühl *von (über, zu, ...) etwas*.[23] Das Objekt eines Gefühls in diesem Sinne kann eine Wahr-

22 Es sei hier gerne zugestanden, daß dies vielleicht eher im »temporalen Charakter« des Erschreckens als in seiner »Einfachheit« begründet liegen mag; unabhängig von der Frage, wo wir einen Grund erblicken wollen, ist jedoch ebenso unabweisbar, daß die »Einfachheit« des Erschreckens seine »zeitliche Punktförmigkeit« oder »Momentanität« zumindest regelmäßig begleitet.

23 Auch dies lehrt die Sprache, etwa hinsichtlich der Freude über, der Angst vor, der Trauer über, dem Ekel vor, der Liebe zu usw. Es gibt jedoch auch Fälle, die weniger klar sind: Wenn Langeweile ein Gefühl ist, auf welchen Gegenstand richtet sie sich dann? Auf die Zeit, oder auf das Erleben von Zeit? Das wäre wohl allzu gezwungen. Wenn Gefühle jedoch alle einen Objektbezug haben, was ist Langeweile dann, wenn nicht ein Gefühl (vgl. etwa Buchholz 1996, S. 217 ff.)? Und wie sieht es aus mit der Sehnsucht, die sich nur in den einfacheren Fällen auf ein klar gegebenes Objekt bezieht; im allgemeinen ist dieses Objekt natürlich bereits ein vom Empfindenden unter dem Einfluß

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nehmung sein (vor einem Geräusch erschrecken), ein Ereignis oder eine Ereigniskette (sich über das schlechte Wetter ärgern), eigene oder fremde Handlungen oder Handlungsfolgen (im doppelten Sinne: Folgen einer Handlung oder Abfolgen von Handlungen; sich eines eigenen Fehlers schämen, sich eines in vielen Schritten erzielten Erfolges freuen, sich über jemandes Lügen ärgern usw.), eine Person (andere Personen oder die eigene; jemanden lieben oder sich selbst verachten), oder auch ein Gefühl (sich für ein vergangenes Gefühl schämen oder nach einem bestimmten Sehnsucht haben).[24]

Wenn dem so ist, dann läßt sich eine genauere Betrachtung dieses Objektbezuges u. U. dazu nutzen, einzelne Gefühle begrifflich schärfer zu konturieren und von anderen, ähnlichen abzugrenzen. Nicht selten, wenn ich im Freundeskreis von der vorliegenden Arbeit erzählte, ergaben sich lockere Gespräche über Gefühle – und bei einem davon zeigte sich beispielsweise, wie nahe sich Neid und Eifersucht sein können, wenn sich beide auf Personen beziehen. Wenn es nun nicht das Auto des Nachbarn ist, um das ich ihn beneide, sondern seine schöne, junge Frau: Worin besteht dann der Unterschied zwischen den Aussagen »Ich beneide den Nachbarn um seine Frau« und »Ich bin eifersüchtig auf den Nachbarn wegen seiner Frau«? Oder gibt es etwa gar keinen? Zur Klärung

---

seiner Sehnsucht konstruiertes, gebildetes. Und kennen wir nicht sogar eine Sehnsucht, die sich auf das Unbestimmte, Vage, gänzlich Unbekannte richtet, eine Sehnsucht, von der wir gar nicht zu sagen wissen, wonach? (Denn »Sehnsucht strebt nicht nur irgendwo hin, sondern auch von etwas weg«; Boesch 1998, S. 16.) Ist eine solche Sehnsucht Gefühl, oder wird sie zur Stimmung (vgl. Kapitel 1.2.2)? – Wichtig ist mir hier, ungeachtet schwieriger Einzel- oder Grenzfälle, auf den generellen Objektbezug der Gefühle (oder, je nach Auffassung, eben der meisten Gefühle) aufmerksam zu machen. Ob man ihn nun zwar für die meisten Gefühle annimmt, daneben aber auch Ausnahmen (wie die Langeweile, vielleicht die Sehnsucht) zuläßt, oder ob man ihn allen Gefühlen zuschreibt und in der Folge »Gefühle« ohne Objektbezug nicht mehr als Gefühle, sondern als etwas anderes, Verwandtes begreift, ist demgegenüber zweitrangig. (Ich schlage unten letzteres vor, indem ich vor allem den Objektbezug von Gefühlen in Kapitel 1.2.2 nutze, um Gefühle von [objektlosen, ungerichteten] Stimmungen abzugrenzen.)

24 Im Falle der Personen, die als Objekt eines Gefühls fungieren, wird man sich für eine genauere Analyse (und aus Gründen der »theoretischen Ökonomie«) fragen müssen, inwieweit sich diese Funktion als die Resultante einer Reihe von Gefühlen denken läßt, deren Objekt lediglich Wahrnehmungen, Ereignisse und Handlungen waren, die mit der betreffenden Person zu tun hatten bzw. von ihr ausgingen. Wenn ich jemanden liebe, liebe ich dann all die Wohltaten und Gefälligkeiten, die er mir erwies und die ich imaginiere und noch erhoffe, die gemeinsam verbrachten und erwarteten schönen Stunden? Und wenn das nicht alles ist (was wohl nur Bemitleidenswerte ernsthaft annehmen), was könnten wir dann nicht vielleicht lernen, wenn wir darüber zu sprechen versuchen, was es noch ist?

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dieser Fragen kann man zunächst festhalten, daß beide Gefühle »dreigliedrig« oder »dreistellig« sind: Neben dem Empfindenden sind jeweils zwei »Objekte« nötig, auf die sich das Gefühl richtet (jemanden um jemanden beneiden, auf jemanden wegen jemandem eifersüchtig sein). Es scheint jedoch, als würde sich die Qualität der jeweils in Frage stehenden Beziehungen unterscheiden: Wenn ich auf jemanden eifersüchtig bin, dann steht die Beziehung zu der dritten Person im Zentrum, es ist diese Beziehung und ihre (vermeintliche oder tatsächliche) Gefährdung (oder, falls sie noch gar nicht zustande gekommen ist, ihre Be- oder Verhinderung), die den Kern der Eifersucht bildet. Ich müßte also die Frau des Nachbarn doch kennen (oder mir zumindest eine Beziehung mit ihr vorstellen), und wenn ich ihretwegen auf den Nachbarn eifersüchtig bin, dann könnte ich auch auf ihre Freundinnen eifersüchtig sein, oder auf den Anlieferer eines Paketdienstes, dem sie morgens ein Schwätzchen gönnt. Die (tatsächliche, durch jemanden vermeintlich oder tatsächlich gefährdete, oder aber mindestens die imaginierte, durch jemanden nicht realisierbare) Beziehung zum Dritten steht im Vordergrund der Eifersucht.[25] Daher sagen wir auch nicht, daß wir eifersüchtig auf den Nachbarn wegen seines Autos sind.[26] Anders beim Neid: Wenn hier eine Beziehung im Vordergrund steht, dann ist es die zu demjenigen, den ich um etwas beneide. Vom Neid sprechen wir viel leichter auch dann, wenn es um Gegenstände oder Eigenschaften geht; ich kann jemanden um sein Geld oder um sein Aussehen beneiden. Denke ich die Eifersucht auf den Nachbarn weiter, dann bin ich wie gesagt auch auf Freundinnen seiner Frau oder andere Menschen eifersüchtig; denke ich den Neid auf den Nachbarn weiter, dann beneide ich ihn auch um sein Haus und sein Auto, um seinen Beruf und seinen Erfolg – eben weil die Beziehung zu ihm (und nicht zu seiner Frau) im Zentrum des Neides steht. Die Frau des Nachbarn, so könnte man pointiert formulieren, ist mir im Grunde genommen egal, wenn ich ihn um sie beneide – und wäre sie mir nicht egal, dann würde ich ihn nicht beneiden, sondern wäre eifersüchtig.

25 Auch das bereits erwähnte, in Romanform vorgelegte Beispiel von Julian Barnes (1994) läßt sich unschwer so verstehen: Auch für Graham, der aufgrund des »Vorlebens« seiner Frau krankhaft eifersüchtig ist – und gar nicht konkret weiß, auf wen alles –, steht die Beziehung zu ihr im Vordergrund. Um einen Spezialfall der Eifersucht handelt es sich weniger wegen der Stärke des Gefühls als vielmehr deswegen, weil das zweite Objekt der dreigliedrigen Relation eine nicht zu fassende Unbekannte darstellt.

26 Oder wenn doch, dann wohl eher sprachlich salopp; eine Unsauberheit, die aufgrund der Nähe der Eifersucht zum Neid gleichwohl verstanden wird. Jedenfalls gab es im völlig unrepräsentativen Freundeskreis niemanden, der eine solche Redensweise noch aufrechterhalten wollte im Angesicht der Alternative, von Neid zu sprechen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Natürlich sind solche Überlegungen im skizzierten Einzelfall verhandlungsfähig – trefflich ließe sich darüber streiten, inwieweit die dargelegten Differenzierungen zwischen Eifersucht und Neid überhaupt richtig und tragfähig sind, welchen Nutzen sie versprechen, und insbesondere über das Problem, empirisch über eine »unsaubere Sprache«, in der die beiden Wörter Eifersucht und Neid teilweise überlappend gebraucht werden, Zugang zu klar getrennten Begriffen[27] zu gewinnen (also d. h. natürlich über das Problem, ob solcherart klar getrennte Begriffe überhaupt existieren oder ihrerseits vor allem Artefakt wären). Die angeführten Überlegungen sollen hier nur exemplarisch verdeutlichen, auf welche Weise eine inhaltliche, an der Semantik der Gefühlswörter ansetzende Analyse *im Prinzip* Nutzen aus der Berücksichtigung gerade auch des Objektbezugs von Gefühlen haben könnte, eine Analyse, auch das ist einleuchtend, die ggf. auf eine breitere empirische Ausgangsbasis gestellt werden müßte. Und sie sollen weiter plausibilisieren, daß die (Anzahl und eventuell die Art [Personen, Gegenstände...] der) Objekte, auf die sich Gefühle beziehen, einen wichtigen Teil ihrer Charakteristika darstellen, so daß eine Emotionstheorie gut daran tut, diese Bezugspunkte (oder Objekte) von Gefühlen mit zu behandeln und ihnen im Konzept der Gefühle, mit dem sie arbeitet, entsprechenden Raum zu widmen.

1.1.6 Das Gefühl: beherrscht und unverfügbar

Die folgende Erörterung läßt sich zwischen den Polen eines Gegensatzes aufspannen, der bei der Betrachtung von Gefühlen – dem Bild, das wir von ihnen haben – in vielerlei Gestalt und in einer Vielzahl von Zusammenhängen eine Rolle spielt: Gefühle scheinen gleichermaßen ein Objekt des Individuums, für das es verantwortlich ist, quasi sein »Besitz« und Gegenstand seiner Manipulationen zu sein, wie umgekehrt der einzelne als Objekt seiner Gefühle auftritt, deren »Willkür« er geradezu

27 Ohne weitere Problematisierung werden Begriffe hier als Vorstellungsinhalte verstanden, die nicht mit ihren Namen oder »Etiketten«, den Wörtern, verwechselt werden dürfen (vgl. zur Konkretisierung etwa Szagun 1996, S. 103 f.; Zimmer 1996, S. 128 ff., bes. 129). Der in der alltäglichen Verwendung unproblematische Begriff des Hundes ist also ein im Detail überraschend schwer zu bestimmendes, gedankliches Konstrukt, das mit dem Wort »Hund« lediglich bezeichnet wird. Die Wörter »Hund« und »dog« bezeichnen demnach denselben Begriff – oder würden denselben Begriff bezeichnen, vorausgesetzt die englische Sprachgemeinschaft hätte kollektiv und über Jahrhunderte denselben Umgang mit denselben Hunden gehabt und dabei dieselben Erfahrungen gesammelt wie die deutsche (was bekanntlich nicht der Fall ist, man denke nur an den Bernhardiner, den deutschen Schäferhund, die Fuchsjagd).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

hilflos ausgeliefert ist, wenn das Gefühl nicht nur übermächtig, sondern damit auch etwas Fremdartiges wird – bisweilen gar zum Antipoden des Selbst hypostasiert, der diesem gegenübersteht und es bedroht und gefährdet. Beide Pole lassen sich in einigen ganz unterschiedlichen Feldern aufweisen:

Der Mensch als Handelnder ist für uns im Grundsatz für seine Handlungen verantwortlich – auch der stark »motivierende« (oder besser: handlungs- bzw. verhaltensauslösende und -steuernde, vgl. Kapitel 1.2.4) Aspekt mancher Gefühle ändert daran zunächst einmal nichts. Das Konzept der Verantwortung ist von großer Bedeutung für unser Zusammenleben, bekanntlich beruhen die dieses Zusammenleben regulierenden Mechanismen wie etwa die Rechtsprechung ganz wesentlich auf der Unterstellung von Verantwortlichkeit. Dennoch räumen wir gewisse residuale Bereiche ein, in denen die Verantwortlichkeit zeitweise suspendiert erscheint: Manche Gefühle – im extremen Ausmaß gefühlt – machen aus einer Handlung eine Tat »im Affekt«, für die der Betreffende nicht mehr oder nur mehr eingeschränkt zur Verantwortung zu ziehen ist. Interessant ist dabei auch, daß die zugrundeliegende Konstruktion eine Art »Umkipp-Punkt« vorzusehen scheint: Es ist ja nicht etwa so, daß ein zunehmendes Gefühl – z. B. zunehmende Wut – sukzessive unsere Verantwortlichkeit einschränkt, bis wir am Endpunkt der Raserei nicht mehr wissen, was wir tun. Vielmehr bleiben wir auch bei zunehmender Intensität des Gefühls voll verantwortlich – es ist uns, wenn man so will, als Aufgabe gestellt, das zunehmende Gefühl zu beherrschen, zu kontrollieren, zu »managen« –, aber nur bis zu einem bestimmten, konkreten Punkt, an dem dann das Gefühl die Oberhand gewinnt, der »Kampf« sozusagen verloren ist. Im Umgang der Rechtsprechung mit Taten im sog. Affekt lassen sich so beide Pole des genannten Gegensatzes aufzeigen – und darüber hinaus auch noch das Bestreben, diesen Gegensatz zu dichotomisieren, einen Mittel- und Übergangsbereich zum Verschwinden zu bringen.

Ein anderes Feld, auf dem Gefühle explizit als manipulier-, steuer- und kontrollierbar konzipiert werden, findet sich in großen Teilen der bunten »psychologischen« Ratgeberliteratur sowie etlichen, auch ernsthafteren psychotherapeutischen Ansätzen.

Was die ersteren betrifft: »Think positive« und ähnliche »Anweisungen« beziehen sich ja nur vordergründig allein auf das Denken – ohne mit den Gedanken verbundene Gefühle ist ja bereits nur schwer zu bestimmen, was überhaupt ein »positiver« oder »negativer« Gedanke sein soll. Erst die mit ihm verbundene (oder durch ihn heraufbeschworene) Angst oder Verzweiflung oder Wut oder was auch immer macht einen Gedanken zu einem »negativen« Gedanken (entsprechend natürlich für

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

positive). Und der Umweg über die Gedanken, die den meisten von uns ja (zumindest auf den ersten Blick) kontrollierbarer erscheinen als die Gefühle, legt so das Fundament und verschleiert gleichzeitig die Grenzen eines Vorgehens, das manchem als allzu technischer, reduktionistischer und obendrein vom Machbarkeitswahn geprägter Umgang mit sich selbst erscheinen könnte. Am deutlichsten zeigt sich ein solcher »Hauruck«-, »Packen wir's an«- und »Alles ist machbar«-Begriff des eigenen Gefühls wohl noch immer in populären Lebensberatungs- und -gestaltungslehren (aber auch, weniger deutlich, psychotherapeutischen Schulen) amerikanischer Herkunft. Das Gefühl wird hier ganz zum manipulierbaren »Objekt« des Individuums und kann zudem (aufgrund seiner »motivierenden« Komponente) von diesem selbst instrumentell eingesetzt werden, etwa um Ziele wie »beruflichen Erfolg« oder »Glück« (wie immer man sich ein solches in diesen Entwürfen vorzustellen hat) zu erreichen. Umgekehrt erwächst daraus jedoch auch so etwas wie eine Verantwortung für das eigene Gefühl. Wem es nicht gelingt, als Emotionsvirtuose sein »Selbst zu managen«, der scheitert eben (vielleicht nicht zum ersten Mal) an Leistungsansprüchen, deren Angemessenheit auf dem Gebiet der Gefühle durchaus bezweifelbar ist – und denen auf anderen Feldern nicht zu genügen u. U. sogar einen Teil des initialen Problems darstellt, eines Problems, aus dem heraus jemand erst auf die Idee kommt, es sei wohl not-wendig, sein Selbst zu »managen« und also wie einen Industriekonzern zu führen. In dieser Weise mit sich selbst (und seinen Gefühlen) umzugehen, darf wohl technisch genannt werden – und reduktionistisch ist es auch: Denn das Beherrschen der Gefühle markiert eben nur das eine Ende eines Kontinuums, an dessen anderem Ende das Beherrscht-Werden durch die Gefühle steht. Wer mit seinen Gefühlen umzugehen meint, souverän wie ein Meister in der Werkstatt mit Zeug und Material (oder einen solchen Umgang anstrebt), der nimmt sich die Möglichkeit, gerade umgekehrt von ihnen ergriffen zu werden. Zudem darf man Zweifel daran haben, daß ein solcher, in den angesprochenen Entwürfen mehr oder minder offen propagierter Umgang mit den eigenen Gefühlen angesichts extremer und erschütternder Gefühle (im Zusammenhang mit ebensolchen Erfahrungen) überhaupt durchgehalten werden kann. Und wenn solche Zweifel bestehen: Wäre es dann nicht sinnvoller, bereits im Kleinen und bei den einfachsten Gefühlen sich bewußt zu bleiben, daß »Gefühl« insgesamt angesiedelt ist in einem Spannungsfeld von Beherrschung und Unverfügbarkeit, als fälschlich anzunehmen, man sei uneingeschränkt Herr über das eigene Gefühlsleben, nur um dann in ohnehin kritischen Lebenssituationen umso schmerzhafter erfahren zu müssen, daß dies eben nicht zutrifft?

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Was nun die angesprochenen, seriöseren psychotherapeutischen Ansätze angeht: Hier verkompliziert sich die Betrachtung noch ein wenig, weil sich auch Spuren des anderen Poles des behandelten Gegensatzes – Spuren also der Nichtverfügbarkeit des Gefühls – finden lassen. Daher bergen diese Ansätze eine inhärente Spannung oder manchmal gar Widersprüchlichkeit, die aufzuzeigen eine interessante Aufgabe darstellte – zumal sie auf jeweils ganz unterschiedliche Weise damit umgehen –, eine Aufgabe, mit der die vorliegende differenzierende Einführung in das Phänomenfeld der Gefühle freilich überfordert wäre. Daß Gefühle in psychotherapeutischen Ansätzen als (mindestens in Maßen) manipulier- oder steuerbar, also beeinflußbar konzipiert werden, dürfte unmittelbar zustimmungsfähig sein – wären sie das nicht, würde die Psychotherapie eine ausgesprochen wichtige Begründung für die eigene Existenz preisgeben, sind es doch in der Regel gerade unangenehme Gefühle (und immer mindestens *auch* unangenehme Gefühle), die das Problem darstellen, dessentwegen eine Therapie aufgesucht wird.[28] Gleichzeitig sind

28 Obwohl hier zugestandenermaßen unwegsames Gelände betreten wird: Da ist zunächst die Frage zu klären, wieviele der Hilfesuchenden ihr Problem tatsächlich hinreichend deutlich als »Gefühlsstörung« präsentieren. Alternative Präsentationen – so bspw. als »Funktionsstörung« (»Ich komme einfach mit meiner Arbeit nicht mehr klar, ...«) – *könnten* natürlich lediglich maskierende Darstellungen sein – eventuell weniger privatim, d. h. leichter öffentlich zu machen als die Rede vom Gefühl –, hinter deren Fassade sich dann nichts anderes als eine Störung des Gefühlslebens (»weil ich Angst habe, zu versagen«) wiederfindet. Dafür wären Argumente zu sammeln, und Argumente dagegen, daß eine solche Auffassung alternativer Präsentationen ihrerseits nicht mehr ist als eine psychologisierende Verzerrung. Eine Reihe von alternativen Beschreibungen behandlungsbedürftiger Probleme ist denkbar, eine Beschreibung etwa als erwünschte Handlungen, die man nicht mehr tun kann, oder unerwünschte, die man tun muß – z. B. bei einer Zwangserkrankung, die den Erkrankten nicht mehr aus dem Haus gehen läßt. Der Zusammenhang mit Gefühlen ist hierbei gleichwohl eng: So verläßt der Zwangserkrankte sein Haus nicht mehr, weil er die übergroße Angst vermeiden will, die ihn andernfalls befiele. Nach genauerer und umfassender Auflistung und systematischer Bearbeitung könnte jedoch ein Anteil »psychischer Störungen« übrigbleiben, die man nur noch schwer – mit einer Reihe zu treffender Voraussetzungen – als Störungen des »Gefühlslebens« auffassen kann. Als klassisches Beispiel hierfür kann das dienen, was früher als »unipolare« oder rezidivierende Manie bezeichnet worden ist (und heute wohl nach ICD-10 als »bipolare affektive Störung«, Kategorie F31, mit ausschließlich hypomanischen oder manischen Episoden, Kategorie F31.xx1 oder F31.82 diagnostiziert würde; vgl. Weltgesundheitsorganisation 2000, S. 135, 139). Zwar erlebt der Betreffende bekanntlich eine solche Störung durchaus nicht ohne Gefühle – nicht umsonst gehören sie zur Gruppe der sog. affektiven Störungen –, nur daß es sich dabei eben keineswegs um Gefühle handelt, die dem Betroffenen unangenehm oder änderungsbedürftig erscheinen. Man könnte demnach den Verdacht verallgemeinern: Gerade die Störungen ohne »Krankheitseinsicht« könnten sich als

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

die Maßnahmen, mit denen auf das Gefühl eingewirkt wird, im Regelfall deutlich komplizierter und vermittelter als ein allzu schlichtes »Du mußt eben anders fühlen«, welches sich im Kern so manchen »Problemratgebers« findet – mitunter so vermittelt, daß ohne Kenntnis der zugehörigen theoretischen Annahmen gar nicht mehr deutlich wird, wie das eine überhaupt auf das andere wirken soll.

Die (geniale) Schöpfung eines Unbewußten bspw.,[29] in dem eigene »Gesetze« (oder Regeln) gelten und allerhand Prozesse autonom und unbeobachtet ablaufen können, ermöglicht nicht nur neuartige Erklärungen für psychische Phänomene (und psychische Störungen), sondern eröffnet auch einen intrapsychischen Raum, der dem Ich (dem Selbst) weitgehend verschlossen bleibt; das Unbewußte gibt, wenn man so will, dem Unverfügbaren einen Ort.[30] Vom Unbewußten aus ließen sich die Felder rekonstruieren, auf denen die psychoanalytische Anthropologie der Unverfügbarkeit des Gefühls Rechnung trägt. Und umgekehrt ist es das (teilweise) Bewußtwerden (oder Bewußtmachen) des Unbewußten, das der Eigengesetzlichkeit (und Autonomie) des Gefühlslebens Grenzen zieht. Freilich führt dieses Bewußtmachen nicht zur vollständigen Kontrolle und Herrschaft über die Gefühle – aber die Einsicht in ihre Hintergründe und ihre Entstehung, in das »Geschiebe« hinter ihrer Fassade bringt doch eine Aneignung des vormals Unverstandenen, Fremden mit sich, das so seine Macht und seine Unheimlichkeit verliert.

---

diejenigen erweisen, die kaum noch als »Störung des Gefühlslebens« zu reformulieren sind. Allerdings ließe sich gegen diesen Verdacht einwenden, daß die Störungen ohne Krankheitseinsicht wohl lediglich diejenigen seien, die mit angenehmen Gefühlen einhergingen, auf die der Kranke trotz ihrer gewichtigen (und von ihm nicht realisierten) »Nebenfolgen« nicht verzichten mag. Ein weiteres, verbreitetes Beispiel (neben der unipolaren Manie) wäre etwa die Magersucht, die von Betroffenen häufig mit Gefühlen des Stolzes und der Euphorie bei der Bemeisterung des eigenen Körpers in Verbindung gebracht wird. Die Entscheidung, ob sich wirklich jede psychische »Störung« als Störung des Gefühlslebens auffassen läßt, muß also wirklich in schwierigem Terrain mühselig erstritten werden; für meine Zwecke kann sie offenbleiben. Wenn für einen Großteil der Störungen ein gewichtiger Gefühls-Anteil angenommen wird, kann mein Argument auf ausreichend sicherem Fundament in Stellung gebracht werden.

29 Die ja nur in erster, äußerst grober Näherung alleine mit Freud assoziiert wird: Neben anderen Beiträgen aus der Medizin bereiteten vor allem philosophische Konzeptionen (etwa durch Schopenhauer, Nietzsche oder von Hartmann) den Boden (vgl. z. B. Ellenberger 1973, etwa S. 434 ff.).

30 Der Gewinn eines solchen Konzeptes läßt sich erahnen, wenn man sich einmal mehr vor Augen hält, auf welch breiter Basis es sich durchgesetzt hat. Nicht nur vollständig andere psychotherapeutische Schulen reden ganz ungezwungen vom Unbewußten, auch die Frau in der Straßenbahn tut es.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Auch in anderen psychotherapeutischen Ansätzen zeigt sich das Gefühl sowohl beeinflußbar als auch dem Zugriff entzogen. In sogenannten »humanistischen« Ansätzen wird bekanntlich besonderes Gewicht auf die Fähigkeit, aber auch die Verpflichtung des Menschen gelegt, die eigene Persönlichkeit weiterzuentwickeln, durch sinnvolle Tätigkeit und befriedigenden Kontakt mit anderen zu wachsen und zu reifen. »Gute Gefühle« wie Zufriedenheit oder Glück erscheinen hier einerseits als Projekt und Ziel dieser Weiterentwicklung – ein glückliches Leben zu leben ist machbar, erreichbar, und jeder hat es selbst in der Hand. (»Schlechte« Gefühle – Schmerz, Leid, Wut, Angst – geraten mitunter gar zu Hinweisen darauf, daß irgend etwas geändert werden muß, werden als Reaktion auf einen in die Irre führenden Schritt auf dem Weg besagter Weiterentwicklung aufgefaßt.) Andererseits jedoch wird – etwa in der Gesprächspsychotherapie – davon ausgegangen, daß es ein »authentisches« Gefühl gibt (welches man natürlich fühlen sollte), wobei gar nicht so leicht zu fassen ist, was damit genau gemeint sein soll: ein Gefühl vor jeder Reflexion vielleicht, vor jeder Verdrängung jedenfalls. Dieses authentische, erste, unbearbeitete, spontan und »aus der Tiefe kommende« Gefühl entzieht sich natürlich der Kontrolle: Ja, jeder Versuch einer Kontrolle kann eigentlich nur dazu führen, daß ein authentisches Gefühl sich nicht mehr zeigt. »Sich zeigen« ist womöglich gar keine so schlechte Formulierung, um darauf hinzuweisen, wie die geforderte Authentizität des Gefühls dieses zum ganz anderen, Fremden, zum Autonomen (und Unverfügbaren) hypostasiert: »Authentische« Gefühle »hat« man nicht, könnte man sagen, man begegnet ihnen. – Es ist dieses Nebeneinanderherlaufen zweier in Spannung zueinander stehender Fäden, welches dazu führt, daß so manche »humanistischen« Psychotherapieansätze (die »menschliche Natur« betreffend) auf eine Weise optimistisch sind, die mitunter naiv wirkt (oder zumindest recht voraussetzungsvoll ist) – eine Weise, die ja auch entsprechend Kritik erfahren hat. Denn wenn zum einen das erreichbare, machbare, zu erringende (!) Ziel des Menschen ein glückliches Leben ist (und d. h. auch, angenehme Gefühle haben), zum anderen aber eine Art »urwüchsiges«, nicht geplantes und nicht manipuliertes (!) »Gefühlsleben« (oder dann natürlich besser, Gefühlsgeschehen) existiert, welchem (als das »eigentliche«) der Primat zugesprochen wird (und welches anzustreben oder mit welchem in Kontakt zu kommen ist), dann ergibt sich ein gravierender Widerspruch – es sei denn, man setzt leichthin voraus, daß jenes urwüchsige, nicht beeinflußte, unkultivierte Gefühl auch zwangsläufig ein angenehmes, glückliches, für den Menschen fruchtbares sein müsse; daß also der Mensch – »ungestört« entwikkelt – ein glücklicher wird. Und genau diese voraussetzungsvolle Annahme findet sich denn auch in mancherlei Gestalt in allen humanisti-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schen Therapieformen wieder. Ob nun wie angedeutet als »authentisches Gefühl« etwa in der Gesprächspsychotherapie Carl Rogers' oder als Homöostase und organismische Selbstregulation in der Gestalttherapie (vgl. Kochinka 2000) – stets werden Mechanismen postuliert, die »wissen«, was gut für den Menschen ist, der dann am besten Abstand (zu sich selbst!) hält und nicht – etwa gar durch Reflexion – erst stört. Daß sich das Glück jedoch gleichsam naturhaft einstellt, wenn man es nur nicht verhindert – dafür gibt es eben leider nicht sehr viele Belege. Ebenso gut könnte das Glück etwas sein, was man erringen muß, etwas, das Anstrengung kostet und schwer zu halten ist. (Und wahrscheinlich ist es auf vertrackte Weise ein Amalgam aus beidem: Und glücklich wird, wer unterscheiden lernt, wann er es mit aller Kraft erstreben muß, und wann er gar nichts anderes tun darf, als in Ruhe nur zu warten, bis es sich einstellt.)

Mit diesen knappen Bemerkungen sei es im Moment getan; eine ausführlichere Betrachtung würde sicher noch in anderen therapeutischen Schulen Spuren des im gegenwärtigen Abschnitt behandelten »Doppelgesichts« der Gefühle – ihrer Beherrschbarkeit und ihrer Unverfügbarkeit – aufzeigen können und außerdem genauer darlegen müssen, auf welche Weise sich die Spannung zwischen diesen beiden Gesichtern in den Ansätzen selbst als Spannung zwischen Annahmen und Voraussetzungen spiegelt und rekonstruieren läßt.

Schließlich läßt sich die in Rede stehende Janusköpfigkeit nicht nur in der Rechtsprechung, populärer Literatur und populären Mythen zur Beratung und Lebensgestaltung oder ernsthafteren psychotherapeutischen Ansätzen finden, sondern auch in weiteren, ganz anderen Feldern. So würde sich natürlich für eine vollständigere Bearbeitung dieses im vorliegenden Kontexts untergeordneten Themas ein Blick in »die Philosophie« unbedingt lohnen. Die Unverfügbarkeit ebenso wie die Beherrschbarkeit des Gefühls setzen ja gleichermaßen eine Denkfigur oder Haltung bereits voraus: Und das ist die Distanzierung vom Gefühl. Ob ich mein Gefühl souverän lenke und steuere, ob ich ihm als dem ganz anderen unterworfen und ausgeliefert bin – nie *bin ich* einfach nur mein Gefühl. Nicht nur sucht man gerade einen solchen Akt der Distanzierung, der etwas erst in den Blick rückt (aber eben auch entfernt), generell zunächst bei der Philosophie; auch über das Verhältnis des so als Gegenstand gewonnenen »Gefühls« zu anderen Aspekten menschlichen Seins – besonders der Vernunft u. ä. – findet sich dort bekanntlich eine ganze Menge (vgl. etwa Gardiner, Clark Metcalf und Beebe-Center 1970; ferner Calhoun und Solomon 1984). Selbst ein Gedanke, der die Unverfügbarkeit und die Beherrschbarkeit des Gefühls miteinander in Beziehung setzt – der also, um im Bild zu bleiben, daran erinnert, daß die beiden

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Gesichter des Janus zwar zwei Gesichter sind, aber eben zwei Gesichter *eines* Kopfes –, ist dort entfaltet worden. Ich denke natürlich an die Vorstellung, daß das Gefühl als – sozusagen primär – unverfügbares Fremdes und Übermächtiges das Ich bedroht *und daher* bemeistert und beherrscht werden muß – als wäre es ein Feind in der eigenen Haut.

1.1.7 Das Gefühl: angenehm und unangenehm

Eine recht grundlegende Unterscheidung, die unser Denken über Gefühle prägt und die denn auch manche Emotionstheorien explizit, viele implizit treffen, läßt sich ziemlich knapp entfalten: Es handelt sich um diejenige zwischen angenehmen und unangenehmen Gefühlen. Es erscheint zunächst banal, daß Gefühle stets entweder angenehm oder unangenehm sind.[31] Doch der zweite Blick enthüllt, daß auch dies zu relativieren sein dürfte. Sicher gibt es Gefühle – und an solche mögen wir als erstes denken –, die ganz eindeutig angenehm und erwünscht oder aber unangenehm und unerwünscht sind: Freude und Ärger, Liebe und Schmerz, Erleichterung und Trauer und anderes mehr. Doch dann gibt es Gefühle, bei denen die Zuordnung nicht ganz so klar ausfällt. Langeweile (wenn es denn ein Gefühl ist, vgl. S. 43, Fußnote 23; vgl. auch Buchholz 1996) kann sicher ein quälendes Gefühl sein – aber ist sie das immer? Ist sie nicht manchmal fast neutral – ehe man überhaupt bemerkt, daß es Langeweile ist, was man empfindet?[32] Kann sie nicht sogar fast angenehm sein, wenn man nach einer Phase voll aufreibender Aktivität in die Untätigkeit sinkt wie in ein weiches Federbett? Aber ein solches Gefühl nennen wir dann wohl auch nicht mehr Langeweile, sondern anders – vielleicht Zufriedenheit oder Muße. Sind Langeweile und Muße gar die beiden Seiten *einer* Medaille: eher passive Zustände, die sich obendrein

31 Oder daß sie, wie es auch oft – und nicht selten unter Verweis auf Wundt (z. B. 1909, S. 99 f.) – genannt wird, als Lust oder Unlust erlebt werden. Zur Tatsache, daß sich Wundts Denken über Gefühle mit dem Aufweis dieser Dimension (und zweier weiterer) jedoch keineswegs erschöpft, vgl. Kapitel 2.2.

32 Dies ist nicht so mißzuverstehen, als sollten hier »unbewußte« Gefühle postuliert werden, die man sich ja kaum anders vorstellen könnte, denn als nichtgefühlte Gefühle – was wiederum, wenn man den Erlebensaspekt für wesentlich bei der Bestimmung dessen hält, was ein Gefühl ist, ganz offensichtlich einen Fall unsinniger Rede darstellt. (Zu verstehen ist eine solche Formulierung vielmehr in Analogie zu der in Kapitel 1.2.1 vorgeschlagenen Weise, in der eine Empfindung zum Gefühl *wird*. Die Wahrnehmungen selbst – oder im Falle der Langeweile vielleicht auch die Abwesenheit von Wahrnehmungen – müssen nicht bewußt sein, aber sie sind eben auch noch kein Gefühl.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

durch eine veränderte Wahrnehmung der Zeit auszeichnen, die verlangsamt zu vergehen oder gar stillzustehen scheint – nur daß sich dies einmal angenehm und einmal unangenehm anfühlt?

Wie dem auch sei, es gibt ein weiteres, noch stärkeres Argument, welches die grundlegende Differenzierung in angenehme und unangenehme Gefühle relativiert. Wie ich oben (vor allem in den Kapiteln 1.1.3 und 1.1.4) zu zeigen versucht habe, sind Gefühle komplexe Phänomene: Bereits ihre vielfältige temporale Gestalt hat zur Folge, daß sie sich mischen und neben- oder miteinander (changierend oder amalgamiert) vorliegen. Außerdem können sie – neben einer solchen, sozusagen horizontalen (und diachronen) Abfolge (oder Verschmelzung) auch vertikal oder hierarchisch (und synchron) miteinander verschmelzen bzw. aufeinander verweisen, wenn, wie etwa in Kapitel 1.1.4 erläutert, Gefühle in andere, übergeordnete Gefühle konstitutiv eingehen. Die Resultante solcher vielfältigen Verwebungs- und Verweisungszusammenhänge mag nun hinsichtlich ihrer Angenehmheit oder Unangenehmheit lange nicht mehr so zuverlässig zu beurteilen sein, wie eine »einfache« oder »simple« Freude oder Angst – sie mag *ambivalent* geworden sein. Die Differenzierung in angenehme und unangenehme Gefühle mag daher durchaus ein wesentliches Kriterium der Gefühle treffen und abbilden – sie hat aber auch Grenzen, die man im Gedächtnis behalten sollte.

1.1.8 Das Gefühl: privat und öffentlich

Eine weitere Differenzierung läßt sich zwischen »privaten« und »öffentlichen« Gefühlen treffen. Eine solche Differenzierung kann nun in zweierlei Weise entfaltet werden: Wir können zunächst bei den Gefühlen selbst ansetzen und eine Achse aufspannen, die den Gefühlsraum in »private« und »öffentliche« Gefühle gliedert. Wir kennen private, ja intime Gefühle: solche, die wir (aus verschiedenerlei Gründen) ganz für uns behalten (und die eine »Ver-öffentlichung« z. T. womöglich nicht überstehen würden) – denken wir vielleicht an die Scham –, aber auch solche, die zu ihrer Entfaltung einen speziellen, geschützten und vertrauensvollen Raum benötigen, aus dem andere(s) ausgeschlossen werden müssen (bzw. muß) – wie etwa manche Formen der Liebe. Wenn also etwa die Scham als privates Gefühl charakterisiert werden kann, dann ist damit natürlich nicht gemeint, daß es immer gelingt, sich lediglich im Verborgenen zu schämen; natürlich ist die Scham nicht selten für andere wahrnehmbar, etwa durch das Erröten des sich Schämenden. Und es ist natürlich auch nicht gemeint, daß die Scham *ihrer Genese nach* ein privates Gefühl sei: Selbstverständlich benötigt die Scham für ihre Entstehung die Anwesen-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

heit anderer, tatsächlich oder imaginiert, und ihre Wertmaßstäbe, auf deren (akzeptiertem und geteiltem) Fundament wir überhaupt erst »etwas falsch machen« können – wahrscheinlich mehr als irgendein anderes Gefühl. Gemeint ist jedoch, daß eine *aktuell gefühlte* Scham sich nicht an andere richtet, sondern sich im Gegenteil zu verbergen sucht. Es ist eben durchaus unmöglich, sich etwa »demonstrativ zu schämen«.[33]

Und wir kennen Gefühle, die sich sozusagen nach außen richten und andere ansprechen (oder an sie appellieren), etwa den Ärger oder die Empörung. Man denke hier zur Illustration etwa an den Einsatz von Empörung (oder des Ausdrucks von Empörung) in Wahlkampfreden; dabei zeigt sich denn auch sofort, daß man sich, anders als bei der Scham, eben durchaus demonstrativ empören kann.

Es ließe sich einwenden, daß diese »Privatheit« oder »Öffentlichkeit« nichts den Gefühlen eigenes ist, sondern daß sich jedes Gefühl bzw. jeder Gefühlsausdruck eben instrumentalisieren läßt – vielleicht der eine besser, der andere schlechter. (Wobei die jeweilige Eignung für einen solchen instrumentellen Einsatz natürlich nicht zuletzt vom Ausmaß der willkürlichen Kontrollierbarkeit des Emotionsausdruckes abhinge.) Durch eine solche Instrumentalisierung könnte ein Sprecher (vor allem) die Appellfunktion seines Redebeitrags – wie sie bereits Bühler (1982 [zuerst 1934], S. 24 ff.) im »Organonmodell« der Sprache beschreibt – unterstützen wollen. Nun ist es sicher richtig, daß sich der Ausdruck von Gefühlen instrumentell einsetzen läßt (wie sich besonders deutlich etwa bei Kindern zeigt, die dabei sind, Gefühle oder ihren Ausdruck erst zu lernen; vgl. z. B. Harris 1992, S. 135 ff.), jedoch bedeutet dies umgekehrt ja noch lange nicht, daß nicht obendrein den Gefühlen selbst ein Drang nach Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit einerseits, nach einer Bühne und Publikum andererseits innewohnen kann. Daß man im Boden versinken möchte vor Scham – sich also verstecken will (oder sich als Kind tatsächlich versteckt) –, oder seine Wut herausschreien möchte (oder es tut), das sind ja nicht lediglich zufällige und bedeutungslose Varianten einer Gefühlssemantik oder -metaphorik – sondern eben durch

33 Und es ist im übrigen ein höchst interessanter, um nicht zu sagen faszinierender Zusammenhang, daß sich gerade dieses, so verstanden höchst »private« Gefühl mit einem Gefühlsausdruck verbindet, nämlich dem des Errötens, der sich wohl so schwer kontrollieren läßt wie kein anderer. Mir ist nicht bekannt, ob bspw. Schauspieler lernen können, willentlich zu erröten – aber wir alle wissen wohl, wie unmöglich es zumindest ist, ein Erröten zu verhindern. Es läßt sich trefflich darüber spekulieren, warum ausgerechnet auf das verborgenste Geheimnis die verräterischsten Spuren weisen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

aus Hinweise darauf, daß den Gefühlen selbst eine Dimension unterlegt ist, die man mit »privat vs. öffentlich« bezeichnen könnte.[34]

Das Kontinuum zwischen »privat« und »öffentlich« kann jedoch im Zusammenhang mit den Gefühlen noch in anderer Weise entfaltet werden. Eher von der Warte des theoretischen Zugriffs aus lassen sich nämlich Emotionstheorien denken, die Gefühle explizit im Hinblick auf ihre soziale Wirkung wie auch ihre soziale Herkunft oder Verursachung konzipieren, sowie andere, die das eben explizit nicht tun (oder aber keine Aussage darüber machen). Theorien »öffentlicher« Gefühle betrachten Gefühle also entweder als sozial vermittelt (und entsprechend historisch und kulturell wandelbar) oder gehen in gewisser Weise noch darüber hinaus und sehen sie (vorrangig oder ausschließlich) im Dienste sozialer Zusammenhänge stehend. Dies mag unserer alltäglichen Erfahrung von Gefühlen ein Stück weit widersprechen, die uns – womöglich wegen der Exklusivität, mit der wir die eigenen Gefühle erfahren, während wir diejenigen anderer ja nur »vom Hörensagen« kennen – immer auch suggeriert, daß Gefühle vor allem etwas (je) eigenes, vor fremdem Zugriff Geschütztes und (zunächst) Verborgenes sind.[35] Und nun soll all unser Gefühlsleben nur eine schnöde gesellschaftliche oder soziale Regulierungsfunktion haben?[36] Nun, daß sich eine Theorie dem alltäglichen Verständnis ein wenig sperrt, ist bekanntlich kein Argument gegen ihre Gültigkeit – die Frage nach der *Konzipierung* von Gefühlen *als öffentlich oder privat* kann unsere Behandlung der Emotionstheorien vermutlich bereichern –, aber die Kontraintuitivität von Theorien, die Gefühle strikt als öffentliche (oder ausnahmslos als soziale in einem umfassenden Sinne) auffassen, kann zumindest begründen, warum wohl in dem Fall,

34 Eine Dimension, die man im übrigen nicht mit der in Kapitel 1.1.5 behandelten Gerichtetheit, dem Objektbezug von Gefühlen verwechseln sollte. Wenn sich bspw. der Ärger eher nach außen, die Scham eher nach innen richten sollte, dann tun beide dies unabhängig von ihrer Gerichtetheit im Sinne der oben behandelten Unterscheidung, unabhängig von ihrem Objektbezug, unabhängig also davon, worüber man sich ärgert oder wessen man sich schämt.

35 Und zwar eben auch dann, wenn es sich um ein im zunächst skizzierten Sinne »öffentliches« – also an eine Öffentlichkeit *gerichtetes* – Gefühl handelt. Auch unsere Empörung, die wir von der Wahlkampftribüne herunterschreien, scheint uns zuerst unser ureigenes, echtes Gefühl zu sein (solange wir sie nicht ohnehin heucheln) – und nicht etwa ein bloßes Mittel zur Regulation sozialer Interaktionen.

36 Derartige Regulierungsfunktionen lassen sich im übrigen wiederum auf (mindestens) zweierlei Weise »implementiert« denken: zum einen in evolutionstheoretischer Perspektive als genetisch determiniert (etwa beim Beispiel der Angst, die das Weglaufen oder den Angriff modifiziert), zum anderen gesellschaftstheoretisch als sozial herausgebildet und vermittelt (etwa beim Beispiel der Scham).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

in dem Gefühle nicht explizit (in dem gegenwärtig verhandelten Sinn) als »öffentlich« konzipiert werden, davon ausgegangen werden kann, daß sie als »private« in den Blick geraten.

1.1.9 Zusammenfassung

Im gesamten Kapitel 1.1 ging es mir unter dem Titel »Differenzierungen« darum, dasjenige, was wir unter Gefühl verstehen, mehr oder minder systematisch zu entfalten. Es wurde dargelegt, in welcher Weise man beim Nachdenken über das Gefühl zwischen dem Gefühl selbst, einem »ureigenen« und für andere unzugänglichen Erleben, und dem Ausdruck des Gefühls (in der Sprache oder in einer »Sprache« wie Mimik, Gestik usw.) zu unterscheiden hat – und welche Folgen es haben kann, wenn man diese Unterscheidung verschleiert. Ich habe auch erläutert, wie bei der »Erklärung« von Gefühlen (oder genauer, ihrer Herkunft) auf verschiedene Denkmuster, insbesondere die Auffassung des Gefühls als angeborenes bzw. als erlerntes, zurückgegriffen wird. An Beispielen habe ich verdeutlicht, daß Gefühle – jedenfalls so, wie wir über sie reden – in ganz unterschiedlichen »temporalen Varianten« vorliegen, als punktuelle, momentane, als temporal ausgedehnte, gleichförmige und als solche mit einem gewissen regelhaften Verlauf, einer temporalen *Gestalt*. Ich habe angerissen, auf welche Weise Gefühle andere »Funktionsbereiche« menschlichen Seins einschließen (können): Kognitionen, Imaginationen, selbst andere Gefühle. Komplexe Gefühle bauen sich wesentlich aus solchen Elementen auf; die Analyse komplexer Gefühle wird daher umgekehrt auf solche Elemente zurückgehen müssen. Im weiteren wurde skizziert, wie Gefühle stets auf ein oder mehrere »Objekte« bezogen sind – und auf welche Weise diese Bezüge für eine semantische Präzisierung von Gefühlen mit herangezogen werden können. Außerdem habe ich dargestellt, daß das Gefühl in unterschiedlichsten Zusammenhängen zwischen zwei polaren Extremen gedacht wird: dem Gefühl als das Beherrschbare und zu Beherrschende einerseits, dem Gefühl als das Übermächtige, Fremde und Unverfügbare andererseits. Ich habe daran erinnert, was es bedeutet, das Gefühl entweder als etwas Angenehmes oder etwas Unangenehmes aufzufassen – und wo, etwa in der Ambivalenz, die Grenzen einer solchen Auffassung liegen. Und schließlich habe ich eine Differenzierung zwischen dem öffentlichen und dem privaten Gefühl angesprochen, die sich in zweierlei Weise entfalten läßt, nämlich einerseits sozusagen materialiter auf das Gefühl selbst bezogen (deutlich etwa im Vergleich von Scham und Empörung), und andererseits im Hin-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

blick auf die theoretische Konzipierung des Gefühls (sowie letztlich seiner phylogenetischen bzw. kulturgeschichtlichen Entwicklung).

All diese Differenzierungen dienten dazu, frei von den Prämissen einer bestimmten Emotionstheorie den Gegenstandsbereich (das Phänomenfeld) »Gefühl« aufzufächern, teilweise auch schon zu bearbeiten. Sie eröffneten – unabhängig von konkreten, inhaltlich bestimmten Gefühlen, wie ich hoffe – ein weites Feld, auf dem Gefühle in unterschiedlichstem Wuchse wuchern. Dennoch – und auch wenn die systematische Betrachtung der im Verlaufe eingeführten Beispiele im Moment keine weiteren Ansatzpunkte mehr anzubieten scheint – ist damit keineswegs die Behauptung verbunden, alle wesentlichen Differenzierungen des Gegenstandsbereiches seien nun ein für alle Mal geleistet. Ob und in welcher Weise weitere Unterscheidungen erarbeitet werden müßten, um dem »Gegenstandsbereich Gefühl« in seiner Vielfalt gerecht zu werden, das muß sich im folgenden (insbesondere in Kapitel 2) erst erweisen, ebenso wie umgekehrt die Nützlichkeit der bereits getroffenen. Immerhin scheint mir bereits jetzt ein Begriff des Gefühls gewonnen, der hinsichtlich seiner Komplexität (aber eben auch alltagsweltlicher Plausibilität) durchaus mit dem einen oder anderen fachpsychologisch-emotionstheoretischen in Konkurrenz treten kann.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1.2 Abgrenzungen

Im nächsten Schritt möchte ich nun einige Überlegungen anbieten, die das angesprochene »weite Feld« hier und dort ein wenig einfrieden sollen – obwohl sich zeigen wird, daß ein solcherart »voraussetzungsfrei« gefaßtes Gefühl notwendig Übergangs- und Grenzbereiche zu anderen »Funktionsbereichen« menschlichen Lebens hat, zu anderen Konzepten und Begriffen, mit denen wir unser Leben (und das der anderen) beschreiben – etwa zur Empfindung, zur Stimmung, zum Persönlichkeitsmerkmal, zu Motivation und Kognition.

Damit finden, das Bemühen um Abgrenzung anleitend und ordnend, vor allem solche Begriffe Berücksichtigung, die auch tatsächlich Ähnlichkeiten und Berührungspunkte mit dem Konzept des Gefühls haben. Andere Konzepte, die demjenigen des Gefühls nicht hinreichend ähnlich sind (und demzufolge kaum direkt mit ihm verwechselt werden können), werden bestenfalls implizit behandelt. Damit ist freilich nicht behauptet, daß solche Konzepte ihrerseits keine Rolle für den Begriff des Gefühls spielen. Ein Beispiel hierfür wäre etwa der Begriff der Handlung, der vom Gefühl ausreichend weit entfernt zu sein scheint, um nicht ohne weiteres mit ihm konfundiert zu werden, und der andererseits eine Rolle für das Gefühl spielt (bzw. spielen kann). Er wird im Kapitel über die Motivation (Kapitel 1.2.4) mit erörtert. Andere Beispiele wären etwa die Erinnerung bzw. das Gedächtnis, die Sprache und anderes mehr.

Außerdem wurde eingangs bereits darauf hingewiesen, daß nun allmählich der Rückgriff auf Fachliteratur unumgänglich wird, weil spätestens mit den Begriffen Motivation und Kognition psychologisch bestimmte Fachtermini ins Spiel kommen. Unsere am Alltagswissen orientierte Rekonstruktion des Gefühlsbegriffes bleibt damit eine bewußt noch nicht fachwissenschaftliche Auseinandersetzung (mit dem Begriff des Gefühls), die sich nun allerdings bereits an fachwissenschaftlich bestimmten Termini abarbeitet. Motivation und Kognition werden zudem, und das ist ein weiterer Grund dafür, die fachwissenschaftliche Bedeutung heranzuziehen, nicht selten als »Komponenten« eines (fachwissenschaftlich) psychologisch bestimmten Emotionsbegriffes postuliert; dies wird sich in Kapitel 1.3 zeigen.

Auf welche Weise also gerät etwas dem Gefühl Verwandtes, etwas, das im Grenzbereich von Gefühl und Nicht-Gefühl angesiedelt ist, (mit) in den Blick, wenn wir davon sprechen, daß jemand die Wärme der Sonne auf seinem Unterarm fühlt, in trauriger Stimmung oder ein fröhlicher Mensch ist, vor Wut rast oder ganz einfach nur das Gefühl hat, daß es am Abend ein Gewitter geben wird?

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1.2.1 Das Gefühl und die Empfindung

Eine erste Abgrenzung des Gefühls (wie es hier Gegenstand ist) wäre sozusagen »nach unten«, gegenüber der Wahrnehmung – oder zumindest bestimmten Formen der Wahrnehmung – hilfreich. Nicht jede Wahrnehmung ist ein Gefühl – so käme wohl kaum jemand auf die Idee, den Anblick einer roten Ampel, der uns zum Bremsen veranlaßt, für ein Gefühl zu halten (noch nicht einmal dann, wenn wir uns des Anhaltens wegen ärgern sollten). Andere Wahrnehmungen stehen jedoch den Gefühlen wesentlich näher, etwa das *Fühlen* (!) der Sonne auf der Haut (oder einer Druckstelle im Schuh). Diese Untergruppe der Wahrnehmungen will ich Empfindungen nennen.[37] Wodurch unterscheiden sich Empfindungen von anderen Wahrnehmungen? Die Sprache, in der wir über sie reden, mag hier erste Hinweise geben: Zunächst sind es vor allem taktile Wahrnehmungen, über die wir als Empfindung (und damit ähnlich wie über ein Gefühl) reden, seltener solche des Geschmacks (und diese dann eher sozusagen »in taktiler Hinsicht« – etwas fühlt sich rauh auf der Zunge an), kaum jemals solche des Gehörs, des Gesichts oder des Geruchs.[38] Empfindungen scheinen also insbesondere *einfache* Wahrneh-

37 Diese Verwendungsweise ist von der in der physiologischen Psychologie (und Wahrnehmungspsychologie) gebräuchlichen zu unterscheiden. Dort ist eine Empfindung »das bei der Einwirkung eines Reizes auf ein Sinnesorgan eintretende einfache Erlebnis, das nicht weiter definiert werden kann, da es nur durch sich selbst hinreichend gekennzeichnet ist« (Dorsch, Häcker & Stapf 1987, S. 169 f., Stichwort »Empfindung«), während eine Wahrnehmung das mehr oder minder komplexe Endresultat der Verarbeitung von (im Regelfall mehreren) Empfindungen ist. Die für meine Zwecke gewählte Verwendungsweise deckt sich wie gesagt nicht mit dieser, steht ihr aber immerhin insofern nicht im Wege, als Empfindungen (in meinem Sinne), wie gleich erläutert, besonders *einfache* Wahrnehmungen zu sein scheinen.

38 Die (selteneren) Fälle, in denen im Zusammenhang mit diesen sog. »höheren« Sinnen vom »Fühlen« gesprochen wird, lassen sich wohl wiederum in zwei Gruppen sortieren. Entweder, es ist von einer »niedrigen« Ebene der Wahrnehmung (innerhalb dieser komplexen Sinne) die Rede – etwa sich geblendet fühlen, nicht aber: ein visuelles Muster fühlen, das Abbild einer Landschaft fühlen. Oder aber, wenn nicht »empfindungsnah« von der Semantik des Fühlens Gebrauch gemacht wird, dann gerade im Gegenteil metaphorisch und »wahrnehmungsfern«, etwa sich vom Anblick einer Landschaft (oder eines Bildes) überwältigt fühlen. Dabei ist jedoch zu beachten, daß in diesem zweiten Falle gar nicht mehr von den Empfindungen (oder Wahrnehmungen) als Gefühlen die Rede ist, sondern von einem ganz anderen Gefühl (nämlich dem Überwältigtsein), für welches *ein* Anlaß in der (optischen) Wahrnehmung zu suchen ist (die solchermaßen »eingeht« in das komplexe »Gefühl« des Überwältigtseins).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

mungen zu sein. Und obwohl Empfindungen ganz wesentlich in ein Gefühl eingehen können – etwa das Fühlen der Sonne auf der Haut in die Freude über einen sonnigen Tag – sind sie selbst nicht oder *gerade noch nicht* Gefühle (im uns interessierenden Sinne). Dafür sind sie zu »wahrnehmungsnah« und (zumindest »ursprünglich«, d. h. als idealtypischer Gegenstand der Analyse) zu weit von jeder (auch rudimentären) Form der Bewertung entfernt, die erst die Grundlage dafür bietet, etwas *als angenehm oder unangenehm zu empfinden* (vgl. Kapitel 1.1.7). Und genau diese Komponente scheint zur Empfindung hinzukommen zu müssen, damit aus ihr ein Gefühl wird.[39] Dies hat dann auch zur Folge, daß die Unterscheidung zwischen Empfindung und Gefühl oftmals allein eine analytische sein wird: Gerade die einfacheren Wahrnehmungen, die wir Empfindungen nennen, ziehen eine solche Bewertung nach angenehm oder unangenehm mitunter geradezu mit sich wie eine Schleppe; eine Bewertung, die zudem eng mit der Wahrnehmung selbst verknüpft sein kann (wie wir es bereits beim Erschrecken postulieren mußten). Vielleicht können also Beispiele diese schwierige Abgrenzung weiter verdeutlichen: Ist demnach Hunger ein Gefühl? Als propriozeptive Wahrnehmung eines Mangelzustandes wohl nicht, als quälender Hunger, der sich mit imaginierten Mahlzeiten wachhält und steigert, ganz sicher. Ist Schmerz ein Gefühl, etwa der schnelle, scharfe Schnitt mit dem Küchenmesser in den Finger? Wohl kaum als Gewebsverletzung selbst, und vielleicht nicht einmal als dessen erste, rasend schnelle Wahrnehmung. Aber sobald das erste Ziehen als unangenehmes Ziehen erkannt ist, und das Erschrecken (über die unvermutete Wahrnehmung – als solches durchaus ein Gefühl, aber eben kein Schmerz) nachläßt und so die Bühne der Aufmerksamkeit frei macht für andere Gefühle, wohl schon. Es wird deutlich, daß die Unterscheidung zwischen Empfindung und Gefühl mitunter allein analytisch ist[40] – dennoch können wir nicht auf sie ver-

39 Wenn hier als Voraussetzung für ein Gefühl angenommen wird, daß es sich angenehm oder unangenehm »anfühlt«, so ist dies natürlich kein Widerspruch zu den Überlegungen in Kapitel 1.1.7, wo ausgeführt wurde, daß es Gefühle geben mag, die (z. B. als zusammengesetzte, komplexe) nicht mehr eindeutig angenehm oder unangenehm sind. Denn eine »Empfindung« (oder dann vielleicht konsequenter »Wahrnehmung«), die keine positive oder negative »Anmutung« hat, ist schließlich auf völlig andere Weise neutral als ein Gefühl, das (als Resultante widersprüchlicher Elemente) ambivalent (geworden) ist.

40 Auch für die Kompliziertheit dieser Unterscheidung finden sich Hinweise in der Sprache (nicht nur, wie angedeutet, für den Ort, an dem, und die Art und Weise, in der wir sie treffen sollten). So sprechen wir davon, ein Gefühl zu empfinden (und meinen damit nichts anderes, als ein Gefühl zu fühlen), gelegentlich jedoch auch davon, ein Gefühl zu haben (vgl. jedoch auch Kapitel 1.2.5). Die Empfindung betreffend reden wir mitunter so, daß wir eine Empfindung fühlen (oder sie empfinden), häufiger jedoch haben wir eine Empfin-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

zichten, wollen wir nicht umgekehrt jede Art der Wahrnehmung »irgendwie« auch als Gefühl betrachten. Ich schlage also vor, Prozesse der weiteren »Verarbeitung« anzunehmen, die aus Empfindungen Gefühle machen (können), Verarbeitungsprozesse, die – vermutlich vor allem, aber vielleicht nicht nur – in der »Zuordnung« eines »Erlebnischarakters«, also der »Einordnung« als angenehm oder unangenehm, bestehen. Dabei müssen wir uns diese »Einordnungs-« oder »Verarbeitungsprozesse« möglichst simpel vorstellen und dürfen sie nicht als (notwendig) bewußte, im engeren Sinne kognitive Verarbeitung mißverstehen. Bei Annahme dieses Vorschlages wird obendrein plausibel, wieso es gerade die »niederen«, einfachen Wahrnehmungen – das »Getast« (Ge*fühl*), dagegen Gesicht und Gehör nur in »basaler Funktion« (sich geblendet fühlen) – sind, die bevorzugt als Empfindungen zu Gefühlen werden können: ganz einfach deshalb, weil diese Wahrnehmungen leichter und schneller (oder überhaupt erst) daraufhin einzuordnen sind, ob sie angenehm oder unangenehm sind. Wer kann schon einen komplexen visuellen Eindruck, bspw. bei der Betrachtung eines Kunstwerkes, in einem solchen, ganz basalen Sinne als »angenehm« oder »unangenehm« einordnen? (Sicher kann einem ein Kunstwerk gefallen oder es kann einen ärgern, aber dafür muß es *interpretiert* und auf irgendeine Weise *verstanden* [oder mißverstanden] werden – und damit sind bereits viel zu viele vermittelnde kognitive Prozesse eingeschlossen, die zur Folge haben, daß wir nicht mehr sagen, »der Anblick dieser Statue fühlt sich gut an«, sondern »diese Statue gefällt mir«.)

Es ist also (vor allem) ihre »Einordnung« als angenehm oder unangenehm, die aus manchen Wahrnehmungen – den »einfachen«, die man Empfindungen nennen kann – Gefühle werden läßt (oder werden lassen kann). Umgekehrt reicht das »Phänomenfeld« der Gefühle demnach bis nahe an einige basale Wahrnehmungen heran, ohne den Bereich der Wahrnehmungen jedoch ganz zu umschließen – also vor allem, ohne daß sich nichts mehr zur Unterscheidung zwischen Wahrnehmungen und Gefühlen sagen ließe.

dung einfach. Die Möglichkeit dieser »kreuzweisen« Bezugnahmen im Sprechen macht die Nähe der Konzepte Empfindung und Gefühl deutlich, während die Tatsache, daß wir Empfindungen eher »haben« als »fühlen«, während es beim Gefühl umgekehrt zu sein scheint, als Beleg für die hier entfaltete Unterscheidung gelesen werden kann: Etwas fühlen oder auch empfinden konnotiert einen höheren Grad an Aktivität, als etwas haben.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1.2.2 Das Gefühl und die Stimmung

Was unterscheidet einen Menschen, der gerade traurig ist, von einem Menschen in trauriger Stimmung? Daß beide, Gefühl und Stimmung, durchaus Berührungspunkte haben, dürfte wohl kaum jemanden überraschen – nicht selten benutzen wir ja sogar dieselben Wörter, wenn wir über (vergleichbare) Gefühle bzw. Stimmungen reden (oder doch zumindest Wörter, die sich auf denselben Wortstamm zurückführen lassen, wie etwa die Trauer im einleitenden Beispiel). Daß beide – Gefühl und Stimmung – allerdings nicht umstandslos das gleiche bezeichnen, läßt sich ebenfalls mit Blick auf die Sprache und ihre Möglichkeiten, über beide Konzepte zu reden, behaupten und verteidigen: So können wir etwa heiterer und gelöster Stimmung sein, ein vergleichbares Gefühl würden wir jedoch vielleicht eher Freude als Heiterkeit oder gar Gelöstheit nennen. Für manche Gefühle läßt sich eine äquivalente Stimmung gar nicht oder nur unter Schwierigkeiten postulieren, niemand kann etwa in erschrockener Stimmung sein, und auch, sich jemanden in wütender Stimmung vorzustellen, fällt nicht ganz leicht. Worin also unterscheiden sich Gefühl und Stimmung?

Hier hilft uns zunächst der in Kapitel 1.1.5 entfaltete »Objektbezug« von Gefühlen weiter: Stimmungen sind Gefühle, die sich nicht (oder nicht mehr) auf ein Objekt (oder Objekte) richten.[41] Wir können uns

41 Von Bollnows grundlegendem Werk über »Das Wesen der Stimmungen« (1988 [zuerst 1941]) habe ich erst nach dem ersten, wie angekündigt und begründet bewußt »unbedarften« Durchgang durch Kapitel 1.1 und 1.2 der vorliegenden Arbeit Kenntnis genommen. Ein Großteil der psychologischen Arbeiten über Stimmungen – bzw. ihren Einfluß auf Denken, Lernen, Gedächtnis o. ä. – bezieht sich direkt oder indirekt (auffallend häufig über Ewert 1983 bzw. – bereits über weite Strecken textidentisch, wenn auch ohne die später zusätzlich eingearbeitete Literatur – Ewert 1965) auf die von Bollnow unterbreiteten Vorschläge (vgl. etwa – willkürlich und zu Beispielzwecken herausgegriffen – Abele 1995, S. 14 f., bes. 15; Bless 1997, S. 3; Schwarz 1987, S. 2; Silberer 1998, S. 2). Erfreulicherweise erblickt bereits Bollnow (und auch er nicht als erster; vgl. etwa S. 34) einen entscheidenden Unterschied zwischen Gefühl und Stimmung ebenfalls in der Bezogenheit (oder Gerichtetheit) des ersteren (im Gegensatz zur letzteren). Dies macht zwar unmißverständlich klar, daß das hier Vorgetragene nicht neu ist – was aber gern in Kauf genommen wird, wenn es dadurch an Plausibilität gewinnt. Die von Ewert (1965, S. 234 ff. wie 1983, S. 405 ff.) darüber hinaus vorgenommene Differenzierung von »Erlebnistönungen« (neben Gefühlen und Stimmungen) übrigens scheint mir dagegen wenig überzeugend – insbesondere die Abgrenzung von Erlebnistönungen und Stimmungen (vgl. 1965, S. 239 f.; 1983, S. 409 f.) steht auf wackligen Füßen – und wird daher nicht weiter berücksichtigt. Für eine weitere, auf mehrere Kriterien zurückgreifende Differenzierung von Gefühl und

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schlechterdings nicht vorstellen, zu erschrecken, und nicht zu wissen, wovor – daher können wir auch nicht davon reden, in erschrockener Stimmung zu sein. Wohl aber können wir Angst haben und nicht wissen, wovor. Die Unterscheidung zwischen diffuser, ungerichteter Angst und einer auf ein bestimmtes Objekt gerichteten (und damit im Regelfall auch eher »berechtigten«) Angst läßt sich im übrigen auch sprachlich abbilden in der Unterscheidung zwischen Angst und Furcht, die sich nicht nur bei Bollnow (1988, z. B. S. 35), sondern bereits bei Freud so findet. So heißt es etwa in der Schrift »Hemmung, Symptom und Angst«: »Es haftet ihr [der Angst, A. K.] ein Charakter von Unbestimmtheit und Objektlosigkeit an; der korrekte Sprachgebrauch ändert selbst ihren Namen, wenn sie ein Objekt gefunden hat, und ersetzt ihn dann durch Furcht« (Freud 1926, S. 197 f.); in den »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse«: »Ich vermeide es, auf die Frage näher einzugehen, ob unser Sprachgebrauch mit Angst, Furcht, Schreck das Nämliche oder deutlich Verschiedenes bezeichnen will. Ich meine nur, Angst bezieht sich auf den Zustand und sieht vom Objekt ab, während Furcht die Aufmerksamkeit gerade auf das Objekt richtet« (Freud 1917, S. 410). In der Alltagssprache scheint mir jedoch diese Unterscheidung kaum aufzufinden – ob sie im letzten halben Jahrhundert verlorenging, oder ob sie bereits von Freud weniger vorgefunden als vielmehr vorgeschlagen worden ist und gar nie Eingang in die Alltagssprache gefunden hat, vermag ich nicht zu beurteilen (vgl. jedoch S. 209, Fußnote 39.).

Ob wir nun Angst und Furcht anhand des fehlenden oder vorhandenen Objektbezugs sprachlich sauber unterscheiden oder nicht, jedenfalls können wir Angst haben und nicht wissen, wovor – daher können wir auch durchaus »ängstlich« (vgl. jedoch auch Kapitel 1.2.3) bzw. genauer »in ängstlicher Stimmung« oder »ängstlich gestimmt« sein.

Es gibt noch ein zweites Unterscheidungskriterium zwischen Gefühl und Stimmung, das mit dem fehlenden Objektbezug der letzteren zusammenzuhängen scheint: Stimmungen sind tendenziell zum einen nicht so stark ausgeprägt, weniger intensiv als Gefühle, zum anderen länger andauernd (und dabei gleichförmiger) als diese. Diese zweite Unterscheidung, die auf Intensität und Dauer rekurriert, scheint mir jedoch keine wirklich wesentliche zu sein – und auch nicht sein zu können, möchte man vergleichsweise »schwache« oder länger andauernde Gefühle nicht alleine dadurch bereits zu Stimmungen machen. Entscheidend dürfte der gegebene oder nicht vorhandene Objektbezug sein, und eventuelle Unter-

Stimmung vgl. im übrigen Parkinson, Totterdell, Briner und Reynolds (1996, vor allem S. 4 ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schiede in Dauer und Intensität sind wohl weniger notwendige Folge als vielmehr korrelative Begleiterscheinung dieses ersten Unterschiedes.

Macht man die Abgrenzung von Gefühlen und Stimmungen zudem (vor allem) an der Gerichtetheit, dem Objektbezug der ersteren fest, eröffnen sich zudem interessante Fragen, denen im vorliegenden Zusammenhang nicht systematisch nachgegangen werden kann, die jedoch zumindest angesprochen sein sollen: Denn (ansonsten) ähnliche, in bestimmter Weise vergleichbare Phänomene (wie Furcht und Angst), von denen sich ein Teil als Gefühle (Furcht) auf einen bestimmten Gegenstand richten, während ein anderer Teil als Stimmungen (Angst) ungerichtet bleibt – das ist ja nur der einfachste Fall, von dem man seinen Ausgang nehmen kann. Verwickelter (und interessanter) erscheinen dagegen diejenigen Fälle, die sich einer klaren Einordnung verweigern, z. B. weil eine Gerichtetheit verlorengeht oder ein Objektbezug sich erst einstellt. Vergegenwärtigen wir uns den konstruktiven Charakter insbesondere komplexer Gefühle (vgl. Kapitel 1.1.4) und die Bedeutung von Kognitionen sowie anderer »Elemente«, die in ein Gefühl eingehen,[42] dann wird schlagartig klar, um wieviel zu simpel eine Vorstellung ist, die das Gefühl vor allem als (unmittelbare) Antwort auf ein (äußeres oder inneres) Reizgeschehen konzipiert.[43] Bereits das Objekt, auf das sich ein Gefühl richtet, ist ein konstruiertes – man muß sich schon strikt auf die ganz einfachen Beispiele beschränken, um davon absehen zu können. Daß nun das Objekt eines Gefühls nicht in jedem Fall umstands- und problemlos gegeben ist, schwächt nicht die Versuche, zur Abgrenzung von Gefühl und Stimmung die Gerichtetheit des ersteren als eines ihrer wesentlichen Merkmale heranzuziehen und stark zu machen, sondern gefährdet lediglich im Einzelfall die Einordnung eines interessierenden Phänomens als Gefühl oder Stimmung.

So ist eben leicht vorstellbar, daß eine Stimmung zum Gefühl *wird*: etwa eine (»grundlose«) heitere Stimmung, die nach einem Blick in den Himmel zur Freude *über* das schöne Wetter *wird*. Auch umgekehrt lassen sich Gefühle denken, die sich (qualitativ) ändern, weil (und indem) sich das Objekt – genauer: die Konstruktion oder Bildung des Objektes, die der Fühlende vornimmt – ändert, auf das sich das Gefühl richtet. Es läßt sich sogar ein Gefühl denken, das zur Stimmung wird, weil der ein

42 Wobei Kognitionen sowohl als Elemente eingehen können, als auch eine besonders bedeutende Rolle bei der »Bildung« des Gesamtzusammenhanges (komplexes) »Gefühl« spielen dürften (hierzu später mehr, vgl. auch Kapitel 3).

43 Wie es eine Reihe von Emotionsdefinitionen, aber auch der eine oder andere metatheoretische Vorschlag zur Gegenstandsbestimmung tut (vgl. Kapitel 1.3.1 [3. Kategorie, S. 116] und 1.3.2).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Gefühl konstituierende Objektbezug verlorengeht. (Mit Rückgriff auf psychoanalytisches Denken ließen sich etwa Fälle präsentieren, in der eine Furcht sich nicht auf das Objekt richtet, von dem die Gefahr ausgeht – bspw. weil dieses Objekt »Mutter« oder »Vater« ist –; daß sich eine solche Furcht dann ein anderes Objekt »sucht« ist ebenso denkbar, wie daß sie auf eine Gerichtetheit ganz »verzichtet« und zur Angst wird. Daß umgekehrt die Angst sich ein Objekt »suchen« und so zur Furcht werden kann, zeigt bereits das oben wiedergegebene Zitat Freuds [1926, S. 197 f.].)

Wie dem auch sei, die Tatsache, daß eine Einordnung von Gefühl bzw. Stimmung im Einzelfall mit Schwierigkeiten behaftet sein mag, spricht keinesfalls dagegen, den Objektbezug von Gefühlen als entscheidendes Kriterium zu ihrer Abgrenzung von Stimmungen heranzuziehen.[44]

1.2.3 Das Gefühl als Persönlichkeitsmerkmal

Was meinen wir, wenn wir jemanden als »fröhlichen Menschen« bezeichnen – was wir bekanntlich auch dann tun können, wenn uns dieser Mensch gerade weinend gegenübersitzt und sehr traurig oder ganz verzweifelt ist. Ganz offenkundig verweisen wir mit der genannten Formulierung nicht auf einen aktuellen emotionalen Zustand einer Person, auf ein gegenwärtig wahrzunehmendes (bzw. zu erschließendes) Gefühl, sondern auf eine Neigung, eine Disposition bzw. ein Persönlichkeitsmerkmal. Fröhliche Menschen empfinden leichter (gemeint ist: aus geringeren Anlässen) oder aber häufiger (und im Regelfall wohl beides: häufiger [auch], *weil* leichter) das zugehörige Gefühl der Freude. Oder aber, da die alltagssprachliche Rede von Persönlichkeitsmerkmalen

44 Interessant wäre zudem – obschon es nicht Gegenstand der vorliegenden Arbeit sein kann –, die voranstehenden Überlegungen, die den Objektbezug betreffen, auf solche Gefühle auszudehnen, die in Kapitel 1.1.5 als »dreigliedrige« bezeichnet worden sind. Wenn eine Furcht zur Angst wird, wenn man nicht (mehr) sagen kann, *wovor* man sich eigentlich fürchtet, wird dann eine Eifersucht zur eifersüchtigen Stimmung, wenn man zwar nach wie vor weiß, *wessen* Verlust man befürchtet, aber nicht mehr sagen kann, *an wen* man die geliebte Person zu verlieren befürchtet? Wenn es also Gefühle (wie die Eifersucht) gibt, die nicht nur ein, sondern zwei Objekte nötig haben, auf die sie sich richten (eben die Geliebte und den Nebenbuhler) – werden diese dann bereits zur Stimmung, wenn auch nur ein Teil des »Objektbezugs-Gefüges« durcheinander gerät bzw. verloren geht? (Der eher langwierige Verlauf »krankhafter Eifersucht« könnte eine solche Vermutung stützen, ihre mitunter hohe Intensität jedoch nicht.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

zunächst nicht prinzipiell zwischen Gefühlen und Stimmungen unterscheidet:[45] Ein fröhlicher Mensch befindet sich häufiger in fröhlicher Stimmung als andere; oder aber, seine fröhliche Stimmung ist ausgeprägter oder intensiver als diejenige anderer (oder wiederum beides). Dies scheinen mir die prinzipiell unterscheidbaren Arten und Weisen zu sein, in denen von Gefühlen (bzw. Stimmungen) *als Persönlichkeitsmerkmal* die Rede ist.

Dabei wird alltagssprachlich, wie eben angedeutet, nicht immer klar unterschieden, ob die Rede vom Persönlichkeitsmerkmal (bzw. das Konzept des Persönlichkeitsmerkmals) auf das Gefühl oder die Stimmung rekurriert; eine solche Differenzierung dürfte demnach in vielen praktischen Zusammenhängen gar nicht notwendig sein.[46] Handlungsentlastet können wir sie natürlich dennoch treffen und begründen. Und daß die Kriterien, anhand derer sich, um beim Beispiel zu bleiben, ein fröhlicher von einem weniger fröhlichen Menschen unterscheiden läßt, für das Gefühl einerseits und die Stimmung andererseits nicht vollkommen symmetrisch entfaltet worden sind, liegt natürlich an der Unterschiedlichkeit der beiden Konzepte selbst: So kann im Falle des Rekurses auf die Stimmung ein fröhlicher Mensch nicht leichter (d. h. aus geringerem Anlaß) in eine fröhliche Stimmung geraten als andere, ganz einfach deshalb, weil eine Stimmung (konzeptionell) gar keinen Anlaß hat. Und wenn für die Stimmungen neben der Häufigkeit auch die Intensität als mögliches Kriterium für die Unterscheidung zwischen fröhlichen und weniger fröhlichen Menschen (bzw. die »alltagspsychologische« Zuordnung des Persönlichkeitsmerkmals »fröhlich« oder »nicht fröhlich«) ins Spiel kommt, dann ist die explizite Einführung einer solchen Intensitätskomponente im Falle des Gefühls (bzw. des Rekurses aufs Gefühl) wiederum nicht erforderlich, da sich eine solche Abstufung in der Rede vom Anlaß wiederfindet: Sich aus geringerem Anlaß (vergleichbar) zu freuen impliziert eben auch, sich aus vergleichbarem Anlaß »mehr« zu freuen.

45 Obwohl sie solche Unterscheidungen für einzelne »Gemütsregungen« freilich durchaus gestattet. Man stelle sich etwa vor, wie präzise wir mittlerweile (und im Rückgriff auf Kapitel 1.2.2 und 1.2.3) die Unterschiede zwischen einem ängstlichen und einem furchtsamen Menschen explizieren könnten.

46 Sie wird auch in der Psychologie kaum je geleistet; auch dort nicht, wo sie begrifflich relevant zu werden beginnt. Als prominentes Beispiel kann etwa die (bereits von Freud vorweggenommene) Unterscheidung zwischen aktuellem Gefühl und Persönlichkeitsmerkmal im Falle der Angst bzw. Ängstlichkeit dienen (vgl. Krohne 1996, S. 4 ff.), die auch als »state vs. trait anxiety« bekannt ist. (Vgl. auch Schwarzer 1993, S. 88 ff., wo ganz in diesem Sinne von »Zustandsangst« und »Ängstlichkeitsdisposition« die Rede ist – und, ganz wie bei Krohne 1996, weder das eine noch das andere im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen Gefühl und Stimmung weiter erörtert wird.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wie dem auch sei, wir wollen die Analyse nicht (wesentlich) weiter treiben, als erforderlich. Entscheidend ist für unsere Zusammenhänge vor allem die Erinnerung daran, daß nicht in jedem Fall, in dem von Gefühlen die Rede zu sein scheint, auch wirklich Gefühle zur Sprache kommen. Mitunter verbirgt sich in diesen Fällen lediglich der Hinweis auf eine Neigung, bestimmte Gefühle zu empfinden (oder gar, noch weiter von der Rede über ein aktuelles Gefühl entfernt, gestimmt zu sein). Die Erinnerung an eine solche Abgrenzung ist auch deshalb nicht ohne Bedeutung, weil die (zumindest für jemanden, der sich vorrangig für das Gefühl interessiert) *zu unterscheidenden* Fälle nicht immer sprachlich so gut markiert sind wie in den Beispielen, mit denen ich im vorliegenden Unterkapitel gearbeitet habe. So können wir etwa, wenn die Rede von einem wütenden Menschen ist, ohne weitere Informationen nicht wirklich beurteilen, ob damit ein Mensch mit der Neigung zu Wutanfällen gemeint ist, ein Choleriker, oder aber ein aktuell tatsächlich Wütender.[47]

1.2.4 Das Gefühl und die Motivation (worin eine Rolle spielt: Das Gefühl und die Handlung)

Der vor Wut Rasende oder in panischer Angst Flüchtende – unschwer zu erkennen, daß hier die »motivierende« (also verhaltens- oder handlungsauslösende, -treibende und -steuernde) Komponente des Gefühls in den Blick rückt. Genauer noch: Es rückt ein *Teil* der in der Motivationspsychologie behandelten »Beweggründe« menschlichen Verhaltens in das Blickfeld, der dort u. a. als »push-Motivationen« bezeichnet wird. Denn wenn vom »motivierenden« Charakter des Gefühls die Rede ist – wie etwa auch in den eingangs genannten Beispielen –, dann ist gewöhnlich (und in jedem Fall zunächst einmal) eben das »Getriebensein« durch Gefühle angesprochen. Die als »pull-Motivationen« bekannten Handlungs*gründe* bestehen demgegenüber in der Verfolgung von Zielen, die – wie ja bereits semantisch zwingend, wenn vom »Ziel« die Rede ist – in der Zukunft liegen und ersehnte oder erwünschte Zustände oder Ereignisse darstellen. Beide Formen der Motivation sind daher nicht nur selbst in je unterschiedlicher Weise zu explizieren, auch direkt von ihnen abhängige Begriffe – etwa der des Motivs – ändern sich je nach der zugrundegelegten Form von »Motivation«. Die resultierende begriffliche

47 Ausschließen läßt sich hier lediglich, daß ein Mensch in wütender Stimmung oder mit der Neigung zu solchen Stimmungen gemeint sein könnte; die Wut bedarf nahezu so notwendig eines Anlasses wie das Erschrecken, eine wütende Stimmung können wir uns daher, wie angemerkt, nicht denken.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Vielgestaltigkeit – die zudem weite Kreise bis hin zu jeweils angemessen erscheinenden Formen wissenschaftlicher Erklärung zieht – erschwert die angestrebte Klärung des Verhältnisses von Motivation und Gefühl beträchtlich. Wenn sie nichtsdestotrotz verfolgt werden soll, ist eine knappe vorgängige Erörterung unabdingbar.

Exkurs über zentrale Begriffe der Motivationspsychologie

Die angesprochenen Formen der Motivation – »push-« bzw. »pull-Motivation« (vgl. Schultheiß & Brunstein 1997, S. 298); mit vergleichbarer Bedeutung ist z. B. auch von »Druck« und »Zug« (Rheinberg 1995, S. 14 ff.) die Rede – markieren nicht einfach nur »zwei Analyseperspektiven« (ebd., S. 14) auf denselben Forschungsgegenstand, sondern wohl vielmehr grundsätzlich unterschiedliche Herangehensweisen mit je eigener, gegenstandskonstituierender Wirkung (und Funktion). (Vgl. hierzu z. B. Laucken 2001, vor allem S. 303 ff.). *Was* also, abhängig von der gewählten Perspektive, jeweils als »Motiv« oder »Motivation« in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt, ist bereits von Beginn an (und als Folge einer vorempirischen Setzung) nicht mehr unmittelbar vergleichbar. Die angesprochene Differenz kennzeichnet darüber hinaus eine tiefe Kluft, die sich vom Ursprung der Motivationsforschung bis in unsere Tage zu ziehen scheint – und sich schon in Atkinsons im Jahr 1964 getroffener Diagnose zeigt: Atkinson bemängelte damals, daß es »trotz der Fülle motivationaler Termini in der psychologischen Literatur (Wünsche, Interessen, Einstellungen, Bedürfnisse, Werte, Triebe etc.) nur zwei unterschiedliche Motivationstheorien, d. h. Konzeptionen über die aktuellen Handlungsdeterminanten gibt, welche einigermaßen klar formuliert sind. Eine davon ist die bekannte ›Trieb x Gewohnheit‹-Theorie, die ein Vierteljahrhundert lang unser Denken beherrschte. Die andere, deshalb weniger bekannt, wurde schon früh von Tolman und Lewin formuliert und erst jüngst wieder von Entscheidungstheoretikern in das Blickfeld gerückt. Ich bezeichne diese zweite Theorie, welche wegen unterschiedlicher Terminologien in verschiedenen Kontexten weniger deutlich formuliert war, als ›Erwartung x Wert‹-Theorie« (Atkinson 1975, S. 13). Bekanntheitsgrad und Stellenwert der beiden Theorien (bzw. Theoriefamilien) mögen sich zwischenzeitlich geändert, vielleicht gar umgekehrt haben – nach wie vor richtig ist jedoch, daß sich ganz unterschiedliche Motivationstheorien je einer dieser beiden Positionen zuordnen lassen, und zwar in Abhängigkeit davon, ob sie Motivationen als »push-« oder als »pull-Motivationen« auffassen. Daß es sich auch wirklich um unter-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schiedliche und nicht ohne weiteres zu vermittelnde Positionen handelt, läßt sich an drei Punkten ausführen.

Erstens nehmen beide Formen der Motivation, wie bereits angedeutet, auf unterschiedliche Formen wissenschaftlicher Erklärung Bezug: Die »pull-Motivationen« rekurrieren demnach (zumindest implizit) auch auf eine nicht-kausale, intentionale Form der Erklärung, wie sie etwa von Wright (1974) schematisiert hat – sie bieten Handlungs*gründe*. »Push-Motivationen« vertragen sich (zumindest implizit) mit Versuchen einer kausalen Erklärung, die bekanntermaßen höchst einflußreich von Hempel und Oppenheim (1948) vorgeschlagen worden ist – sie offerieren Verhaltens*ursachen* (vgl. auch Kochinka & Werbik 1997).

Auf diese beiden Erklärungsformen, die m. E. zwingend mit den beiden »weitgehend unabhängige[n] Motivationssysteme[n]« (Schultheiß & Brunstein 1997, S. 318) des Menschen korrespondieren, wird in den Einführungen in die Motivationspsychologie noch kaum hingewiesen. Eine Ausnahme bildet etwa Keller, der einleitend wissenschaftstheoretische Grundlagen vermittelt (1981, S. 3 ff.). Dort werden die (unter Bezugnahme auf Stegmüller [1974, S. 120 ff.] formulierte und im Prinzip der kausalen vergleichbare) dispositionelle sowie die teleologische Erklärung als wichtigste Formen innerhalb der Motivationspsychologie erkannt und erstere der Erklärung durch »Motive« (d. h. »push-Motivationen«), zweitere der Erklärung durch »Absichten« (d. h. »pull-Motivationen«) zugeordnet (Keller 1981, S. 7 f.).

Zweitens – und natürlich damit im Zusammenhang – unterscheidet sich (mindestens idealtypisch) auch dasjenige, *was* jeweils erklärt wird: Handlung einerseits und (bloßes) Verhalten andererseits. Wenn mein Patellarsehnenreflex ausgelöst wird, dann habe ich mich durch Kontraktion der Oberschenkelmuskulatur verhalten. Erblicke ich einen Krümel auf meiner Hose und kontrahiere die Oberschenkelmuskulatur, *um zu sehen*, ob der Krümel dann wegen größeren Gefälles oder der Erschütterung des Gewebes abrutscht und zu Boden fällt, dann habe ich eine Handlung vollzogen. Ich hätte sie, im Unterschied zum Verhalten, auch unterlassen können. (Entsprechend wird von Willensfreiheit und Handlungsfreiheit gesprochen, nicht aber von Verhaltensfreiheit.) Ein anderer, noch wichtigerer Unterschied läßt sich entfalten im Hinblick auf die Sinnhaftigkeit oder »Bedeutungsimprägnierung« von Handlungen. Bereits die Tatsache, daß Handlungen (mehr oder minder) intendiert und zielgerichtet sind – selbst beim primitiven Beispiel des Krümels auf der Hose: »um zu sehen« ob er fällt –, hat zur Folge, daß ihr Verständnis nicht mehr ohne die Kategorie des Sinns auskommt: Sie *bedeuten etwas*, sie bedeuten z. B. einen mehr oder minder großen Schritt auf dem Weg zum jeweiligen Ziel und sind nicht verständlich, wenn man von dieser Bedeu-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

tung gänzlich absieht. Hält man sich überdies vor Augen, daß sie in ihrer Gesamtheit eine sinnhaft gegliederte, menschliche Praxis erst konstituieren, in der sie sich dann ihrerseits »abspielen«, und weiter, daß zur Konstitution dieser sinnhaften Praxis auch Handlungen notwendig beitragen, die in hohem Maße »sinnstiftend und -bearbeitend« sind (denken wir nur an die vielen unserer Handlungen, die ein Sprechen sind), dann zeichnet sich ab, in welche Richtung eine systematische Entfaltung der Unterschiede zwischen Handeln und Verhalten schreiten könnte. (Denn ein bloßes Verhalten *bedeutet* gar nichts; vgl. den Exkurs über den Begriff der biologischen Funktion.) Das Verengen meiner Pupille bei plötzlich vermehrtem Lichteinfall ist ein Verhalten, aber keine Handlung. Ich muß es nicht wollen, nie gewollt haben, ich kann es noch nicht einmal verhindern.[48] Ohne hier stärker ins Detail zu gehen:[49] Handlungen sind, wenn man so will, intendiertes, gewolltes Verhalten – und schon dadurch werden sie Bestandteile einer symbolisch gegliederten, spezifisch menschlichen Sphäre, der Praxis, die zu erhellen unmöglich sein dürfte, ohne auf intentionale Erklärungen zurückzugreifen. »Gezogen« von »pull-Motivationen«, in intentionaler Annäherung an Ziele, begehen wir Handlungen – während wir uns »getrieben« von »push-Motivationen« bloß verhalten. Denn bei wem nicht bewußte und sprachlich nicht einholbare »Motive« sich in spezifischen, dafür geeigneten Situationen sozusagen blind und mechanisch in konkrete (verhaltensauslösende, -treibende, -steuernde) Motivationen wandeln, der handelt nicht, der verhält sich auf prinzipiell vergleichbare (und kausal erklärbare) Weise – genau wie derjenige, dessen Reflexe ausgelöst werden.

Natürlich ist auch diese Skizze bereits eine Vereinfachung, und zwar zumindest in zweierlei Hinsicht: Zum einen ist nicht jede Handlung in einem engen Sinn des Wortes intentional – auch dann nicht, wenn man an der zentralen Rolle der Sinnhaftigkeit festhält, die das Handeln vom Verhalten unterscheidet –, eine intentionale Erklärung daher nicht die einzige Erklärung, die der kausalen Erklärung bloßen Verhaltens gegenübergestellt werden kann. Ein Tagtraum bspw. läßt sich durchaus und mit guten Gründen als Handlung auffassen (vgl. etwa Boesch 1980, z. B. S. 245), auch wenn der Träumende keinen Zweck damit verfolgt. Ein sol-

48 Ob oder in welcher Weise einstmals »gewollte«, aber nunmehr automatisierte Handlungen – etwa beim Autofahren, denken wir vielleicht an das »Blinken« beim Wechseln der Fahrspuren – damit in die Nähe bloßen Sich-Verhaltens rücken, soll hier nicht diskutiert werden. Zum mindesten können auch sie noch unterlassen (und bei Nachfrage begründet) werden.

49 Vgl. etwa zur Einführung in sozialwissenschaftliche und philosophische Handlungstheorien aus ganz unterschiedlichen Perspektiven die Beiträge in Straub und Werbik (1999).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

cher Traum hat auch durchaus einen Sinn, selbst wenn sich dieser nicht durch Rekurs auf Ziele (und intentionale Erklärungen) ergibt, sondern durch mehr oder minder kontrollierte, dabei stets standpunktabhängige Prozesse des Interpretierens bzw. Deutens, also durch Rekurs auf sinnhafte Verweisungszusammenhänge (oder narrative Erklärungen).

Zum anderen ist die um begrifflicher Klarheit willen vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Handlung und (bloßem) Verhalten, wie sich denken läßt, keineswegs allgemein anerkannt. Es lassen sich auch gute Gründe dafür geltend machen, »Verhalten« als übergeordneten Begriff zu betrachten, der dann bloßes, »blindes« Sich-Verhalten ebenso umfaßt wie Handeln. Gelegentlich begegnet einem auch eine solche Verwendung – weit häufiger jedoch findet man (anscheinend) wahllos wechselnde Verwendung und Uneinheitlichkeit, welche die zugrundeliegenden Probleme eher verschleiern als lösen helfen. Denn an einer Unterscheidung von Handlung und bloßem Verhalten kommt die Motivationspsychologie m. E. in keinem Fall vorbei; jedenfalls dann nicht, wenn sie *umfassend* Auskunft darüber geben können möchte, warum Menschen tun, was immer sie tun. Wenn manches Verhalten Handeln ist, dann läßt sich die Beschäftigung mit nicht direkt empirisch erfaßbarem, sondern »nur« hermeneutisch zu erschließendem »Sinn« eben nicht vermeiden, will man auch dieses adäquat behandeln – und zwar natürlich auch dann nicht, wenn man solche Handlungen einfach weiter »Verhalten« *nennt*.

So ist in dem informativ in das Forschungsfeld der Motivation einführenden Text von Schultheiß und Brunstein (1997) von Handlung (zunächst einmal) gar nicht die Rede. »Motiviertes Verhalten« wird dort charakterisiert als »zielgerichtetes Verhalten, das sich aus einer *Intensitäts-* und einer *Richtungskomponente* zusammensetzt« (S. 297, Hervorhebung im Original). Nach der hier vertretenen Auffassung hätte es als »zielgerichtetes« Verhalten bereits die Schwelle zur Handlung überschritten. Kurz zuvor heißt es zur Charakterisierung der Motivationspsychologie, diese versuche, »das *Warum* und *Wozu* von Verhaltensweisen mit wissenschaftlichen Methoden zu ergründen« (ebd., Hervorhebung im Original). Nur daß Verhalten eben gar kein »Warum« oder »Wozu« kennt (d. h. nicht in einem teleologischen Sinne, wenn auch natürlich in einem kausalen), sondern »einfach so« geschieht. Meine Oberschenkelmuskulatur kontrahiert beim Patellarsehnenreflex nicht, »damit« sie oder meine Sehne oder sonstige Teile meines Körpers keinen Schaden nehmen – sie kann ganz einfach nicht anders, wie das Wasser nicht anders kann, als bergab zu fließen. Meine Oberschenkelmuskulatur »weiß« noch nicht einmal von den (im Ernstfall segensreichen) Wirkungen, die ihre Kontraktion hat, und kann sie schon deshalb nicht zum Ziel haben oder anstreben. Und daß auch ich selbst, als jemand *mit* Zielen, dem Patellar-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sehnenreflex kein »Warum« und kein »Wozu« stiften kann (oder je konnte), das zeigt schon allein die Tatsache, daß ich über ihn verfügte (also entsprechendes *Verhalten* zeigte), als ich noch gar nicht wußte, was ein Muskel oder eine Sehne überhaupt ist. Ein »Warum« und ein »Wozu« gibt es eben nur für Handlungen, für einen Handelnden (vgl. auch nochmals den Exkurs über den Begriff der biologischen Funktion). Dies machen auch sämtliche der Beispiele in dem genannten Beitrag – ob nun die einführenden, allgemeinen oder die im ersten Teil gegebenen, der sich mit »push-Motivationen« beschäftigt – deutlich, die von Verhalten reden, aber Handlung meinen. Ich beschränke mich auf das einleitende: »Eine Person, die motiviert ist, hervorragende akademische Leistungen zu erbringen, wird im Studium beispielsweise mehr Zeit mit Lernen verbringen und sich intensiver um ein umfassendes Verständnis des Stoffes bemühen als andere, weniger motivierte Studenten. Das bedeutet aber nicht automatisch, daß diese Person mit gleicher Intensität nach einer guten Beziehung zu einem Lebenspartner strebt oder sich im Umweltschutz engagiert, denn diese Lebensbereiche haben mit ihrer Motivation, gute Studienleistungen zu erreichen, wenig zu tun« (Schultheiß & Brunstein 1997, S. 297). Wer lernt, der verhält sich nicht bloß in irgendeiner Weise (es sei denn vielleicht, er »lerne« eine bedingte Speichelsekretion wie jene berühmten Hunde, die jedoch bereits im Grundstudium Probleme mit dem Pensum bekommen dürften), wer lernt, der handelt – genau wie derjenige, der sich »um etwas bemüht«, der »anstrebt« oder sich »engagiert«. Hier fährt die eigene Sprache den Autoren in die Parade und bildet ganz zutreffend einen intentionalen Aspekt der Alltagspraxis ab, der sich im Handeln findet, der jedoch dem bloßen Verhalten fehlt. (Im weiteren Verlauf des angesprochenen Beitrages von Schultheiß und Brunstein ist dann übrigens doch [auch] von Handlung die Rede – und zwar zunächst vereinzelt und abwechselnd mit »Verhalten« da, wo es um den u. a. auf Lewin zurückgehenden, zweiten Zweig der Motivationspsychologie geht, der Handlungsmotivationen an angestrebte Ziele bindet [z. B. S. 308], sowie dann im Resümee, in dem beide Zweige kontrastierend miteinander verglichen werden [S. 317 ff.]. Passagenweise scheint hier schließlich eine Verwendung auf, die der oben entfalteten Differenzierung entspricht [also Handlung für »pull-motiviertes«, Verhalten für »push-motiviertes« Tun], jedoch finden sich auch hier Gegenbeispiele, in denen »Verhalten« als übergeordneter Begriff auftritt.)

Drittens schließlich kommt in den beiden »Zweigen« der Motivationspsychologie nicht dasselbe (sondern nur schwer Vergleichbares) zur Sprache, wenn jeweils vom Motivbegriff die Rede ist. So ist für »push-Motivationstheoretiker« ein Motiv ein hypothetisches Konstrukt (wenn auch nicht immer frei von jeder Tendenz zur Reifikation), das aus frühen

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Lernerfahrungen hervorgeht und »befriedigt« werden kann (vgl. z. B. Schultheiß & Brunstein 1997, S. 298; Rheinberg 1995, S. 62). Es wurde ursprünglich (und wird noch immer) in Analogie zu einem Trieb, einem (z. B. körperlichen) Bedürfnis gedacht. Wer gelernt hat, ein bestimmtes Motiv in spezifischen Situationen durch bestimmtes Verhalten zu »befriedigen«, der tut dies in der Folge auch – selbst dann, wenn er sich über Art und Ausmaß des zugrundeliegenden Motivs gar nicht vollständig im klaren ist; ein Motiv wird hier demnach auch als »Verhaltensdisposition« bezeichnet.[50] Wer jedoch demgegenüber ein Ziel verfolgt und deshalb handelt, dem muß nicht nur die eigene Absicht klar sein,[51] er muß sich auch passende und je unterschiedliche Handlungen zurechtlegen können, von denen er glaubt, daß sie ihn seinem Ziel näherbringen. Ein Motiv kann in diesem Fall also schon deshalb keine »Verhaltensdisposition« sein, weil vergleichbare Ziele nicht mit vergleichbaren Handlungen verfolgt werden (müssen). In der Tat ist zunächst einmal überhaupt kein »Motiv« im gängigen Sinn des Wortes auszumachen, jedenfalls dann nicht, wenn man für Motiv »Beweggrund« oder »Antrieb« einsetzt, wie es Wahrigs Deutsches Wörterbuch (Wahrig 2000) anbietet. Und möchte man großzügig und umstandslos das Ziel, auf das eine Handlung hinstrebt, auch als ihren »Antrieb«, also ihr Motiv, gelten lassen – ganz so, als sei etwa der »Antrieb« eines Fallschirmspringers die Erde –, dann unterscheiden sich »Ziel« und »Motiv« natürlich nicht mehr voneinander, was einen der beiden Begriffe überflüssig macht. In Folge dieser Diagnose sprechen manche Autoren (z. B. Schultheiß & Brunstein 1997) denn auch nur im Zusammenhang mit »push-Motivationen« überhaupt von Motiven, während bei den »pull-Motivationen« »Ziele« (oder »Absichten«) die entsprechende Stelle vertreten (und also ebenfalls »motivieren«). Begrifflich unbefriedigt könnte manchen jedoch lassen, daß man es dann mit Motivationen zu tun bekommt, die nur teilweise mit Motiven (und sonst eben mit Zielen) zusammenhängen. Eine andere Möglichkeit besteht darin, den Motivbegriff formaltheoretisch (und in Abgrenzung zur Alltagssprache) zu reformulieren, wie das z. B. Heckhausen (1989) tut. Ein Motiv ist hier keine interindividuell differierende, (vom Antrieb

50 Etwa so, wie das Motiv »Hunger« zum Verhalten »Essen« disponiert (insbesondere für die Fälle, in denen wir uns unverhofft am Kühlschrank wiederfinden; an aufwendiges Kochen, kaum ohne Ziele und Absichten vorstellbar, ist eher nicht gedacht).

51 Was natürlich bereits im Wort »Absicht« enthalten ist und vermittelt wird. Eine Absicht ist nicht nur metaphorisch das klar vor Augen stehende, sie verträgt sich auch nicht gut mit relativierenden Einschränkungen: eine »unbewußte Absicht« wäre ganz so etwas wie eine »versehentliche Absicht«, also offenkundiger Unsinn. (Und »dunkel« sind uns bestenfalls die Absichten der anderen.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

herkommende) *Verhaltensdisposition*, sondern eine (vom Handeln aus gedachte) *Wertungsdisposition*, also etwas, das als Disposition bereits auf das Bilden von Zielen Einfluß nimmt, die dann im Handeln verfolgt werden. »Die moderne Motivationspsychologie bezeichnet solche, das Individuum charakterisierende Wertungsdispositionen als ›Motive‹«, heißt es da (Heckhausen 1989, S. 2), oder, ausführlicher: »Um die Konsistenz des individuellen Verhaltens zu erklären [...], werden Personen unterschiedliche Ausprägungen einer Reihe von Motiven zugeschrieben. Motive werden dabei als überdauernde Dispositionen aufgefaßt. [Was als Definition bis hierher auch bei »push-Motivationstheoretikern« zustimmungsfähig sein müßte, A. K.] Jedes einzelne Motiv umfaßt eine definierte Inhaltsklasse von Handlungszielen (angestrebten Folgen des eigenen Handelns). Motive werden heute auf solche Inhaltsklassen von Handlungszielen eingegrenzt, die in Form überdauernder und relativ konstanter Wertungsdispositionen vorliegen« (ebd., S. 9). Mit einer solchen Abgrenzung von der ursprünglichen Bedeutung mag das oben angedeutete Problem zwar ebenfalls lösbar sein, aber wohl nur um den Preis permanenter Gefahr des Mißverstehens.[52]

Wie immer man sich sprachlich also entscheidet – »Motive« nur für »push-Motivationen« und ansonsten »Ziele«, oder aber »Motive« als Wertungsdispositionen sensu Heckhausen für »pull-Motivationen«, als Verhaltensdispositionen für »push-Motivationen« –, ganz wesentlich ist allein, stets im Auge zu behalten, daß beide Zweige der Motivationspsychologie etwas sich deutlich voneinander Unterscheidendes in den Blick nehmen, wenn sie über Motive reden.[53] Denn sicherlich läßt sich, auf

52 Daß bei Heckhausen (1989) Motive wiederum allein auf die geschilderte Weise bestimmt werden – und nicht *auch* für »push-Motivationen« –, daß er also etwa physiologische Bedürfnisse explizit ausgrenzt (vgl. zur Begründung ebd., S. 9 f.) sowie Klassen »von Bedürfnissen, einschließlich der Sexualität, die eine komplizierte Zwischenstellung zwischen Bedürfnis und Motiv einnimmt, [...] aus Raumgründen in diesem Buch nicht behandelt« (ebd., S. 10), sei hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

53 Ähnlich wie bei der Unterscheidung von Handlung und Verhalten im obigen Abschnitt sei mir auch hier zumindest ein illustratives Beispiel für das gestattet, was die Folge sein kann, wenn man eben dies nicht im Auge behält: »In der neueren Literatur hat sich der Begriff des *Motivs* zur Bezeichnung von thematisch abgrenzbaren und zugleich sehr allgemeinen Klassen von Verhaltensdispositionen durchgesetzt, so daß wir ihn auch hier verwenden wollen« heißt es etwa bei Schneider und Schmalt (1994, S. 14, Hervorhebung im Original), die damit an eine klassische »push-motivationstheoretische« Begriffsbestimmung anzuschließen scheinen. Sie fahren fort: »Die Einteilung solcher Klassen von Motiven oder Verhaltens- und Wertungsdispositionen muß sich an den letzten, ultimaten Zielen oder Zwecken dieser Dispositionen orientieren« (ebd.). Nicht nur, daß hier plötzlich nicht mehr allein von Verhaltens-, sondern von Verhaltens- *und* Wertungsdispositionen die Rede ist: Das

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

einem hinreichend abstrakten Niveau und beides umfassend auch vom »Motiv als überdauerndem Personmerkmal« oder gar als »Personkonstante« reden, wie das Rheinberg gelegentlich (z. B. 1995, S. 69, 71) tut. Allerdings hat man damit in begrifflicher Hinsicht noch nicht allzuviel gewonnen, sind doch auch (biologisches) Geschlecht oder Haarfarbe »Personkonstanten«, ohne daß sie deswegen furchtbar viel miteinander zu tun hätten.

Exkurs Ende

Nach dieser unumgänglichen (gleichwohl provisorischen)[54] Klärung der begrifflichen Vielfalt innerhalb der Motivationspsychologie läßt sich nun das uns eigentlich interessierende Problem angehen, es lassen sich die Zusammenhänge von Motivation und Gefühl thematisieren.

Es gibt, wie angemerkt, also Gefühle – der bereits erwähnte Wutanfall etwa –, die ohne begleitendes Verhalten, ohne begleitende Handlungen

---

Insistieren auf Ziele und Zwecke weckt den Verdacht, daß die erste Einordnung der vorliegenden Begriffsbestimmung falsch gewesen sein könnte und diese vielleicht doch eher »pull-motivationstheoretisch« orientiert sei oder zumindest beide Zweige der Motivationspsychologie umfasse. Allerdings setzen die Autoren den letzten Satz fort: »die dann, wenn sie auch bei den uns nächst verwandten Primaten nachgewiesen werden, als Ausdruck einer stammesgeschichtlichen Anpassung verstanden werden. Sie entsprechen den natürlichen Bedürfnissen und stellen Antworten der Evolution auf die Erfordernisse des Überlebens und die Weitergabe des Erbgutes dar« (ebd.). Was bei oberflächlicher Lektüre wie eine umfassende, auf Handlung *und* Verhalten zielende Bestimmung von »Motiv« wirken könnte, entpuppt sich damit als rein »push--motivationstheoretische«, die noch dazu dadurch, daß sie von Wertungsdispositionen und Zielen und Zwecken redet, Allgemeingültigkeit lediglich vorgaukelt – indem sie durch widersprüchliche und verschleiernde Rede den »teleologischen« Zweig der Motivationspsychologie kurzerhand (scheinbar) »eingemeindet«. (Die Rede von evolutionären Zwecken ist nicht nur, wie ausgeführt, unsinnig – die Evolution verfolgt sowenig einen Zweck, wie sie auf irgendetwas antwortet –, diese Zwecke obendrein als letzte, ultimate zu bezeichnen, dekuvriert nicht nur einige Mißverständnisse, sondern auch ein ausgesprochen merkwürdiges, wenn nicht besorgniserregendes Bild vom handelnden Menschen und seinen Zielen.)

54 Denn beim gegenwärtigen Stand meiner Bemühungen scheint sich der Begriff der Motivation nicht weniger für eine Arbeit wie die vorliegende zu eignen als derjenige der Emotion. Auch hier erscheint es lohnend, den Begriff nicht nur (sozusagen »intern«) wissenschaftsgeschichtlich zu rekonstruieren, sondern ihn auch mit seinen alltagsweltlichen und -sprachlichen Verwendungen und Bedeutungsgehalten zu kontrastieren und anzureichern. Weil das nicht Thema der vorliegenden Arbeit sein kann, mußten meine Hinweise fragmentarisch, das Ergebnis provisorisch bleiben.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schlechterdings nicht vorstellbar sind. Und das heißt nicht nur, daß man einen Wutanfall schlicht und einfach nicht haben kann, ohne bestimmte Bewegungen zu vollführen, sondern daß darüber hinaus auch dann, wenn, wie in der vorliegenden Arbeit, der Aspekt des *Erlebens* von Gefühlen im Vordergrund steht, ihr (je nach Gefühl mal mehr, mal minder) »motivierender« Charakter mit zu berücksichtigen ist. Denn um beim Beispiel des Wutanfalles zu bleiben: Die Bewegungen, die ihn mit ausmachen (bzw. von diesen ausgehende Empfindungen), gehen ein in das Gefühl selbst. Zum Wutanfall gehören nicht nur einige Elemente aus einer Auswahl in Frage kommender Verhaltensweisen – Schreien, Schlagen, Toben und ähnliches mehr – sondern natürlich untrennbar damit verbunden auch die Wahrnehmung des entsprechenden Verhaltens, der entsprechenden Handlungen bei sich selbst, eine Wahrnehmung, die, wo sie Empfindung ist, auf eben (Kapitel 1.2.1) erläuterte Weise zum Gefühl werden kann und (nicht nur) so in den Wutanfall eingeht und ein Teil von ihm wird. Im Wutanfall vermählt sich, könnte man im Versuch einer metaphorischen Erläuterung sagen, eine (stille, kalte) Wut mit der Empfindung der prickelnden Fußsohle, mit der ich eben auf den Boden stampfte, und meinem Schnauben, meiner Atemnot, in die mich mein Schreien führte, und anderem mehr. Vom Verhalten, von den Handlungen – ich spreche zukünftig und beides umfassend, also noch nicht zwischen »push-« und »pull-motivierten« Aktionen unterscheidend, vom Tun –, vom Tun also, das von (manchen) Gefühlen »motiviert« wird, kann demnach nicht abgesehen werden – zum ersten, weil zumindest einige Gefühle ohne ihnen entsprechendes Tun gar nicht vorstellbar sind, zum zweiten aber selbst dann nicht, wenn vor allem das Erleben des Gefühls interessiert, weil mit diesem Tun Empfindungen einhergehen, die für das in Rede stehende Erleben einen weiteren, integralen Baustein bilden. Vor allem der erste der genannten Gründe dürfte mitverantwortlich dafür sein, daß der motivierende Charakter des Gefühls in einer Reihe von Emotionstheorien sogar für ein konstitutives Merkmal desselben gehalten wird (ich komme im Kapitel 1.3 darauf zurück).

Ein weiterer, wichtiger Grund für diese »Einebnung« von Unterschieden zwischen Emotion und Motivation (die mitunter bis nahe an eine Identifikation reicht, als seien Gefühle vor allem erst einmal Motivationen, die sich überdies in spezifischer Weise »anfühlen«, eine Art »getönter Antrieb«) könnte im generellen Aufschwung der Motivationsforschung (vor allem in den sechziger und siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts) liegen, die sich in der Folge an einer Reihe von Gegenständen versuchte – darunter eben auch solche, für die (und an denen) sie gar nicht

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

entwickelt worden ist.[55] Die Tatsache, daß es spätestens seit dem Aufschwung der Motivationsforschung auch im deutschen Sprachraum üblich geworden ist, von »E*motion*« (statt etwa von Gefühl) zu sprechen, läßt sich im übrigen ebenfalls als ein Hinweis darauf lesen, daß sich der Fokus von dem Erlebensaspekt des Ge*fühls* auf den motivierenden Charakter (der Emotion) verlagerte. Darin ein spätes Erbe des Behaviorismus zu wittern, ginge sicher zu weit – ebenso sicher ist jedoch, daß aufgrund der postulierten »Außenwirkung« einer Motivation – nämlich eben einem Tun – diese empirisch greifbarer zu sein vorgibt als ein »Gefühl«, also eine bloße Befindlichkeit. (Im weiteren ist die erwähnte Tatsache natürlich auch ein Hinweis auf den großen Einfluß englisch- bzw. amerikanischsprachiger Ansätze in der *Emotions*forschung. Allerdings gäbe es ja auch im Englischen Alternativen zur »emotion« – etwa »feeling« oder gar »mood«.)

Aber ist ein Gefühl denn überhaupt in jedem Falle ein Etwas, das (auch) motiviert? Und selbst wenn, wäre das schon Grund genug, Motivation und Gefühl heillos ineinander zu rühren?

Die erste Frage ist schnell beantwortet: So sicher es Gefühle gibt, die wir nicht erleben können, ohne daß begleitende Handlungen oder Verhaltensweisen (sowie dann mit diesen einhergehende Empfindungen) auftreten, so unplausibel ist die Verallgemeinerung, daß dies für sämtliche Gefühle zutreffe. So wenig wir einen Wutanfall haben können, der dem Gegenüber (oder gar den Nachbarn) verborgen bleibt, so sicher können wir eine Freude (oder einen Ärger) empfinden, die sich selbst den Nächsten nicht enthüllt (gerade dann nicht, wenn wir es nicht wollen) – weil sie keinerlei Tun zur Folge haben *muß*. Gefühle *können* »motivieren« – aber nicht alle tun es. (Dies genüge für den Moment; ich komme in den Kapiteln 1.3 und 1.4 darauf zurück.)

Auch für Motivationen gilt ja schließlich, daß nicht jede zu einem entsprechenden Tun führen muß: Wir können durchaus motiviert (und

55 Solche »Übergriffe« sind in der Wissenschaftsgeschichte ja häufiger zu beobachten und im Erfolgsfalle, also bei Erkenntnisgewinn, auch durchaus legitim – man denke nur an so prominente Exempel wie die Evolutionstheorie, an Kybernetik, Informatik und vieles andere mehr. Eine Schwierigkeit besteht jedoch darin, daß sich das spätere Urteil darüber, ob eine solche zunächst mal unberechtigte (bzw. besser: unbegründete) Übertragung erfolgreich war, also neue Erkenntnisse erbrachte, in der Regel nicht unabhängig von den übertragenen Theoremen – also gerade auch ihrer *vorgängigen* Annahme oder Ablehnung – treffen läßt. Ob sich ein Denkmuster in einem »neuen«, »fremden« Gegenstandsbereich bewährt, stellt sich nicht selten eben demjenigen, der es kritisch und skeptisch – auf der Grundlage vermuteter Ungeeignetheit – prüft, zwangsläufig anders dar als demjenigen, der es *a priori* (und ergo auch im »neuen« Kontext) für zutreffend hält. (Letzteres illustriert vielleicht die Evolutionstheorie und ihre lange Fährte bis in die gegenwärtige Soziobiologie hinein am buntesten.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ausreichend trainiert) sein, einen Marathon zu laufen, aber wegen einer Muskelzerrung darauf verzichten müssen. (Man kann Dinge grundsätzlich auch dann tun *wollen*, wenn man nicht in der Lage ist, sie zu tun. Mitunter bekanntlich gerade dann.)

Kehren wir damit zum Gefühl und seinem Zusammenhang mit der Motivation bzw. dem Tun zurück. Wir haben also einerseits Handlungen, andererseits Verhalten, und wir haben den Begriff der Motivation, der im Zusammenhang mit Handlungen einen gänzlich anderen Sinn entfaltet als im Zusammenhang mit bloßem Verhalten. Sowohl Verhalten als auch Handlungen (wie auch die mit ihnen jeweils verbundenen Empfindungen) können nun *Bestandteile* von Gefühlen sein. Denken wir etwa an den spontanen, unwillkürlichen mimischen Ausdruck von Freude, Ärger oder Überraschung, dann haben wir es mit Verhalten zu tun (mit dem im Zusammenhang wir lediglich nach einer »push-Motivation« oder zugrundeliegenden Motiven fragen können) – schon dann, wenn wir jedoch unseren Ärger nicht zeigen *wollen* (aus welchen Gründen auch immer) und daher intentional modifizierend in unseren mimischen Ausdruck quasi eingreifen, liegt eine Handlung vor; eine Handlung, in deren Umfeld nun auch die Frage nach einer »pull-Motivation« (oder gar nach zugrundeliegenden Zielen oder Absichten) sinnvoll sein kann und jedenfalls möglich ist.[56]

Auf diese Weise (und unter der zusätzlichen Einschränkung, daß nicht jede Motivation zu einem Tun führt) läßt sich also ein Zusammenhang zwischen Gefühl und Motivation skizzieren: Das Gefühl – oder zumindest manches Gefühl – (im engeren Sinne, also fokussiert auf den Erlebensaspekt) *geht einher* mit Verhaltensweisen *und* Handlungen (von denen ausgehende Empfindungen wiederum ins [erlebte] Gefühl eingehen). Im Falle der Handlungen läßt sich das Konstrukt »pull-Motivation« (und mit ihm die zugehörigen der Motive als Wertungsdispositionen oder aber Ziele, der intentionalistischen Handlungserklärung usw.) bemühen und auf seinen erklärenden Ertrag hin befragen. Im Falle des Verhaltens wiederum läßt sich das Konstrukt »push-Motivation« (und mit ihm die zugehörigen der Motive als Verhaltensdispositionen, der kausalen oder dispositionellen Verhaltenserklärung usw.) heranziehen.

56 Völlig konform mit dieser Unterscheidung von Handlung und Verhalten ist im einleitenden Beispiel des Wutanfalls mal von Handlung, mal von Verhalten die Rede, weil *beides* ein Gefühl begleiten kann. Daneben soll gerne eingeräumt werden, daß die Bezeichnung Wut*anfall* kein »reines« Gefühl (wenn es dergleichen geben sollte) bezeichnet, sondern den Hinweis auf derartige »motorische Aspekte« (Verhalten, Handeln) mit sich führt – ganz ähnlich, wie eben »Trauer« (im Gegensatz zu »traurig sein«) einen bestimmten Verlauf, eine zeitliche Gestalt impliziert.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

In jedem Fall ist dies der Zusammenhang von Gefühl und Motivation: ein vermittelter, indirekter, indem beide Einfluß auf das Tun haben, nicht aber direkt aufeinander. Dies hat auch zur Folge, daß wir, wann immer die Rede vom »motivierenden« Charakter der Emotion (des Gefühls) ist, diese Rede lediglich metaphorisch verstehen dürfen. *So wie* die Motivation verhaltens- und handlungsauslösend, -treibend und -steuernd wirkt, *so* können dies auch (manche) Gefühle tun – *ohne* dabei jedoch Motivationen *zu sein*. Denn Unterschiede bestehen mannigfach, etwa darin, daß die aktuellen, situationsspezifischen Motivationen notwendig auf zugrundeliegende, zeitlich relativ stabile Motive (als Verhaltens- oder aber als Wertungsdispositionen) verweisen, dieser Motive im Prozeß ihrer Entstehung ebenso notwendig bedürfen, wie sie dann umgekehrt in gewisser Weise ihre Aktualisierung darstellen; Motive, für die wir jedoch im Falle der Gefühle (bzw. der Gefühlsentstehung) Analoga weder zur Verfügung haben noch benötigen. Keine Motivation ohne Motiv also, wohl aber Gefühle ohne ein Äquivalent... (Auch dort, wo »gefühlsverwandt« so gesprochen wird, als sei von Persönlichkeitsmerkmalen [also ebenfalls Dispositionen!] die Rede – wie in Kapitel 1.2.3 entfaltet – ist nichts behandelt, was in einer Theorie der Emotionen die Stelle vertreten könnte, die die Motive in der Motivationspsychologie innehaben. Dies ist allein schon deshalb so, weil solche »Persönlichkeitsmerkmale« konzeptionell eben nicht *Voraussetzung* für entsprechende Gefühle sind, weil also auch der Melancholiker sich freuen kann.)

Dies wäre also die Antwort auf die zweite Frage: Es gibt gute Gründe, Motivationen und Gefühle *nicht* vorschnell einander anzunähern und anzugleichen; und es schadet nicht, auf die diffizile und vermittelte (und keineswegs triviale) Weise aufmerksam zu machen, in der sie sich konzeptionell berühren. Motivationen sind eben nicht das einzige Konzept zur Beschreibung von Verhaltens*ursachen* oder Handlungs*gründen*, und Gefühle sicher nicht das einzige Konzept, das ihnen ergänzend an die Seite gestellt werden kann.

Neben diesem, wenn man so will, begrifflich-theoretischen Zusammenhang von Gefühl und Motivation läßt sich – zumindest für den Teil der Motivationspsychologie, der sich mit »push-Motivationen« beschäftigt und daher auch mit Motiven im engeren Sinne – ein zweiter, ganz anders gearteter Zusammenhang aufzeigen, den man als genetischen bezeichnen könnte, weil er in der Entwicklung und Ausprägung der Motive postuliert wird. Motivation wird in der Motivpsychologie (wie ich den angesprochenen Zweig der Motivationspsychologie im folgenden der Eindeutigkeit halber nenne) bekanntlich als situationsspezifische Verhaltensbereitschaft aufgefaßt, die aus dem Zusammen- und Aufeinanderwirken verschiedener Faktoren resultiert: der individuellen Wahrnehmung und Bewertung einer

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Situation und ihrer Verhaltensmöglichkeiten, den Kompetenzen und Fähigkeiten des Akteurs, seinen Erfahrungen und dem Zeitpunkt der letzten »Befriedigung« eines seiner »Motive« – für letztere kurz also, seiner Geschichte[57] – sowie, nicht zuletzt, überhaupt dem Vorhandensein, der Art und Ausprägung seiner Motive. Letztere, von denen eine eher kleine Anzahl recht grundlegender postuliert wird, aus der wiederum bislang vor allem Leistungs-, Macht-, Affiliations- und Liebesmotiv die Aufmerksamkeit der Forschenden erregten, sollen sich bereits sehr früh im Leben entwickeln und dann weitgehend unverändert (und recht veränderungsresistent), aber gleichwohl in hohem Maße verhaltenswirksam überdauern (indem und wo immer sie zur konkreten Motivation beitragen), so daß es also möglich ist, von Menschen mit einem »starken Machtmotiv« oder einem »niedrigen Affiliationsmotiv« zu sprechen, gerade so, wie man über ein Persönlichkeitsmerkmal spricht. Für die Entstehung dieser Motive hält die Motivpsychologie frühe, im vorsprachlichen Alter erworbene kindliche Erfahrungen für entscheidend. Diese Erfahrungen werden für jedes Motiv in einem bestimmten »thematischen Feld« gemacht – für das Leistungsmotiv bspw. vor allem in der Sauberkeitserziehung (Schultheiß & Brunstein 1997, S. 304) bzw. Erziehung zur Selbständigkeit (vgl. Oerter 1995, S. 787) –; und sie sind, was für uns entscheidend ist, von Anfang an in hohem Maße mit bestimmten Gefühlen gleichsam »imprägniert« – beim Leistungsmotiv etwa mit der Freude über die (belohnende) mütterliche Zuwendung, die der erfolgreichen Meisterung der Anforderungen folgt.[58] Das ursprüngliche Gefühl bleibt auf diese Weise dauerhaft mit den Motiven verbunden (oder: in ihnen verborgen) – aus »genetischen Gründen« und in ähnlicher Weise, wie dies etwa Ciompi (1998; vgl. auch Kapitel 1.2.5, S. 103 ff.) für die kognitiven Schemata (sensu Piaget) zu zeigen versuchte. Da sich nun jedes Motiv in den unterschiedlichsten Lebenssituationen »befriedigen« läßt, also zu unterschiedlichsten Motivationen führen kann – ab-

57 Es sei hier nicht diskutiert, daß natürlich bereits über einen Begriff wie den der Geschichte – aber auch schon durch »Fähigkeiten« oder »Erfahrungen« – eine sinnimprägnierte und »verhaltenssprengende« Dimension angesprochen ist, die die Motivpsychologie strenggenommen zu vermeiden hat. Es ist nicht einfach, das, was sie unter Rückgriff auf ihr begriffliches Werkzeug als (bloßes) Verhalten erklären will, auch wirklich als (bloßes) Verhalten zu betrachten bzw. zu präsentieren.

58 Damit sollte der in der Motivforschung postulierte und hier nur angedeutete Zusammenhang auch in quantitativer Hinsicht deutlich sein: Das frühe Stellen hoher Anforderungen etwa in der Sauberkeitserziehung – oder auch auf anderen Feldern, auf denen so früh überhaupt Anforderungen zu stellen möglich ist – hat, verbunden mit konsequenter »Belohnung« im idealtypischen, ungestörten Falle eine hohe Ausprägung des Leistungsmotivs zur Folge. Für eine knappe Skizze der entsprechenden Postulate hinsichtlich der anderen genannten Motive vgl. Schultheiß und Brunstein (1997, S. 305).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

hängig u. a. von Erfahrungen und Handlungskompetenzen –, gehen Schultheiß und Brunstein sogar so weit, das auf die skizzierte Weise ins Motiv »eingelassene« Gefühl für seinen eigentlichen, unverwechselbaren Kern zu halten. Dort erblicken sie »den gemeinsamen Nenner des Motivs, nämlich die charakteristische Emotion« (ebd., S. 307). Es sind letztlich solche emotional positiv gefärbten Erfahrungen (oder in anderen Fällen, also bei anderen Motiven, die Vermeidung von negativ gefärbten), die der hoch Leistungsmotivierte in seinen Handlungen zu wiederholen sucht – wovon er freilich, auch deshalb, weil die Entwicklung der Motive in die frühe, vorsprachliche Entwicklung fällt, kein bewußtes Zeugnis ablegen kann.

An diesem knapp skizzierten »Grundriß« der Motivpsychologie läßt sich natürlich in mancherlei Hinsicht Kritik üben, die hier nicht systematisch entfaltet werden soll. Lediglich ein zentraler Punkt sei angeführt: Es erscheint zunächst elegant und trickreich, die unvermeidlich mit Gefühlen getränkte – und wesentlich auf diese Gefühle angewiesene – Genese der Motive in einer frühen Lebensphase zu verorten. Damit werden zentrale Prämissen der Motivpsychologie plausibilisiert, etwa daß die eigenen Motive in ihrer Ausprägung sprachlich schwer einholbar oder gar dem Bewußtsein verschlossen (und daher lediglich mit projektiven Verfahren zu erfassen) sind, ebenso ihre relative biographische Stabilität. (Plausibilisiert wird dies durch einen Rekurs auf die Psychoanalyse, der häufig recht implizit bleibt. Jedoch war es eben gerade die Psychoanalyse, die genau das vorliegende Denkmuster populär gemacht hat: die lebenslange und dabei unbewußt bleibende Wirksamkeit frühkindlicher Erfahrungen, die sich bspw. in irgendeiner Form von Reinszenierung ausdrückt. Eher sprachlich als inhaltlich ginge man über die Motivpsychologie hinaus, wenn man formulierte, daß in jeder Leistungssituation für den Leistungsmotivierten eine Übertragung wirksam wird. Damit erweist sich, wie ganz offenkundig wird, die um ein restriktiv-empirisches Vorgehen so sehr bemühte »Motivpsychologie« in ihren theoretischen Grundlagen in einem Ausmaß von der Psychoanalyse beeinflußt, welches noch weit über das durch ihren Rückgriff auf projektive TAT-Verfahren zur Motiverfassung angezeigte hinausgeht.)

Allerdings belastet die angenommene frühkindliche Genese der Motive den skizzierten Erklärungszusammenhang auch mit einer nicht unerheblichen Hypothek: Wenn jedes der postulierten (rund 20, vgl. Schultheiß & Brunstein 1997, S. 299) Motive mit einem charakteristischen, angenehmen Gefühl (oder der Vermeidung eines unangenehmen Gefühls) wesentlich zusammenhängt, dann müssen wir auch in ausreichender Zahl basale, so frühe Gefühle postulieren (nämlich so viele wie Motive, für jedes Motiv ein angenehmes *oder* unangenehmes, zu vermeidendes). Dafür spricht allerdings recht wenig. Aus zweierlei Kontexten lassen sich Argumente *gegen*

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

eine so hohe Zahl »fundamentaler« Gefühle anführen: zum einen sozusagen deskriptiv, aber auf einer Metaebene, nämlich mit Blick auf unterschiedliche Emotionstheorien (und ohne jeweils in die inhaltlich-theoretische Diskussion einzutreten), zum anderen theoretisch und im Rückgriff auf die bereits entwickelte Begrifflichkeit.

Zunächst zum ersten Argument: Wenn Emotionstheorien überhaupt mit der Vorstellung fundamentaler »Basis-Gefühle« arbeiten, dann schwankt ihre Zahl zwischen drei und etwa sieben, überschreitet jedenfalls nie die zehn. Unumstrittene Kandidaten stellen eigentlich nur die Angst, Wut bzw. Ärger und die Freude dar.

Wir können – für die Entfaltung des zweiten Arguments – auch mit Hilfe der bislang entwickelten Terminologie daran erinnern: Ein nicht gerade geringer Teil der Gefühle *bedarf* der Kognitionen (siehe auch Kapitel 1.1.4 und 1.2.5) und der symbolverarbeitenden Akte. Nur simple, einfache Gefühle sind (weitgehend) ohne symbolverarbeitende Kognitionen denkbar, komplexere konstituieren sich erst im Umgang mit Wissen und Bedeutung. Während wir uns also die Freude über mütterliche (oder väterliche) Zuwendung mit Leichtigkeit als ein fundamentales, auch vorsprachliches Gefühl vorstellen können, haben wir bereits mit dem Stolz auf die eigene Leistung, der (wie man sich denken kann) ebenfalls im Zusammenhang mit der Leistungsmotivation genannt wird (etwa Schultheiß & Brunstein 1997, S. 300), unsere Schwierigkeiten. Der Stolz benötigt zumindest ein Wissen oder Bewußtsein um das Selbst als Handelnden – jene Trennung von Selbst und Welt, die eine der ersten Aufgaben des heranwachsenden Menschen darstellt, muß daher bereits in Angriff genommen und ein Stück weit fortgeschritten sein.[59] Der Stolz benötigt weiter (eigene oder

59 Z. B. so, wie Freud (1930, S. 424 f.) sich den entsprechenden Vorgang vorstellt: »Dieses Ichgefühl des Erwachsenen kann nicht von Anfang an so gewesen sein. Es muß eine Entwicklung durchgemacht haben, die sich begreiflicherweise nicht nachweisen, aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit konstruieren läßt. [...] Der Säugling sondert noch nicht sein Ich von einer Außenwelt als Quelle der auf ihn einströmenden Empfindungen. Er lernt es allmählich auf verschiedene Anregungen hin. Es muß ihm den stärksten Eindruck machen, daß manche der Erregungsquellen, in denen er später seine Körperorgane erkennen wird, ihm jederzeit Empfindungen zusenden können, während andere sich ihm zeitweise entziehen – darunter das Begehrteste: die Mutterbrust – und erst durch ein Hilfe heischendes Schreien herbeigeholt werden. Damit stellt sich dem Ich zuerst ein ›Objekt‹ entgegen [...]. Einen weiteren Antrieb [...] zur Anerkennung eines ›Draußen‹, einer Außenwelt, geben die häufigen, vielfältigen, unvermeidlichen Schmerz- und Unlustempfindungen [...]. Es entsteht die Tendenz, alles was Quelle solcher Unlust werden kann, vom Ich abzusondern, es nach außen zu werfen, ein reines Lust-Ich zu bilden, dem ein fremdes, drohendes Draußen gegenübersteht. Die Grenzen dieses primitiven Lust-Ichs können der Berichtigung durch Erfahrung nicht

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

fremde) Gütemaßstäbe sowie die Fähigkeit, die eigenen Leistungen ins Verhältnis zu diesen Maßstäben zu setzen – Voraussetzungen und Operationen, die kaum vorsprachlich (bzw. ohne irgendein Symbolsystem wie die Sprache) unterstellbar scheinen. (Weshalb Kinder auch nicht so bald, nämlich erst ab etwa 3½ Jahren, Stolz über selbst herbeigeführte Effekte zeigen [vgl. Oerter 1995, S. 786 ff., bes. 788; vgl. auch Harris 1992, S. 87 ff.].) Zugegebenermaßen läßt sich entgegnen, daß sich die (frühkindliche) Freude über die belohnende elterliche Zuwendung im Falle der Leistungsmotivation zum Stolz über die Leistung *wandelt* – für die *Genese* des Leistungsmotivs muß dennoch weiter auf die Freude rekurriert werden; bestehen bleibt also das Problem, ausreichend »basale«, so frühe Gefühle zu benennen, die der Genese der Motive dienen können.

Ein weiteres, grundsätzliches Argument, das vorsprachliche Gefühle generell betrifft, sei hier angeführt, wenn auch nicht direkt gegen die Motivpsychologie in Stellung gebracht. Wie erinnerlich (Kapitel 1.1.1) lassen sich mehrere Zugänge zum Gefühl prinzipiell unterscheiden, wobei derjenige zum Gefühl *der anderen* an die Kommunikation, an irgendeine Form des Ausdrucks gebunden ist. Bei Kindern im vorsprachlichen Entwicklungsstadium entfällt der sprachliche Ausdruck, so daß mimischer, stimmlicher (nicht sprachlicher) und, soweit vorhanden, gestischer Ausdruck den einzigen Zugang zu ihren Gefühlen darstellen. Denken wir darüber hinaus noch an die andere Möglichkeit eines Zugangs (und sehen von der dritten erörterten Methode, Aussagen über Gefühle zu treffen, der spekulativen nämlich, ab, weil diese überhaupt keinen Zugang nötig hat) – nämlich den Zugang zu den eigenen Gefühlen, der im erläuterten Sinne introspektiv (vgl. S. 21, Fußnote 3) und im Regelfall auch retrospektiv ist – wird deutlich, wie (vergleichsweise) prekär die Lage hinsichtlich der Gefühle in der vorsprachlichen Entwicklung ist: Wir können unsere Gefühle so früh nicht nur niemandem mitteilen, wir haben später darüber hinaus auch nur in sehr begrenztem Umfang (wenn überhaupt) Erinnerungen an sie, die wir versprachlichen könnten. (Dies hängt natürlich u. a. auch mit der Rolle zusammen, die die Sprache bei der Bildung von Erinnerung spielt.) Der einzige Weg zu den »vorsprachlichen Gefühlen« führt über ihren nichtsprachlichen Ausdruck – wir müssen also unterstellen, daß ein Kind, welches einen fröhlichen Gesichtsausdruck zeigt (und das meinethalben glucksend), sich auch fröhlich fühlt. Wir können weder sofort rückfragen, noch kann es Jahre später von sich aus einen eventuellen Irrtum korrigieren.

---

entgehen. [...] Auf solche Art löst sich also das Ich von der Außenwelt. Richtiger gesagt: Ursprünglich enthält das Ich alles, später scheidet es eine Außenwelt von sich ab«.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Daß diese »Unterstellung« keineswegs so naheliegt oder so unproblematisch ist, wie es manchem vielleicht zunächst scheinen mag, läßt sich mit Hilfe einer Analogie aus den Befunden zur Sprachentwicklung weiter verdeutlichen. Die sprachliche Entwicklung beginnt ja nicht mit dem Äußern der ersten Wörter im Alter von etwa einem Jahr, sondern bereits vorher mit der sogenannten vorsprachlichen oder lautlichen Entwicklung, d. h. mit dem Erzeugen der ersten Laute durch den Neugeborenen (und der hierfür bedeutsamen Wahrnehmung von Lauten noch vor der Geburt). Ein Grund hierfür ist natürlich, daß der muskulär außerordentlich komplexe Vorgang des Sprechens – bei dem mehr als hundert Muskeln beteiligt sind und koordiniert werden müssen – bereits vor dem eigentlichen Spracherwerb (i. e. S.) geübt werden muß. Das verblüffende Faktum, daß der Erwerb der Laute zunächst für alle Neugeborenen gleich verläuft, während er sich erst dann – wenn auch noch vor den ersten Wörtern – im Lautrepertoire bereits der später als Muttersprache zu erwerbenden Sprache anpaßt, zeigt die Wichtigkeit, die blind ablaufende »biologische Reifungsprogramme« in diesem frühen Stadium des Spracherwerbs haben. Das Lallen und Plappern und noch die Phase der ersten Wörter sind weniger Ausdruck intellektueller Prozesse – wie das Sprechen später in der Regel –, sondern ein »vorintellektuelles« Stadium der Sprache (vgl. Wygotski 1974, S. 74 ff.). Nach Wygotski ist die Kindersprache in diesem Alter vor allem eine emotionale Verhaltensform und ein Mittel des sozialen Kontaktes – und damit durchaus der »Sprache« z. B. von Primaten vergleichbar. Frühestens ab etwa 18 Monaten fallen die Entwicklungslinien von Denken und Sprechen zusammen und leiten eine neue, für den Menschen charakteristische Entwicklung ein.

Wenn also das frühe Sprechen sich entwickelt, ohne bereits Ausdruck intellektueller Prozesse zu sein, und wenn das Lallen und Plappern auftritt, mehr oder minder sprachunabhängig und, pointiert gesagt, zur Übung der Muskulatur – warum läßt sich dann der frühe Gefühlsausdruck nicht in ähnlicher Weise auffassen? Könnte nicht etwa das frühe Lächeln eben gerade *kein* Hinweis auf frühe emotionale Zustände sein – sondern ein nichts bedeutender, in biologischer Reifung blind ablaufender und muskulär sich vervollkommnender Akt, der zum Ausdruck eines später dann auftretenden inneren Zustandes *erst wird?* (Wer einmal von einem Kind von wenigen Wochen angelächelt wurde und tags darauf von einem solchen von 8 Monaten – und den frappierenden Unterschied wahrnahm –, der wird eine solche These zumindest wohlwollend prüfen. Die Entwicklungspsychologie spricht hier von einem frühen, sozusagen »reflektorischen« und einem späteren, »sozialen« Lächeln ab einem Alter von etwa acht Wochen. Diese These ernstzunehmen hätte jedoch zur Folge, manche Vorstellungen über die frühe Entwicklung der Gefühle zu revidieren.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Von Interesse ist das Argument auch deswegen, weil die Lage bei höheren Säugetieren[60] prinzipiell vergleichbar erscheint: Auch diesen – insoweit sie »Gefühlsausdruck« zeigen – können wir Gefühle dann schlecht absprechen, wenn wir sie bei kleinen Kindern annehmen. Denn auch bei kleinen Kindern haben wir nicht mehr Anlaß, sie zu unterstellen; es sei denn, man nähme zu dem Argument Zuflucht, sie bei kleinen Kindern *deshalb* anzunehmen, weil aus ihnen ältere Kinder und schließlich Erwachsene werden, die sprachlich dann von aktuellen Gefühlen berichten können, für welche in der vorsprachlichen Zeit *daher* Vorläufer und erste Entwicklungsstufen angenommen werden könnten – während Tiere von ihren Gefühlen (wenn sie denn welche haben) bekanntlich auch erwachsen nicht sprechen, also auch dann Gefühle lediglich unterstellt werden können, weshalb sie vielleicht gar nicht existierten, was dann auch keine Vor- und Entwicklungsstufen notwendig mache. Ein Argument für die Existenz vorsprachlicher Gefühle allein bei Menschen, das ich für recht schwach halte. Weniger leicht auszuräumen dürfte wohl das zuvor skizzierte Argument sein, das vorsprachliche Gefühle insgesamt »belastet«. Dennoch soll hier an ihrer Existenz festgehalten werden – zugegebenermaßen weniger aus unabweisbaren Gründen als einer starken Intuition wegen: Es dürfte fruchtbarer sein, die erwähnte Unterstellung zu wagen.[61]

Wie dem auch sei: In der (seitens der Motivpsychologie postulierten) Genese der Motive liegt ein zweiter Berührungspunkt von Gefühl und Motiv (und in der Folge natürlich auch Motivation), auf den ich hier aufmerksam machen wollte. Für unsere Zwecke noch bedeutender ist jedoch der eingangs skizzierte, da er sich direkt auf Verhalten und Handlungen bezieht, die – wie man so sagt – durch ein Gefühl »motiviert« werden, da er also auch an die verbreitete Redeweise vom »motivierenden Charakter« der Gefühle (oder zumindest mancher Gefühle) anschließt. Die angestellten Überlegungen haben, wie ich hoffe, deutlich gemacht, daß Motivation und

60 Und, radikalisiert, durchaus auch bei niederen Tieren, sogar Insekten (vgl. die Ausführungen zu Darwin, Kapitel 2.1, über »eifersüchtige Insekten« etwa S. 163). Was uns an Darwins Ausführungen über Insekten jedoch merkwürdig erscheint, setzen wir bei den eigenen Haustieren recht beherzt voraus.

61 Davon abgesehen spricht zweifellos eine ganze Menge dafür, daß eben jene Unterstellung bei sehr jungen Kindern sogar konstitutiv für die Gefühlsentwicklung sein könnte, daß es also notwendig sein könnte, sehr kleine Kinder jedenfalls zu behandeln, *als hätten* sie Gefühle, damit eine Entwicklung der Gefühle überhaupt erst möglich wird (ähnlich wie die »Unterstellung« des Sprachverstehens für den Spracherwerb). Nur ist dies natürlich kein Argument dafür, daß wir diese Unterstellung *zutreffenderweise* vornehmen, sondern lediglich (ein ausgesprochen starkes) dafür, daß wir sie vornehmen *sollten*.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Gefühl keinerlei direkten Berührungspunkt haben,[62] sondern lediglich über das »Zwischenglied« des Verhaltens bzw. der Handlung miteinander verbunden sind – und daß wir daher aus theoretisch-begrifflichen Gründen lediglich metaphorisch vom »motivierenden Charakter« des Gefühls reden sollten, weil dieses auch dann, wenn es Verhalten oder Handlungen auslöst, antreibt und steuert, konzeptionell *nicht* zur Motivation wird (und auch nicht in deren Nähe rückt). Gerade dies letztere ist ein Punkt, den wir in den Kapiteln 1.3 und 2 im Auge zu behalten haben werden.

1.2.5 Das Gefühl und die Kognition

In welcher Weise läßt es sich verstehen, wenn jemand »das Gefühl hat«, es werde am Abend regnen – einmal vorausgesetzt, wir tun eine solche Redensweise nicht von vorneherein als verfehlt ab. Erwarten würde man, daß jemand »denke«, »glaube« oder vielleicht auch »die Ahnung habe«, daß es am Abend regne. Wenn sich in einer Reihe von Formulierungen »das Gefühl haben« äquivalent zu (der noch unbestimmten Vokabel) »Denken« gebrauchen läßt, dann stellt sich die Frage nach der Abgrenzung von Fühlen und Denken, von Gefühl und (um nun den durch Latinisierung veredelten Fachterminus ins Spiel zu bringen, an den ein Psychologe beim Denken wohl als erstes denkt) Kognition. Was macht Gefühl und Kognition einander so ähnlich, was verbindet sie so, warum hängen sie so eng zusammen, daß in manchen Formulierungen das eine die Stelle des anderen vertritt? Denn auch die umgekehrten Fälle lassen sich leicht auffinden, diejenigen Fälle, in denen von einem Denken (o. ä.) die Rede ist, wo eigentlich (vor allem) ein Fühlen gemeint ist. »Ich denke, ich habe mich verliebt« wäre ein Kandidat, oder auch »Ich glaube nicht, daß ich ihn mag«. Wer spitzfindig erwidern möchte, daß in der Formulierung »Ich denke, ich habe mich verliebt« von *zwei* Entitäten die Rede ist, nämlich erstens von einem Gefühl und zweitens von der (u. U. plötzlichen und überraschenden) Wahrnehmung und der Erkenntnis dieses Gefühls, der sieht sich nicht nur dem Problem von unabhängig von ihrer Kenntnis existierenden und also (vor dem Wahrnehmen) »ungefühlten Gefühlen« (vgl. auch S. 53, Fußnote 32) gegenüber, er müßte auch zunächst einen möglichen Unterschied klarlegen und stark machen zwischen zwei Fällen,

62 Dies übrigens auch – der Klarheit willen – in der Genese nicht, wo das Gefühl eine Rolle spielt bei der Entwicklung des *Motivs*, in welches es dann gleichsam »eingelassen« wird; nicht in der Entwicklung der *Motivation*. Vermutlich muß für die Genese der Motive (i. e. S.) zunächst »unmotiviertes Tun« angenommen werden, da eine Motivation erst dann »ins Spiel gebracht« werden kann, wenn ein Motiv vorhanden ist.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

die gar nicht so einfach zu unterscheiden sein dürften: nämlich erstens ein Gefühl wahrzunehmen (oder zu erkennen) und zweitens ein Gefühl zu fühlen. Vielleicht ist es doch ökonomischer, ein Gefühl nicht ungefühlt zu postulieren und es erst mit seiner Wahrnehmung beginnen zu lassen sowie dann folglich obige Formulierungen als Beispiele dafür zu lesen, daß auch über Gefühle gelegentlich gesprochen wird, *als seien* sie Gedanken.

Und wie läßt sich das in gewisser Weise Ähnliche oder miteinander Verbundene – Fühlen und Denken – dennoch voneinander unterscheiden? Diese Fragen markieren ein Problem, das im vorliegenden Unterkapitel aufgenommen und weiter verfolgt werden soll. Ähnlich wie im vorangegangenen Kapitel 1.2.4 für die Motivation läßt sich jedoch obendrein eine andere Frage aufwerfen, deren Bearbeitung einen womöglich noch größeren Gewinn für unser Unternehmen verspricht. Welche Rolle spielen Kognitionen für Gefühle?[63] In welcher Weise sind sie notwendig oder gehen ein in das, was dann insgesamt auf mehr oder minder unproblematische Weise als Gefühl bezeichnet wird? Diese Frage soll im folgenden zunächst behandelt werden.

Doch noch ehe mit der Bearbeitung wie skizziert begonnen werden kann, erscheinen einige Bemerkungen zum Begriff der Kognition in der Psychologie notwendig.

Exkurs über drei Begriffe der Kognition in der Psychologie

Denn vom Begriff der Kognition in der Psychologie wird m. E. kaum homogenerer Gebrauch gemacht als von dem der Motivation: Sobald der Begriff fällt, kommen ganz unterschiedliche theoretische Bezüge ins Spiel (zumindest dann, wenn überhaupt welche ins Spiel kommen). Man scheint grundsätzlich drei unterschiedliche Verwendungsweisen unterscheiden zu können, einen engen, einen mittleren und einen weiten Begriff der Kognition (wobei diese Unterscheidung nicht suggerieren soll, daß es keine Überlappungs- und Vermischungsbereiche der unterschiedenen Verwendungsweisen gibt).

Ein eher enger Begriff der Kognition kommt von der Denkpsychologie her, oder genauer: von dem, was in der Denkpsychologie als Denken

63 Wenn man ganz allgemein nach dem Zusammenhang von Gefühl und Kognition fragt, könnte man natürlich auch die Rolle des Gefühls für das Denken thematisieren. Häufig werden in Arbeiten mit einer solchen Fragerichtung Gefühle dann als eine Art Störgröße für das (reine) Denken aufgefaßt, behandelt und untersucht; weil für die vorliegende Arbeit umgekehrt das Gefühl im Mittelpunkt steht und die Frage nach Kognitionen erst *im Hinblick* auf Gefühle interessiert, können solche Beiträge hier vernachlässigt werden.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

(i. e. S.) untersucht wird. Denken ist hier zunächst einmal Problemlösen, und wenig oder nichts mehr (vgl. etwa Schaub 1997; »Die Begriffe ›Denken‹ und ›Problemlösen‹ werden in der Literatur weitgehend synonym behandelt«, ebd. S. 377). Mitunter beschleicht einen aufgrund dieser thematischen Ausrichtung der »Denkpsychologie« beim Studium der einschlägigen Texte sogar der Eindruck, man könne dort mehr über »Probleme« und ihre unterschiedliche Struktur lernen als über das Denken. Zwar ist hier vom Begriff Denken und nicht vom Begriff Kognition die Rede, jedoch vertritt (bspw. in der Denkpsychologie) ein so gearteter Begriff des Denkens die Stelle des Begriffs der Kognition. So enthält bspw. die bereits genannte, von Straub, Kempf und Werbik (1997) herausgegebene »Einführung in die Psychologie« neben Schaubs Beitrag über das »Denken« keinen gesonderten Beitrag über »Kognition« (auch ist Schaubs Beitrag nicht etwa Bestandteil eines übergeordneten Beitrages über Kognitionen, in dem er eine Teil- oder auch Kernbedeutung entfaltet und beisteuert) – wohl aber Beiträge über Emotion (Mees 1997) und Motivation (Schultheiß & Brunstein 1997). Daß das »Denken« hier nicht als Teilbereich der »Kognitionen« angesehen wird, sondern dessen Stelle vertritt, verdeutlichen außerdem folgende Belegstellen: Schaub referiert z. B. kritische Stimmen, die zu bedenken geben, »daß menschliches Denken kaum verstanden werden kann, wenn nicht seine Einbettung in motivationale, emotionale und soziale Prozesse mitberücksichtigt wird« (1997, S. 375). – In »kognitive Prozesse« wird das Denken hier natürlich nicht eingebettet, da es mit diesen identifiziert ist. Und noch deutlicher wird dies auf den Seiten 388 f., wo auf empirische Studien hingewiesen wird, die solche Einbettungen (oder wechselseitige Beeinflussungen) thematisieren – zunächst den Einfluß der Motivation auf das »Denken und Problemlösen«, dann denjenigen der Emotion. Im Anschluß wird konstatiert, »daß ein angemessenes Zusammenspiel von Emotion, Kognition und Motivation erst durch Erfahrung erworben werden kann« (ebd., S. 389).

Mindestens ebenso unmißverständlich wird die Identifikation von »Gedanke« und »Kognition« im verbreiteten Lehrbuch zur (vor allem Allgemeinen) Psychologie von Zimbardo (1995) demonstriert. Dort findet sich zwar kein »Kognition« betiteltes Kapitel, wohl aber eines mit dem Titel »Denken« (während Motivation und Emotion gleich zusammen in einem Kapitel abgehandelt werden, die Emotion als eine Art »Anhängsel« [Kapitel 9.8] der Motivation [Kapitel 9.1-9.7]). Betrachtet man dann das Kapitel über das Denken näher, wird schon aus dem Inhaltsverzeichnis deutlich, daß zwischen Denken und Kognizieren nicht näher unterschieden wird: »8 Denken«, »8.1 Die Untersuchung des Denkens«, »8.1.1 Kognition und der kognitive Ansatz« usw. (Zimbardo 1995, S. XVIII). Zwar heißt es dann: »*Kognitive Psychologie* ist die Untersuchung aller geistigen Prozesse

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und Strukturen, und die *Denkpsychologie* ist deren zentrale Teildisziplin« (ebd., S. 357, Hervorhebung im Original); jene »nicht unbedingt« mit dem Denken in Verbindung zu bringenden Phänomene, die gleichwohl noch unter den weiteren Begriff der Kognition fallen würden – wie etwa die »Entwicklung motorischer Fähigkeiten« oder das »Wiedererkennen von Mustern« –, spielen im genannten Kapitel dann verständlicherweise keine Rolle mehr, so daß im Ergebnis Kognition und Gedanke eben doch in äquivalente Erscheinung treten.

Eine prinzipiell vergleichbare, enge Fassung des Kognitionsbegriffes, die hier nicht mehr detailliert behandelt werden soll, läßt sich in einem Wörterbuch (Dorsch, Häcker & Stapf 1987) unter dem Stichwort Denken bzw. Denkforschung finden – prinzipiell vergleichbar ebenfalls die Tatsache, daß Denken und Kognition gleichgesetzt wird, etwa wenn es zu Beginn heißt »Denken, Denkforschung, die interpretierende und ordnungsstiftende Verarbeitung von Informationen; auch Bez. für den Einsatz der intellektuellen Funktionen oder für *kognitives Verhalten* [!]« (ebd., S. 130, Hervorhebung A. K.). Wer weitere Belege für die genannte Gleichsetzung benötigt, sei im genannten Werk auf die Stichworte Denkstil, der mit kognitivem Stil gleichsetzt wird, und Denkentwicklung, unter dem auf das Stichwort kognitive Entwicklung verwiesen wird, aufmerksam gemacht. Noch am ehesten einen Unterschied stellt dar, daß bei Dorsch, Häcker und Stapf (1987, S. 130) im Rahmen einer Bestimmung des Begriffs des Denkens auch das Gedächtnis zumindest genannt wird; damit ist ein erster Schritt hin zum unten skizzierten »mittleren« Begriff der Kognition getan.

Auch eine wichtige Traditionslinie der Gestaltpsychologie, die von den Untersuchungen zum Problemlösen gebildet wird, läßt sich ganz zwanglos als Vertreterin des hier entfalteten »engen« Begriffs der Kognition ausweisen: Die Probleme, die Köhlers (1963) Schimpansen auf Teneriffa zu lösen hatten, erinnern nicht zufällig an (möglicherweise etwas vereinfachte) Probleme, deren Lösung Gegenstand der Untersuchungen der Denkpsychologie darstellt – daran ändert die Tatsache, daß die Gestaltpsychologie den *Lösungsprozeß* auf spezifische Weise, also im Unterschied zu anderen Forschungsrichtungen, als Gestaltbildungsprozeß auffaßte, im Grundsatz nichts.

Und schließlich lassen sich nicht zuletzt die einflußreichen Arbeiten Piagets zur kognitiven Entwicklung als Vertreter eines engen Begriffs der Kognition ausweisen: Die in den unterschiedlichen Stadien und Phasen und durch die von Piaget beschriebenen Mechanismen hinzugewonnenen kognitiven Fähigkeiten (die in sich modifizierenden und differenzierenden Strukturen bzw. Schemata begründet liegen) bleiben allesamt auf das Lösen von Problemen bezogen. Sie dienen (»nur«) dazu, dem Individuum einen immer flexibleren Umgang mit Problemen (und einen immer angemesse-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

neren Umgang mit komplizierten Problemen) zu ermöglichen. (Dieser Punkt wird spätestens dann, wie ich denke, hinreichend klar, wenn man rekapituliert, mit welchen Methoden und welchen Aufgaben Piaget bei der Entwicklung seines Modells arbeitete.) Ein enger Begriff der Kognition (mit langer Geschichte) fokussiert also auf das Lösen von Problemen und sieht damit von Fähigkeiten und Phänomenen ab, die wir landläufig ebenfalls mit dem Denken in Verbindung bringen würden.

Ein »mittlerer« Begriff der Kognition verdankt sich meinem Eindruck nach vor allem der sogenannten »kognitiven Wende« bzw. der Herausbildung einer »kognitiven Psychologie« in ihrer Folge. Die Entwicklung dieser kognitiven Psychologie – als einer Vertreterin der sich neu etablierenden Kognitionswissenschaften, in die ganz ähnliche Neuorientierungen und -formierungen innerhalb anderer Einzelwissenschaften wie etwa der Informatik, der Biologie oder der Neurologie mündeten – ist hier nicht Thema. (Eine persönliche, aber gleichwohl informative Darstellung findet sich bei Bruner 1990). Ganz allgemein läßt sich sagen, daß der Versuch, spätbehavioristische Engführungen zu überwinden, zur Folge hatte, daß der Kognition als innerem, nicht beobachtbarem Prozeß verstärkt Aufmerksamkeit zu Teil wurde. Zwar wurden diese inneren Prozesse in der Regel »operationalisiert« und handhabbar gemacht als Akte der »Informationsverarbeitung« und damit – weil das zugrundegelegte Konzept der Information (und Informationsverarbeitung) nicht zuletzt unter dem Einfluß der aufstrebenden Informatik ein häufig allzu mathematisches und vor allem völlig unbegründet an einer *Eindeutigkeit* der Information orientiertes war – gleich wieder verkürzt um die Sinn- bzw. Bedeutungsdimensionen und damit auch um die Rolle der Interpretation (bzw. Deutung) bei einer solchen »Informationsverarbeitung«. Aber, und das allein ist für die vorliegende Argumentation von Bedeutung, die Kognitionen interessierten nun (über den nicht immer zielführenden Umweg als Informationen bzw. als Elemente der Informationsverarbeitung) nicht mehr allein im Bereich des Problemlösens und Denkens im engeren Sinne, sondern eben überall dort, wo in irgendeiner Weise »Informationen« verarbeitet werden. Jeder Blick in ein beliebiges Standardlehrbuch der kognitiven Psychologie zeigt denn auch schnell, was unter einen »mittleren« Begriff der Kognition nun zusätzlich fällt (vgl. etwa Anderson 1996): Kognitionen sind nicht mehr nur beteiligt am Lösen von Problemen, sondern spielen ihre Rolle bereits bei der Wahrnehmung, beim Gedächtnis (welches auch umgekehrt Voraussetzung dafür ist, daß Kognitionen überhaupt auftreten bzw. ihr »Rohmaterial«, ihre Komponenten zur Verfügung haben), beim Lernen, bei der Aufmerksamkeit, ja sogar beim Verstehen und Produzieren von Sprache. Auch das Stichwort »Kognition« in einem jüngst erschienenen Lexikon der Psychologie zeigt klar einen solchen »mittleren« (und stark von der kognitiven

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Psychologie beeinflußten) Begriff: »Der Begriff Kognition wird als Sammelbezeichnung für die geistige Aktivität von Menschen verwendet. In der kognitionspsychologischen Forschung bezeichnet Kognition die Gesamtheit der informationsverarbeitenden Prozesse und Strukturen eines intelligenten Systems [...], unabhängig vom materiellen Substrat dieses Systems [64]. Menschliche intelligente Systeme umfassen Prozesse und Strukturen für Wahrnehmung und Aufmerksamkeit, für Gedächtnis, Denken und Problemlösen, für Lernen sowie für Sprachverstehen und Sprachproduktion« (Kluwe 2001, S. 352, zitiert ohne dort eingebettete Hinweise auf andere Stichworte). Ein mittlerer Begriff der Kognition, der nicht zuletzt von der kognitiven Psychologie geprägt worden ist, verweist also auf deutlich mehr als lediglich auf das Lösen von Problemen.

Schließlich ist knapp auf einen »weiten« Begriff der Kognition hinzuweisen, der sich bezeichnenderweise in der wissenschaftlichen Literatur vor allem dort findet, wo es nicht primär um Kognition oder Denken, sondern um irgendetwas anderes geht. (Er ist dementsprechend schwer zielgerichtet zu suchen, obwohl man ihm in nahezu allen Bereichen begegnen kann.) »Kognition« wird hier mehr oder minder gleichgesetzt mit dem Inhalt des Bewußtseins überhaupt. Auf meist nicht eigens bestimmte Weise wird alles zur Kognition, was einem irgendwie »durch den Kopf zieht« – neben den im mittleren Kognitionsbegriff hinzugekommenen Phänomenen mitunter auch Gefühle und Stimmungen, Motivationen oder der Wille, Träume (Tagträume ebenso wie Alpträume) oder woran auch immer sich noch denken läßt. Ein Beispiel für einen solchen weiten Begriff der Kognition sei willkürlich herausgegriffen. So hält etwa Bahr (1998, S. 12) in einem Buch über Mutismus einigen Autoren eine verkürzte Sicht auf die

64 Der letzte Halbsatz verdankt sich natürlich allzu deutlich dem in den Kognitionswissenschaften weit verbreiteten Bemühen, über informationsverarbeitende (mentale) Prozesse etwas zu erfahren und zu lernen, indem man sie (im Regelfall unter Zuhilfenahme von Computern) nachzuahmen, zu simulieren versucht. Diese durch die Untersuchungsmethode begründete Modifikation des interessierenden Gegenstandes nun ihrerseits bereits in einer quasi-definitorischen Bestimmung des Gegenstandes festzuschreiben, entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie: Erst will ich ein Phänomen untersuchen, das sich dem direkten Zugriff entzieht (»die geistige Aktivität von Menschen«). Dann verfalle ich auf die (und verfalle auch der) Idee, dieses Phänomen (mehr schlecht als recht) nachzuahmen, um statt des Phänomens die Nachahmung zu studieren. Um schließlich nicht dazustehen wie der Kaiser ohne Kleider, definiere ich sodann das mich ursprünglich interessierende Phänomen flugs um. Von Interesse ist nun nicht mehr »die geistige Aktivität von Menschen«, sondern von einem materiellen Substrat gelöste, informationsverarbeitende Prozesse (bzw. der schwache Schatten und leise Widerhall der geistigen Aktivität menschlicher Programmierer, der sich im komplexen, aber nichtsdestotrotz determinierten Funktionieren eines Automaten zeigt).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»Variable ›Angst‹« vor, »weil sie die diese Emotion begleitenden Besorgtheits-Kognitionen und deren Einfluß auf den Umgang mit belastenden Situationen fast gar nicht berücksichtigen« – und all dies ohne weitere Erläuterung zum in Anspruch genommenen Begriff der Kognition (oder gar der Emotion), so daß also völlig unklar bleibt, was »Besorgtheits-Kognitionen« eigentlich darstellen sollen (und vor allem, ob damit etwas anderes gemeint ist, als sich ganz schlicht Sorgen zu machen). Der Fairneß halber sei betont, daß sich Bahr natürlich um ein ganz anderes Thema, nämlich einen Forschungsüberblick zum Mutismus bemüht (und dies durchaus mit Erfolg). Eine Klärung des für die genauere Spezifizierung von »Emotion« – und ganz besonders der Angst – wiederholt in Anspruch genommenen Begriffs der Kognition findet dabei jedenfalls nicht statt; auch da nicht, wo sie thematisch unmittelbar relevant wäre (etwa in Kapitel 3, bes. 3.3 oder Kapitel 4, bes. 4.2). – Und man muß sich einmal klarmachen, welches Ausmaß begrifflichen Kuddelmuddels (nicht nur von »Emotion« und »Kognition«) gleichermaßen Voraussetzung wie – so muß eben leider befürchtet werden – dann irgendwann auch Folge von Sätzen wie dem folgenden ist: »Es wurde eine transaktionale Sichtweise [der ›Angstemotion‹, A. K.] vorgestellt, nach der Angst vor allem unter der Bedingung *kognitiven* Bedrohung*serlebens* bei mangelnder Selbstwirksamkeitserwartung entsteht« (Bahr 1998, S. 225, Hervorhebungen A. K.). Hier wird nicht nur gleich einleitend »Angst« mit »Angstemotion« gleichgesetzt, obwohl doch die »Emotion« aus unterschiedlichen Komponenten bestehen soll (vgl. etwa Kapitel 1.3 der vorliegenden Arbeit) – darunter etwa dem Ausdruck oder dem motivierenden Aspekt –, während wir alltagsweltlich und -sprachlich mit der Angst das Gefühl (und damit *eine* Komponente der Emotion) bezeichnen und demzufolge davon reden, *vor* Angst (aufgrund von Angst) zu zittern oder davonzulaufen, jedoch unser Zittern oder Davonlaufen keineswegs *als Teil* der Angst selbst begreifen. (Eine Gleichsetzung, die nebenbei bemerkt unsere These belegt, nach der sich die Emotion der Emotionstheorien durchaus behandeln läßt wie das Gefühl der Alltagswelt, da es dessen Platz beansprucht, vgl. Kapitel 1.4.) Sodann wird die »kognitive« Komponente, die eben noch die Angst »begleitete« (ebd., S. 12, ähnlich etwa S. 137), nun zu einer Bedingung, unter der Angst erst entsteht. Vor allem aber sind es nun nicht mehr (kaum näher charakterisierte) »Bedrohungskognitionen«, die eine wichtige Rolle für die Angst spielen, sondern ein (nicht minder vages) Bedrohungserleben, schlimmer noch: das kognitive Erleben einer Bedrohung. (Dabei bleibt dann auch gänzlich offen, ob man Kognitionen nun »anstellt«, »hat« oder gar »erlebt«.)

Bei einer solchen Ausweitung des Begriffs der Kognition wird dieser schnell beliebig und verliert dann seinen Wert als theoretisches Konstrukt, als Instrument zur Beschreibung (und möglicherweise Erklärung) von

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Phänomenen. Kein Wunder also, daß sich auch Begriffsbestimmungen wie die folgende aus einem englischsprachigen Wörterbuch finden lassen, in der Anklänge leichter Resignation wahrnehmbar scheinen; zur »cognition« heißt es: »A broad (almost unspecifiably so) term which has been traditionally used to refer to such activities as thinking, conceiving, reasoning, etc. Most psychologists have used it to refer to any class of mental ›behaviors‹ (using that term very loosely) where the underlying characteristics are of an abstract nature and involve symbolizing, insight, expectancy, complex rule use, imagery, belief, intentionality, problem-solving, and so forth« (Reber 1995, S. 133).

Exkurs Ende

Nach dieser Vorabklärung so unterschiedlicher Begriffe der Kognition können wir uns nun endlich den beiden eingangs skizzierten Fragen zuwenden, wie angekündigt zunächst der zweiten. Welche Rolle also spielen Kognitionen für das Gefühl? Sind sie vielleicht sogar – wie es manche »kognitiven« (und manche »attributionalen«) Emotionstheorien nahezulegen scheinen – gänzlich unverzichtbar für das Gefühl (oder die Entstehung eines Gefühls)? Die Antwort auf diese Frage hängt ganz offensichtlich vom ins Spiel gebrachten Kognitionsbegriff ab.

Bei einem weiten Begriff der Kognition, der auf vage und unbestimmte Weise jegliche Regung des Bewußtseins zu umfassen neigt (und mitunter auch vor unbewußten Regungen nicht halt macht), verschwimmen die Grenzen zwischen Emotion und Kognition, zwischen Gefühl und Gedanke. Das Gefühl wird zu einem Spezialfall des allgemeiner gefaßten Phänomens der Kognition. So reizvoll es ist, Gefühl und Kognition einmal »zusammenzudenken« (nachdem sie so oft schon »auseinandergedacht« worden sind), so notwendig sich eine solche Aufgabe vielleicht auch von manchem Standpunkt aus stellen mag (vgl. etwa exemplarisch die unten, S. 103 ff., folgenden Ausführungen zu Ciompis [1998] diesbezüglichem Versuch), so muß sie m. E. doch auf einer begrifflich bestimmteren Grundlage angegangen werden. Ein weiter Begriff der Kognition verliert jede Trennschärfe, der Umgang mit ihm jeden Erkenntniswert – er muß uns daher auch nicht weiter beschäftigen.

Die Zusammenhänge eines engen Kognitionsbegriffes, der dicht um das Lösen intellektueller Probleme kreist, mit dem Gefühl sind ebenfalls begrenzt. Die Denkpsychologie, das läßt sich (nicht nur) am Beitrag Schaubs (1997) ablesen, bewegt sich erst allmählich auf einen m. E. angemesseneren Problembegriff zu. Zunächst standen eher einfache und intellektuell lösbare Probleme im Vordergrund der Untersuchungen – gerade

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

auch Probleme, die überhaupt eine klar bestimmte und erreichbare Lösung haben, wie etwa solche, die sich durch schlußfolgerndes Denken bearbeiten lassen, oder »Rätsel« wie der »Turm von Hanoi« (vgl. Schaub 1997, S. 379) oder das »Neun-Punkte-Problem« (vgl. ebd., S. 379 f.; Zimbardo 1995, S. 376 f.). Erst später, Schaub spricht vom Beginn der 80er Jahre, wurden die Probleme allmählich komplexer: An die Stelle einfacher »Rätsel« traten mehr oder minder komplexe und (intern) vernetzte Wirtschafts- oder »Regierungs«-Simulationen (wie das etwa zur gleichen Zeit als Computerspiel kursierende Programm »König von Hammurabi« oder die von Dörner und Mitarbeitern untersuchte Lohhausen-Simulation; vgl. zu letzterer Dörner, Kreuzig, Reither & Stäudel 1983; Dörner 1995, S. 32 ff.) und damit Probleme, die sich nicht mehr im eigentlichen Wortsinne »lösen«, sondern nur noch in der einen oder anderen Weise behandeln oder bearbeiten lassen. (Daß sich solche Simulationen am leichtesten computergestützt realisieren lassen, dürfte nicht ganz ohne Einfluß auf die Tatsache geblieben sein, daß die skizzierte Umorientierung innerhalb der Denkpsychologie mit dem Beginn der 80er Jahre in eine Zeitspanne fiel, in der elektronische Rechner allmählich immer verbreiteter verfügbar waren.) Schaub (1997) spricht im Zusammenhang mit dieser Umorientierung von einem Wechsel von einer analytischen zu einer systemorientierten Forschungsstrategie innerhalb der Denkpsychologie.

Der nächste Schritt wäre nun, sich vor Augen zu führen (und auch zu berücksichtigen), daß nicht jedes Problem allein mit der Hilfe intellektueller Fähigkeiten zu lösen (bzw. zu bearbeiten) ist. Lebenspraktische Probleme, sowohl in ihrer Genese als auch in ihrem Vorkommen stets unvermeidbar eingelassen in soziale Bezüge, (individuelle, kollektive oder unterschiedliche und dabei konfligierende) Werte- und Normensysteme, (idiosynkratische oder geteilte) Sinngehalte und vieles mehr, was menschliches Leben erst zu spezifisch menschlichem Leben macht, erfordern für den gelingenden Umgang mit ihnen häufig anderes und mehr als bloß kognitive Kompetenz: bspw. soziale Kompetenzen unterschiedlichster Art, Sensibilität, mitunter Mut, manchmal Beharrlichkeit und was immer an Eigenschaften bzw. Tugenden denkbar ist (und hier ist es natürlich kein Zufall, daß sich »Tugend« aufdrängt – das Wort verweist eben gerade auch auf den gelingenden Umgang mit lebenspraktischen Problemen). So verstanden mögen sogar Probleme denkbar sein, deren angemessene »Bearbeitung« vor allem Geduld oder sogar Leidensfähigkeit erfordert (und an denen etwaige Bemühungen des Intellekts abperlen wie Wasser an einer Ente). Ein auf diese Weise erweiterter Problembegriff könnte zwar m. E. die alltagspraktische Relevanz der Erforschung des Problemlösens durchaus erhöhen, sollte jedoch umgekehrt nicht dazu führen, daß sich der Begriff des Denkens (oder der Kognition) ebenfalls ausweitet (bis er Mut und

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Geduld umfaßt). Vielmehr müssen eben dem Denken andere Konzepte an die Seite gestellt werden, wenn einigermaßen vollständig verstanden werden soll, wie Menschen Probleme »lösen« (bzw. bearbeiten).

Nun, wie auch immer dasjenige, was die Denkpsychologie als »Problem« untersucht, beschaffen war, mittlerweile beschaffen ist oder beschaffen sein sollte – zurück zum Zusammenhang eines engen Kognitionsbegriffs mit dem Gefühl: Freilich kann das Lösen (bereits) eines (einfachen, intellektuell handhabbaren) Problems zu angenehmen Gefühlen wie Freude, das Scheitern bei einer solchen Lösung zu unangenehmen Gefühlen wie Ärger führen. (Dabei sind Freude und Ärger natürlich nicht die einzigen Kandidaten, je nach weiterem Kontext könnte man anstelle der Freude auch an Erleichterung, Zufriedenheit, Stolz oder ähnliches denken, anstelle des Ärgers könnte auch Wut, Verzweiflung, Scham und anderes mehr auftreten.) Das (begrifflich eng gefaßte) Denken und der Verlauf, den es nimmt, kann also allemal als Objekt, auf das sich ein Gefühl richtet, fungieren. Allerdings sind dabei stets gleichartige Gefühle denkbar, die sich auf ein anderes Objekt als das eigene Denken beziehen (man kann sich also natürlich auch über etwas anderes freuen, oder über etwas anderes verzweifelt sein). Der damit umrissene Zusammenhang zwischen Denken und Fühlen ist folglich kein spezifischer, für das Denken charakteristischer. Und ein (auf die beschriebene Weise) eng gefaßter Begriff der Kognition ist über den geschilderten Zusammenhang hinaus für das Gefühl und seine Entstehung kaum von Bedeutung. Zwar spielen bestimmte Denkprozesse für bestimmte Gefühle durchaus eine konstitutive Rolle, jedoch handelt es sich dabei in der Regel um solche Prozesse, die bei der Lösung von einfachen Problemen kaum zum Zuge kommen. Je komplexer die in der Denkpsychologie untersuchten Probleme werden, umso eher geraten damit auch bestimmte Formen des Denkens in den Blick, die für bestimmte, komplexe Gefühle unverzichtbar erscheinen. So wird etwa striktes Schlußfolgern für die Entstehung und Aufrechterhaltung einer Eifersucht seltener notwendig sein, als etwa vagere »mentale Operationen« des Entscheidens oder Abwägens. Die folgenden Ausführungen über die Rolle eines »mittleren« Kognitionsbegriffes für das Gefühl dürften dies noch verdeutlichen.

Denn am ergiebigsten (aber auch am kompliziertesten) ist der mittlere Begriff der Kognition, wenn man Überlegungen über das Verhältnis von Kognition und Gefühl anstellen möchte. Auch eine solche Kognition kann, wie im Falle des engen Kognitionsbegriffes, als »Objekt« eines Gefühls fungieren. Daneben eröffnen sich jedoch weitere, zusätzliche Bezüge – und zwar über jene Begriffe und Konzepte, die – aufgrund der Rolle, die das Denken (i. w. S.) für sie spielt – Gegenstand der kognitivistischen Psychologie sind, die aber auch eine Rolle für den hier entfalteten Begriff des Gefühls spielen: etwa das Wahrnehmen oder das Sprechen. Hält man z. B.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

an der Auffassung fest, daß jedes Gefühl einen spezifischen »Auslöser« hat (vgl. hierzu Kapitel 1.3.1 und 1.3.2 – wobei dieser Auslöser mit dem Objekt, auf das sich das Gefühl dann richtet, identisch sein kann, aber nicht muß), dann sind auch – egal, ob es sich bei dem auslösenden Reiz um einen »äußeren« oder einen »inneren«, bspw. eine Erinnerung, handelt – notwendig Prozesse involviert, die unter den Bezeichnungen »Wahrnehmung«, »Aufmerksamkeit« oder »Gedächtnis« (auch und eben nicht zufällig) in kognitivistischer Perspektive untersucht werden. Ein mittlerer Begriff der Kognition – oder genauer: diejenigen Begriffe, die aufgrund ihrer Nähe zum Denken als Gegenstände der kognitivistischen Psychologie so entfaltet worden sind, daß sie in ihrer Gesamtheit einen solchen mittleren Begriff der Kognition nun bilden (also Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Sprache usw.) – bietet (bzw. diese bieten) also bereits die Auslösung bzw. Entstehung von Gefühlen betreffend eine Fülle von Anküpfungspunkten für die klärende Rekonstruktion des Gefühlsbegriffes. Eine seriöse Bearbeitung des Verhältnisses von Kognition und Gefühl hätte diese (Teil-) Begriffe der Reihe nach aufzunehmen und differenziert auf ihre Bedeutung für das Gefühl (und nicht nur seine Entstehung) hin zu befragen: Im vorliegenden Rahmen kann dies jedoch nicht geleistet werden. Die Antworten auf eine solche Befragung könnten dabei im Falle unterschiedlicher Gefühle durchaus unterschiedlich ausfallen.[65]

Von besonderer Bedeutung und daher einen gesonderten Hinweis wert ist natürlich die Sprache für das Gefühl. Ich habe einleitend (Kapitel 1.1.1) deutlich zu machen versucht, daß (und auf welche Weise) zwischen dem Phänomen Gefühl und seiner Symbolisierung – gerade auch seiner sprachlichen Repräsentation – differenziert werden sollte. Gleichzeitig wurde angedeutet, daß zumindest für einen Teil der Gefühle, für komplexe und zusammengesetzte Gefühle diese Unterscheidung zu einer analytischen wird, weil die Prozesse, mit deren Hilfe komplexe Gefühle zusammen-

65 So ist etwa denkbar, daß man das Erschrecken notwendig an die *Wahrnehmung* eines äußeren Reizes koppelt, während man im Falle der Freude einer solchen *Wahrnehmung* alternativ bspw. die *Erinnerung* an ein schönes Ereignis zur Seite stellt. Eine solche Beschränkung des Erschreckens auf die Fälle, in denen äußere Reize wahrgenommen werden, ist jedoch nicht unbedingt notwendig: Sie hängt davon ab, ob man auch in den Fällen von Erschrecken sprechen möchte, in denen einem etwas Versäumtes plötzlich »einfällt«, in denen man also plötzlich gewahr wird, daß man bspw. einen Termin versäumt hat. (Solche »Einfälle« – die Tatsache also, daß man sich selbst überrascht – stellen im übrigen einen eher vertrackten, aber auch reizvollen Gegenstand der Analyse dar. Wenn es denn zutrifft, daß man sich selbst nicht kitzeln kann, haben wir hier in gewisser Hinsicht ein Gegenbeispiel, wenn man sich selbst überraschen kann – oder, wie man dann vielleicht besser sagen sollte, von sich selbst überrascht werden kann.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gesetzt werden, zumindest teilweise symbolverarbeitende (und -bearbeitende) und daher sprachliche sind. Eine gegenstandsadäquate psychologische Bearbeitung des Gefühls muß ihren Weg folglich zwischen der Skylla einer unangemessenen Identifikation von Gefühl und sprachlichem Ausdruck und der Charybdis der Illusion finden, Gefühl und sein sprachlicher Ausdruck seien in jedem Falle gänzlich voneinander unabhängige Entitäten, das Gefühl sei stets ein eigenwahrnehmbares Phänomen, das dann sekundär zum Zwecke der Kommunikation in Sprache gleichsam gekleidet werde.

Damit ist schließlich eine Brücke geschlagen zur Rolle (eines mittleren Begriffes) der Kognition bei der Zusammensetzung komplexer Gefühle auch dort, wo nicht allein sprachliche Vorgänge angesprochen sind. Die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Emotionstheorien wird als ein Teilergebnis erbringen, daß über die angesprochenen und für die Genese von Gefühlen so wichtigen Prozesse der Zusammensetzung bislang anscheinend nicht ausreichend nachgedacht worden ist. (In Kapitel 3 werden hierzu zwei erste Vorschläge unterbreitet, die im Rückgriff auf die Erzählforschung einerseits und die Gestaltpsychologie andererseits entworfen werden.) Auch nicht-sprachliche Varianten solcher Zusammen-Setzung dürften jedoch unter einen mittleren Begriff der Kognition fallen (bspw. analog zur Wahrnehmung, wenn sie als Gestaltbildungsprozesse konzipiert werden).

Nach diesen Bemerkungen zur Bedeutung der Kognition für das Gefühl,[66] die demnach also auf ganz unterschiedlichen Ebenen liegt, können wir uns schließlich der noch verbleibenden der beiden eingangs skizzierten Fragen zuwenden: In welcher Hinsicht sind Kognition und Gefühl einander so ähnlich, daß über beide in ähnlichen Formulierungen gesprochen wird? Eine Antwort muß, wie ich denke, entlang zweier Leitlinien entwickelt werden: Zum einen haben beide für uns einen ähnlichen Nutzen, sie dienen nämlich (auch potentiell) unserer Orientierung in der Welt; zum anderen (und vermutlich nicht ohne Berührungspunkte mit dem eben genannten Aspekt) läßt sich der Frage nachgehen, indem wir sie gleichsam von innen nach außen stülpen und uns nicht überlegen, was Gefühl und Kognition für Ähnlichkeiten haben könnten, sondern unseren Ausgang nehmen, indem wir bereits die Trennung zwischen ihnen in Frage stellen.

66 Für die meisten der zahlreichen »kognitiven« Emotionstheorien läßt sich im übrigen ebenfalls ein mittlerer Begriff der Kognition rekonstruieren. Kognitiv heißen solche Theorien ja vor allem dann, wenn entweder die Bewertung äußerer Geschehnisse (also Wahrnehmung, Urteilen und Entscheiden, Gedächtnis) oder die Bewertung innerer Zustände (als »appraisal« oder »labeling«; also [propriozeptive] Wahrnehmung, Urteilen, Gedächtnis) oder aber beides eine zentrale Stellung einnehmen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Zunächst zum ersten angesprochenen Aspekt: Von seinen Gefühlen kann man sich bekanntlich ebenso leiten lassen wie von seiner Vernunft; in konkreten Situationen kann man sich bspw. rational oder »nach Gefühl« (d. h. nicht: intuitiv!) »entscheiden«. Man vertritt wohl keine allzu gewagte These, wenn man behauptet, daß rationale Entscheidungen in unserer Kultur das höhere Ansehen genießen – und in vielen Lebensbereichen hat das ja auch seinen guten Grund. So ist natürlich eine rationale Entscheidung zwischen zwei drückbaren Knöpfen in der Leitwarte eines Kraftwerkes ebenso von Vorzug wie in anderen technisch geprägten Lebensbereichen, und zwar offenkundig bereits deshalb, weil die Technik die Idee der Rationalität selbst mit sich transportiert. Ob eine rationale Wahl *stets* die bessere ist, darf jedoch bezweifelt werden, wenn man sich etwa das »Ziel« so mancher »Entscheidung«[67] vor Augen führt: Es geht ja nicht immer darum, bspw. Strom aus Kohle oder Uran zu produzieren und dabei den Betrieb einer technischen Anlage innerhalb vorab bestimmter Parametergrenzen zu halten, sondern manchmal eben auch darum, bspw. ein glückliches Leben zu führen.[68] Und je nachdem, wie man ein solches glückliches Leben genauer fassen möchte – etwa als das Vorherrschen angenehmer Gefühle oder das Ausbleiben oder Schwachsein unangenehmer – könnte es sein, daß in der einen oder anderen Weise auf das Gefühl gegründete Entscheidungen in mancher Hinsicht oder manchen Situationen »zielführender« als rationale sind. Natürlich müßte hier das Verhältnis von »emotionaler Entscheidung« und Gefühl näher spezifiziert werden. Etwas so zu tun, wie man fühlt, kann in ganz schlichter Weise bedeuten, das zu tun, was zur Folge hat, daß man sich gut fühlt, und das nicht zu tun, was zur Folge hat, daß man sich schlecht fühlt. (Wobei man dies natürlich nicht immer im voraus weiß.) Aber das ist wie gesagt nur die schlichteste Variante. In Anbetracht des Ausmaßes, in dem sich rationale Entscheidungen verkomplizieren lassen, während sie gleichwohl rationale bleiben, wäre es wohl grob fahrlässig, es im Falle »emotionaler Entscheidungen« mit diesem allzu schlichten Fall gut sein zu lassen.

67 Es ist ein terminologisches Problem, ob man in beiden gleich skizzierten Fällen überhaupt von Wahl oder Entscheidung sprechen will – die Rationalität hat uns so stark in der Hand, daß man auch dafür argumentieren könnte, nur in Fällen von rationaler Wahl wirklich von Wahl zu sprechen. Dieses Problem sei hier vernachlässigt.

68 Daß rationale Entscheidungen zudem häufig getroffen werden müssen, wenn relevante Informationen nicht vollständig vorhanden sind, ist dagegen kein prinzipielles Problem: Zwar verkompliziert sich damit die Struktur der Problemlösung (die dann sozusagen Meta-Anweisungen für den Umgang mit solchen Fällen benötigt), jedoch bleibt die Entscheidung grundsätzlich eine rational zu treffende.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ein schönes Beispiel für eine solche »auf das Gefühl gegründete« Entscheidung, welches, wie ich hoffe, die Anlage des vorgetragenen Argumentes weiter erhellen kann, findet sich etwa in dem, was in der hin und wieder allzu versachlichenden Sprache der Psychologen »Partnerwahl« genannt wird. Seit auf die Idee der romantischen Liebe (mehr oder minder erfolgreich) gegründete Verbindungen die Zweck- und Vernunftehen abgelöst haben, spielen rationale Erwägungen bei der Frage, mit wem man seine Gegenwart und Zukunft verbringen und gestalten möchte, nur noch eine höchst untergeordnete Rolle. Stattdessen kennen wir als kulturell tradierte Orientierungsmuster sogar explizite Gegenbeispiele irrationaler, also von »unmöglicher«, »verrückter« oder »tragischer« Liebe (wobei bspw. in letzterem Falle die »Tragik« meist von Beginn an vorauszusehen ist, also vernünftigerweise [!][69] zu verhindern oder zu unterlassen gewesen wäre). Und dennoch – also obwohl eine »Auswahl« des Partners (im Regelfall) keineswegs auf rationale Erwägungen zurückgreift – würden sich wohl die meisten Menschen (m. E. natürlich zu Recht) vehement dagegen verwahren, daß ihre Wahl zufällig oder beliebig getroffen worden sei. Man trifft hier durchaus eine Wahl, nur daß es eben in keiner Weise eine rationale Wahl ist – und gleichwohl ebenso ernst und (individuell) folgenreich getroffen wie diejenige in der Leitwarte eines Kraftwerkes. Vielleicht ist nun etwas deutlicher geworden, auf welche Weise uns einerseits »Gefühl« und andererseits »Kognition« gleichsam »anleiten«, uns orientieren können. Daß beide – meinethalben in nicht vergleichbaren Lebensbereichen – etwas durchaus Vergleichbares für uns leisten, könnte man m. E. als Ursprung der Tatsache ansehen, daß in bestimmten Zusammenhängen über beide vergleichbar gesprochen wird, daß also in manchen Formulierungen das eine die Stelle des anderen vertritt.

Und wenn – um kurz noch der anderen »Leitlinie« zu folgen – die Ähnlichkeit viel weiter reicht, weil bereits die Trennung zwischen beiden eine künstliche ist? Um diese Frage zu behandeln, kann auf bestehende Versuche zurückgegriffen werden, die in Rede stehende Trennung zu überwinden.

---

69 Die Tatsache, daß es bei den meisten Tragödien einem nicht involvierten und kalt rationalen Beurteiler allzu leicht fiele, einen Vorschlag zur Vermeidung des ganzen Schlamassels zu machen (einen Vorschlag, den wir alle selbstverständlich für inakzetabel hielten), illustriert im übrigen aufs trefflichste, daß es sich bei ersteren eben (auch) um kunstvolle Gegenbilder zur Rationalität – oder genauer: um vorgeführte Alternativen zur Entscheidungsfindung allein auf rationaler Grundlage – handelt. (Und sage jetzt niemand, deshalb seien es Tragödien: sie führten vor, wohin man komme, wenn man die Vernunft suspendiere. Da könnte man nämlich nur erwidern, daß sie uns genau deshalb seit Jahrtausenden faszinieren: sie führen vor, wohin man kommen kann, wenn man die Vernunft suspendiert.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Für eine exemplarische Darlegung würde sich etwa der Vorschlag Damasios (1997) anbieten – jedenfalls im Prinzip und wenn er nicht bereits auf der begrifflichen Ebene durch einen großen Mangel an Genauigkeit zu kennzeichnen wäre. Auch bei Damasio wird eine Einheit von Denken und Fühlen postuliert, und zwar auf – derzeit so hochgeschätzter – neurophysiologischer Grundlage. (Vgl. zu einigen seltener behandelten Gründen dieser Hochachtung Laucken 2001.) Genauer bemüht sich Damasio zunächst unter Verweis auf psychiatrische Fallgeschichten um den Zusammenhang einer bestimmten Form von Stirnhirnschädigung mit der sich als Folge offenbar einstellenden Unfähigkeit der Patienten, ihr Leben normal weiterzuleben – den scheinbar nicht beeinträchtigten intellektuellen Fähigkeiten zum Trotz. Kurz gesagt führt Damasio dies auf einen Verlust der Fähigkeit zurück, lebenspraktisch relevante Entscheidungen zu treffen – bzw. richtig zu treffen –, weil für diese Fähigkeit nämlich der Einbezug und die »Mitverarbeitung« von »Gefühl« unverzichtbar, aber eben durch die spezifische Hirnschädigung nicht mehr gegeben sei.

Eine gründlichere Auseinandersetzung mit Damasios Versuch hätte zunächst die nicht geringen Probleme durch begriffliche Extravaganzen, d. h. Vagheiten einerseits und ungewöhnliche Setzungen andererseits, zu vermerken. Das Denken bspw. figuriert dort vorrangig, ja, nahezu ausschließlich als zweckgerichtetes Denken, als »Entscheidungsfindung« (vgl. Damasio 1997, S. 14, Anmerkung des Übersetzers, sowie S. 353, Anmerkung 1 zur Einleitung). Gefühl (emotion) und Empfindung (feeling) werden folgendermaßen charakterisiert: »In der Regel meine ich mit ›Gefühl‹ eine Reihe von Veränderungen, die in Hirn und Körper stattfinden und gewöhnlich durch einen bestimmten geistigen Inhalt ausgelöst werden. Eine Empfindung ist die Wahrnehmung dieser Veränderungen« (ebd., S. 353 f.; vgl. für eine weitere Charakterisierung etwa S. 200 f.). Damit nimmt Damasio inhaltlich auf William James' Auffassung vom Gefühl Bezug (ebd., S. 180 ff.), auch wenn diese Auffassung terminologisch ganz anders gefaßt wird: James' Gefühle oder Emotionen wären »Empfindungen« sensu Damasio, während James für Damasios »Gefühle«, also die Summe der physiologischen und neurophysiologischen Vorgänge, keinen eigenen Namen hat (vgl. Kapitel 2.3). (Inwiefern man sich diese *physiologischen* Geschehnisse durch *geistige* Inhalte ausgelöst vorstellen kann, ist damit noch gar nicht thematisiert. Es mag keine wirklich befriedigende Lösung des Leib-Seele-Problems geben, aber es gibt mit Sicherheit aufmerksameren und bewußteren Umgang mit diesem Problem.)

Ob es zutrifft, daß Damasios Definitionen, die in der Tat »nicht dem orthodoxen Gebrauch« (Damasio 1997, S. 201, Anmerkung) entsprechen, sich »für die weitere Erforschung der Phänomene als hilfreich erweisen« könnten (ebd.), kann hier offenbleiben – festzuhalten ist hingegen, daß

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schon Damasio selbst sie in keiner Weise konsequent im Sinne seiner eigenen Bestimmung verwendet. Denn wenn es zutrifft, daß eine Empfindung die Wahrnehmung eines Gefühls, »die direkte Wahrnehmung einer bestimmten Landschaft: der des Körpers« ist (ebd., S. 15), während das Gefühl eben diese Landschaft, also die Summe der physiologischen Abläufe darstellt, dann haben wir, das sieht auch Damasio nicht anders, »Gefühle« auch ohne es zu merken – nämlich schlicht immer, jedenfalls solange wir leben, also selbst wenn wir schlafen oder bewußtlos sind. Das Gefühl als Ensemble physiologischer Prozesse ist darüber hinaus etwas naturwissenschaftlich zu bestimmendes, vollkommen bedeutungsfreies oder »asemantisches« – im krassen Gegensatz zur Empfindung, dem wahrgenommenen Gefühl (und nur unter peinlicher Beibehaltung dieser Trennung könnte sie in bestimmten Kontexten möglicherweise wirklich hilfreich sein). Allerdings wird genau diese Unterscheidung in Damasios Erörterungen ständig verwischt und ignoriert. Da wird wiederholt über Gefühle geschrieben, wo m. E. nichts anderes als Empfindungen (sensu Damasio) gemeint sein können, z. B. »Im Idealfall lenken uns Gefühle in die richtige Richtung, führen uns in einem Entscheidungsraum an den Ort, wo wir die Instrumente der Logik am besten nutzen können« (ebd., S. 13) oder »Wir brauchen sie [die Gefühle, A. K.], wenn wir anderen Menschen Bedeutungen mitteilen wollen, und vielleicht sind sie auch [...] zur Orientierung unserer kognitiven Prozesse notwendig« (ebd., S. 181 f.). Wenn dann auch noch, völlig unvermittelt, Emotionen auftauchen, wird die Konfusion vollständig: »Ferner hatte ich den starken Verdacht, daß der Mangel an Gefühl und Empfindung nicht losgelöst von der Störung des Sozialverhaltens betrachtet werden durfte. Verwirrte Emotionen trugen wahrscheinlich zu dem Problem bei. In mir wuchs die Überzeugung, daß die Gefühllosigkeit seines Denkens Elliot daran hinderte, verschiedenen Handlungsmöglichkeiten unterschiedliche Werte zuzuordnen, so daß seine Entscheidungslandschaft völlig abflachte« (ebd., S. 85). (Weitere Beispiele finden sich unschwer.)

Damasios Ansatz läßt sich damit nicht nur als spannende, zeitgenössische Neuauflage von William James' Gefühlstheorie lesen; seine wechselweise Inanspruchnahme des Begriffs »Gefühl« von zwei Seiten, als formal bestimmter, neurophysiologisch konkretisierter einerseits, in der alltagssprachlich verbreiteten, semantisch gehaltvollen Weise andererseits stellt darüber hinaus ein exzellentes Beispiel für das dar, was Laucken (2001, S. 324 f.) »Verbreiungstechnik« nennt.

Daß Damasios Buch schon ein Jahr nach Erscheinen in Deutsch und hier nach weiteren zwei Jahren bereits in der dritten Auflage vorgelegt wurde, liegt m. E. nicht allein am verkaufsstrategisch klug (wenn auch etwas vollmundig – wird Descartes doch im letzten Kapitel auf gerade

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

einmal sechs Seiten abgehandelt –) gewählten Titel: Es zeigt vielmehr ein weiteres Mal, wie stark offenbar das Bedürfnis der Leserschaft ist, das Gefühl aufgewertet zu sehen, der Rehabilitation des Fühlens beizuwohnen – eine Erklärung mag die Vermutung bieten, daß vielleicht allzu oft schon Fühlen und Denken gegeneinander ausgespielt worden sind, wenn nicht gar das Fühlen als Taugenichts der Familie öffentlich vorgeführt. Ein weiteres Beispiel, das m. E. ebenfalls vor allem dieses Bedürfnis dokumentiert, ist das bekannt gewordene »Konzept« – falls das nicht schon zuviel gesagt ist – der »emotionalen Intelligenz« (Goleman 1996, Salovey & Mayer 1990).

Damasio kann uns also kaum dabei behilflich sein, darüber nachzudenken, was die Folgen wären, wenn die allerorten konstatierte (und oftmals beklagte) Trennung von Gefühl und Gedanke vor allem ein Artefakt wäre (obwohl das sein Thema ist). Ziehen wir also einen etwas älteren, ebenfalls weithin bekannten Versuch heran, nämlich Ciompis »Affektlogik« (1998; zuerst 1982). Dabei stütze ich mich vor allem auf die vielbeachtete und inzwischen (1998) in der fünften Auflage erschienene »Affektlogik« (zuerst 1982) – der jüngst (1999; zuerst 1997) vorgelegte, erweiterte Vorschlag einer »fraktalen« Affektlogik kann weitgehend unberücksichtigt bleiben, weil er für unseren Argumentationszusammenhang nichts wesentlich neues erbringt.[70] Die theoretischen Grundlagen für seine Affektlogik sieht Ciompi vor allem in der Psychoanalyse und der Systemtheorie, die er in

70 Die Tatsache, daß nunmehr die Chaostheorie als »Steinbruch« für Ciompi (1999; vgl. vor allem S. 129 ff.) dient, nachdem es zu Beginn der achtziger Jahre die Systemtheorie war, erweckt vielmehr den Eindruck, daß hier zwar (erneut) ein äußerst wichtiges Thema in Angriff genommen wird, dies allerdings vielleicht begrifflich nicht bestimmt genug und sicher wiederum zu sehr unter dem Einfluß eines Denkansatzes, der gerade »en vogue«, aber damit eben auch allzu vergänglich ist. (Allerdings sei nicht verschwiegen, daß sich Ciompi 1999 – im Gegensatz zu Ciompi 1998 – immerhin um eine begriffliche Klärung von »Gefühl« bzw. »Affekt« und »Kognition« bemüht; vgl. Ciompi 1999, S. 62 ff.) Knappe, rekapitulierende Abrisse zentraler Ideen der Affektlogik, die ergänzend herangezogen werden können, finden sich mehrfach (z. B. Ciompi 1999, S. 46 ff.; 1988, S. 19 ff.). Daß – neben Systemtheorie und Chaostheorie – natürlich auch Befunde, Postulate und Hypothesen neurophysiologischer Provenienz am Ende des 20. Jahrhunderts als aussichtsreiche Kandidaten für die »Wahl der Miss World Theory« nicht fehlen dürfen, zeigt sich bei Ciompi ebenfalls (etwa 1993 oder 1999, S. 52 ff., wo die »Hypothese der Affektlogik« auf eine neurobiologische Grundlage gestellt und so zum »integrative[n] psycho-sozio-biologische[n] Modell« [Ciompi 1993, S. 76] gemacht werden soll). (Die Übertragung individueller Gefühle und ihrer postulierten Bedeutung für den einzelnen auf Kollektive, die offenbar den »Sozio-Teil« dieses Modells erbringen soll, gehört dabei sicher nicht zu den plausibelsten Ideen Ciompis: »Gemeinsames Handeln ist nur aufgrund bestimmter gemeinsamer Gefühle – etwa Angst, Wut, Freude, Enthusiasmus – möglich« [Ciompi 1993, S. 83].)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

einem einleitenden Kapitel (Ciompi 1998, S. 15-42) zunächst miteinander zu verbinden versucht. Dies geschieht etwa durch den Hinweis, daß die Psychoanalyse ihren Fokus auf das Individuum richte (dabei jedoch durchaus auch das Kollektiv – Familie, Gesellschaft usw. – und seine Wirkungen im Auge habe), während die Systemtheorie das Kollektiv in den Blickpunkt rücke (dabei jedoch durchaus offen sei für die Untersuchung der einzelnen Systeme, die dieses erst bilden), daß also, wenn man so will, die Psychoanalyse eine Mikro-, die Systemtheorie eine Makrotheorie sei, die beide voneinander profitieren könnten.

Sich beim Bemühen um eine Zusammenführung von Systemtheorie und Psychoanalyse solcher eher pointierenden als kategorial trennenden Unterscheidungen zu bedienen, ist sicherlich legitim – fraglich ist jedoch, ob ein solches Vorgehen ausreicht, das Zusammenspiel der beiden genannten theoretischen Ansätze nicht nur zu begründen, sondern es obendrein als gänzlich problemloses, ja geradezu überfälliges darzustellen, wie dies bei Ciompi der Fall ist. Wer ernsthaft die Chancen (und internen Schwierigkeiten) einer systemtheoretischen Psychoanalyse (oder einer psychoanalytischen Systemtheorie; vgl. auch S. 27 f.) ausloten will, muß m. E. einen entscheidenden Schritt weiter gehen: Er muß fragen, inwiefern jeweils zentrale Konzepte miteinander in Widerspruch geraten könnten (um sodann eventuell Vermittelndes zu erarbeiten); und um dieser Frage nachzugehen, muß er fragen, wie sich zentrale Konzepte des einen Denkansatzes in Konzepten und Begriffen des anderen reformulieren lassen.

Um ein Beispiel zu geben: Wenn Psychoanalyse und Systemtheorie sich problemlos miteinander vereinbaren lassen, weil die eine eh nur den Blick aufs Kleine, die andere den aufs Große wirft, dann müssen sich auch zentrale Komponenten der Psychoanalyse – wie frühkindliche Erfahrungen, Erinnerung, kurz: (Lebens-)Geschichte – systemtheoretisch reformulieren lassen. Was aber ist »Geschichte« in der Systemtheorie? Der aktuelle Zustand eines Systems in seiner Umwelt (im Vergleich zu unzähligen anderen, fiktiven Zuständen, die dieses System innehaben könnte, hätte es eine andere »Geschichte«)? Und wenn sich der Umgang mit den eigenen (nicht nur frühkindlichen) Erfahrungen, der Umgang mit (wie bereits die Bildung) der eigenen Geschichte psychoanalytisch im fröhlichen Geschiebe und Gezerre unterschiedlicher psychischer Instanzen konkretisiert, wie sind dann diese Prozesse (bzw. auch ihre »Bühne«) systemtheoretisch reformulierbar? Sind die psychischen Instanzen ihrerseits als Systeme in der Umwelt »Individuum« konzipierbar? Nun besteht ja ein Reiz der Systemtheorie zweifellos gerade in der eleganten Möglichkeit, Systeme auf ganz unterschiedlichen Ebenen – von organismischen Subsystemen bis hin zur Weltgesellschaft – zu postulieren: Müßte man also, wollte man psychoanalytische Erfahrungsbildung und Geschichte systemtheoretisch abbilden, von

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Anfang an stets an unterschiedliche (»innerpsychische«) Systeme und ein »Metasystem« (das Individuum) denken? Solche und ähnliche Fragen muß m. E. aufwerfen, wer ernsthaft erkunden will, ob und inwieweit Systemtheorie und Psychoanalyse vereinbar sind. (Natürlich lassen sich ähnliche Fragen auch umgekehrt von der Systemtheorie aus stellen, deren zentrale Konzepte ebenfalls irgendwie in psychoanalytische Begrifflichkeit überführbar sein müßten. Und leider reicht es m. E. insgesamt eben auch nicht, wenn »gewisse psychoanalytische Sachverhalte sehr gut systemtheoretisch formuliert werden können – und umgekehrt« [Ciompi 1998, S. 27], solange das mit gewissen anderen Sachverhalten nicht geht.)

Das damit angedeutete Vorgehen bleibt, wie ich meine, im Grundsatz dasselbe auch bei jeder anderen umfassenden »Verträglichkeitsprüfung« unterschiedlicher theoretischer Ansätze. – Im vorliegenden konkreten Fall darf überdies nach dem Ertrag einer solchen Vermählung nicht füreinander geschaffener Theorien gefragt werden, wenn die Systemtheorie in den folgenden Kapiteln, in denen es Ciompi um den Vorschlag affektlogischer Schemata geht (1998, S. 43-122), keine privilegierte Rolle mehr spielt; oder genauer: wenn sie vor allem lediglich noch über den Begriff der Struktur bei Piaget in Anspruch genommen wird, der als weitgehend analog zu dem des Systems betrachtet wird (vgl. etwa S. 94, 109 ff., bes. 112, wo von der völligen Analogie zwischen den Begriffen »Struktur« und »System« die Rede ist).

Und damit endlich zu Ciompis eigentlichem Anliegen: Wie angedeutet unter Rückgriff auf die Systemtheorie, vor allem aber auf psychoanalytische Überlegungen zur psychosexuellen (affektiven) Entwicklung einerseits und die Piagetschen Vorstellungen zur kognitiven Entwicklung und dessen Begriff des kognitiven Schemas andererseits schlägt Ciompi eine Affektlogik bzw. »affektlogische Schemata« vor, welche man sich in einer ersten Annäherung vorstellen kann als kognitive Schemata mit einer unvermeidlichen und wesentlichen affektiven »Imprägnierung«, einem »Inprint«, wie es bei Ciompi (1998, S. 71) auch heißt. (Eine Annäherung aus umgekehrter Richtung, also affektive Schemata – »Fühlanleitungen« oder »-muster« – mit unverzichtbar kognitiven Komponenten, bleibt »allerdings noch ziemlich im Dunkeln« [S. 74, vgl. insgesamt 74 f.]. Dies liegt natürlich nicht zuletzt an dem Ausgangspunkt, den Piagets umfangreiche »Vorarbeiten« hinsichtlich kognitiver Schemata ermöglichen, und dem Fehlen vergleichbarer Anstrengungen und damit eines vergleichbaren Ausgangspunktes auf dem Felde emotionaler Entwicklung.[71] Die kognitive Kom-

71 Daß die Ausgangslage für die »Entwicklungspsychologie der Gefühle« eine andere ist, zeigt sich schnell, wenn man etwa für einen Überblick Geppert und Heckhausen (1990), Harris (1992) oder die Beiträge in Friedlmeier und Holodynski (1999) heranzieht.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ponente des Affekts sieht Ciompi daher vor allem in dessen polarer bzw. binärer Grundstruktur, die er mit der Reversibilität von Denkvorgängen [im Piagetschen Sinne] in Zusammenhang bringt und an einigen Beispielen aus der Psychoanalyse – der ja mitunter kritisch vorgehalten wird, sie lasse stets offen, ob etwas etwas, oder etwas gerade das Gegenteil von etwas bedeute – illustriert [vgl. S. 74 f.]. Zwar sieht Ciompi hier durchaus selbst eine gewisse Nähe desjenigen Dualismus, der sich in einer postulierten polaren Grundstruktur der Affektivität zeigt, zu demjenigen zwischen Denken und Fühlen, den eine Affektlogik als künstlichen zu erweisen verspricht [vgl. S. 75] – verteidigt sich jedoch nicht etwa vorsorglich gegen den Vorwurf, daß er damit ein allgemeines Denkmuster auf einem Feld verwende und zum Argument rüste, welches er auf einem anderen Felde selbst angreife und zu überwinden sich bemühe. Wie dem auch sei: Ein »affektlogisches« Schema müßte sich jedenfalls gerade dort finden, wo sich die Annäherungsversuche aus beiden Richtungen treffen – wo also über kognitive Komponenten affektiver Schemata ebenso gehaltvoll nachgedacht würde wie über affektive Komponenten kognitiver –, soll es nicht ungewollt von Geburt an eine »kognitive Schlagseite« erhalten.)

Ein starkes Argument für eine solche »Vermengung« kognitiver und affektiver »Schemata« – also von Verhaltensmustern, Operationen und Fähigkeiten, von, wie es bei Ciompi 1999 (S. 47) heißt, »integrierte[n] Fühl-, Denk- und Verhaltensprogramme[n]« – formuliert Ciompi aus der Betrachtung der Ontogenese der jeweiligen »Leistungen«. So ist etwa der Erwerb kognitiver Schemata – wie bereits Piaget selbst vielfach beschrieben hat – keinesfalls ein rein kognitiver, »gefühlsfrei« verlaufender Prozeß: Nein, er ist wesentlich mit nicht geringer Lust verbunden, kurz, er macht Spaß.[72] Die Vermutung, daß sich dieser Spaß zwar abschwäche und durch Wiederholung und Routinisierung beim Erwerb der kognitiven Schemata allmählich sogar »aus dem Bewußtsein sickern« könne, dabei jedoch gleichwohl prinzipiell bestehen bleibe, ist nicht gerade unplausibel – und kann weiter erhärtet werden, wenn man an solche Fälle denkt, in denen bei der Anwendung der kognitiven Schemata irgendetwas nicht nach Plan verläuft: Der (mitunter gar nicht mehr oder kaum noch bewußte) Lustgewinn bleibt nun aus, stattdessen stellt sich sein komplementäres Äquivalent

72 Um ein Beispiel im Zusammenhang mit dem Erwerb der Objektpermanenz zu geben: »At 1;7, Jacqueline is seated in front of three objects A, B and C, underneath which something can be hidden; these objects, in this case a beret, a handkerchief and her jacket, are equidistant from each other. I hide a small pencil in my hand saying: ›Cuckoo the pencil,‹ I show her my closed hand which I put under A; I then show it to her again before putting it under C where I leave the pencil and afterwards show her my open hand, repeating ›cuckoo the pencil.‹ Jacqueline immediately looks for the pencil under C. She finds it and laughs« (Inhelder 1976, S. 155; vgl. Ciompi 1998, S. 58).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ein, eine spannungsreiche Unlust, die nicht nur darauf verweist, daß die gelingende Anwendung kognitiver Schemata eben Lust bereitet, sondern auch nach Auflösung, z. B. durch einen neuen Versuch, verlangt. (Ciompi bietet als Beispiel etwa den Mathematiker an, der unangenehme Gefühle bekommt, wenn ein Gleichungssystem nicht wie erwünscht »aufgeht«; vgl. 1998, S. 73.)

Auch in umgekehrter Richtung läßt sich eine Verbindung von affektiven und kognitiven Schemata aufweisen: So wie die kognitiven Schemata – genauer: zumindest ihre Entwicklung – affektiver Zustände notwendig (und regelhaft) bedürfen, so bedürfen auch affektive »Schemata« (oder »Fühlmuster«) notwendig bestimmter kognitiver Fähigkeiten, setzen also das Vorhandensein der entsprechenden Schemata voraus. Das Heften von Affekten an bestimmte Objekte (im psychoanalytischen Sinne, also bspw. die Mutter) etwa setzt das Vorhandensein mehr oder minder stabiler Objektrepräsentanzen voraus; es setzt voraus, daß jene Trennung zwischen Welt und Ich, die man mit Freud (vgl. etwa S. 83, Fußnote 59) als erste, großartige Leistung des heranwachsenden Säuglings auffassen kann, hinreichend weit fortgeschritten ist (und Grundzüge der symbolischen oder semiotischen Funktion zur Verfügung stehen, was, je nach theoretischer Betrachtung, zu sehr unterschiedlichen Zeitpunkten der Fall ist, aber hier nicht weiter problematisiert werden soll).

Insbesondere in der *Entwicklung* der Affekte wie der Kognitionen lassen sich demnach also Berührungen oder gar Verzahnungen beider aufzeigen, Punkte oder Strecken in der Ontogenese, in denen beide aufeinander verweisen und sogar aufeinander angewiesen zu sein scheinen. Dennoch scheint mir dieses Kernargument für Ciompis Ansatz an einer Flanke weitgehend ungeschützt zu sein: Es ist keineswegs gesagt, daß ein solch enger Zusammenhang zwischen Affekt und Intellekt, wenn er denn in der Entwicklung besteht (und sogar notwendig bestehen muß), sich nicht später auflöst und verliert (oder sich sogar auflösen und verlieren muß). Gerade so, wie die kognitive Entwicklung das Denken dahin führt, daß es sich immer mehr vom (motorischen) Handeln und der unmittelbaren Wahrnehmung löst – und zwar folgerichtig und also, wenn man so will, der Natur der Sache folgend, zeichnet sich das Denken doch insgesamt dadurch aus, daß ihm ein Zug ins Abstrakte, ein Hang zur Lösung vom Konkreten innewohnt, der sich von der sensumotorischen bis zur formal-operationalen Phase nachzeichnen läßt –, gerade so auch, wie der Heranwachsende ein undifferenziertes »Alles« in Ich und Welt trennt – und so ein Ich und eine Welt erst erhält –, gerade so könnte auch die Entwicklung von Intellekt und Affekt ganz notwendig in der Ausdifferenzierung eines anfangs irgendwie diffus Allgemeinen in sich immer stärker unterscheidende und gleichzeitig immer eigenständigere und stabilere Entitäten bestehen. In einem solchen

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Falle freilich ist aus dem Aufweis von Berührungspunkten zweier Entwicklungslinien in der Ontogenese kein Argument für ihr dauerhaftes Zusammengehören (und also für affektlogische Schemata) zu gewinnen, so wenig wie aus dem Aufweis von zeitweilig kiemenähnlichen Strukturen in der embryonalen Entwicklung des Menschen die Empfehlung abzuleiten ist, sich einem Leben im Salzwasser zu verschreiben. (Stattdessen läßt sich jedoch die Gegenthese zu Ciompi, also diejenige einer zunehmenden *Differenzierung* und Segregation von Intellekt und Affekt weiter erhärten, wenn wir uns vor Augen führen, daß Ciompis Beispiele einer Verzahnung gleichermaßen sehr frühe Entwicklungsabschnitte betreffen – für eine gegnerische Position natürlich nicht zufällig – und nicht so leicht auf spätere übertragbar erscheinen. So ist zwar eine Objektrepräsentanz als Voraussetzung der Objektbindung unmittelbar einsichtig – aber an welche spezifischen Leistungen im affektiven Bereich, an welche Gefühle können wir denken, wenn sie analog erst durch den Erwerb späterer kognitiver Schemata, etwa der Reversibilität des Denkens, möglich werden sollen? Und so einsichtig es ist, Lust (bzw. Freude) als notwendigen Bestandteil beim Erwerb früher (und vielleicht auch späterer) kognitiver Schemata – und damit später als ihren »Imprint« – aufzufassen, so schwer fällt es, sich auch andere, insbesondere »spätere«, komplexere Gefühle in einer entsprechenden Rolle vorzustellen. Auf welche Weise »hilft« Neid oder Eifersucht beim Erwerb kognitiver Schemata, beim Erwerb welcher Schemata – und geht so ein in den umfassenden Komplex »affektlogischer« Schemata? Auf diese und ähnliche Fragen müßte eine befriedigende Antwort finden, wer Ciompis Kernargument für die Existenz affektlogischer Schemata angesichts der skizzierten Kritik halten und weiter elaborieren möchte.

Im vorliegenden Zusammenhang können wir offen lassen, ob »affektlogische Schemata« (oder andere, vergleichbare Versuche) zur Überwindung einer nur scheinbaren oder doch zumindest überschätzten Differenz von Denken und Fühlen beitragen, wenn sie weiter elaboriert werden – oder ob die in Rede stehende Differenz anscheinend doch auf einen fundamentalen Unterschied hinweist, eine onto-, vielleicht gar phylogenetisch keineswegs schwindende, sondern wachsende Distanz zwischen Denken und Fühlen. Auch wenn wir letzteres annähmen, müßte keineswegs daraus folgen, das Fühlen geringer zu schätzen als das Denken – die Tatsache, daß beides uns bei der Orientierung in der Welt helfen kann, sollte dies deutlich gemacht haben, ebenso die Tatsache, daß sich leicht Beispiele finden lassen, in denen wir jeweils einem der beiden, dem Fühlen *oder* dem Denken, hierbei klar den Vorzug geben würden. Wenn allerdings zugestimmt wird, daß es praktisch eher darum gehen wird, das Fühlen in dieser Hinsicht gegen das Denken zu verteidigen – weil es, sozusagen, den »schlechteren Leumund« hat – als andersherum, dann läßt sich zwar nicht Ciompis

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Versuch selbst, wohl aber die große Verbreitung dieses Versuches auch so verstehen: Ciompi rehabilitiert das Fühlen, indem er es mit dem Denken in Zusammenhang bringt und beides einander annähert (wie das etwa auch, wie oben angemerkt, Damasio [1997] und Goleman [1996] machen). Damit tut er jedoch möglicherweise weder dem einen noch dem anderen einen Gefallen. Denn wenn man Unterschiedliches und dabei unterschiedlich Angesehenes vor sich hat und das schlecht Angesehene, Zu-kurz-Gekommene und Benachteiligte stärken möchte, erreicht man das nicht, indem man Unterschiede scheinbar verkleinert oder bagatellisiert – weil so die Unterschiede niemals vollständig zum Verschwinden gebracht werden –, sondern indem man den Eigenwert des Unterschiedenen deutlich macht. (Dies gilt m. E. für Konzepte nicht weniger als für Menschen.)

Es ging im vorliegenden Kapitel 1.2.5 um eine erste Klärung des Verhältnisses von Gefühl und Kognition. Schnell zeigt sich dabei, daß die Bestimmung dieses Verhältnisses durch sehr unterschiedliche Begriffe der Kognition erschwert wird, die nebeneinander in der Psychologie Verwendung finden und deren Existenz man nicht vergessen darf, will man Mißverständnisse vermeiden. Während bei einem weiten Begriff der Kognition auch alle begrifflichen Schranken zum Gefühl fallen, letzteres zu einer unterzuordnenden Teilkategorie der Kognition (oder Bewertung) wird, stellt ein enger, von der Denkpsychologie her kommender und an der Problemlösung orientierter Begriff eine Kognition vor allem in der Weise zur Verfügung, daß sie als Objekt eines Gefühls dienen kann. So ist zwar ein mögliches Verhältnis zwischen Gefühl und Kognition bestimmt, allerdings ist dies kein für die Kognition spezifisches Verhältnis zum Gefühl (können doch auch andere »Gegenstände« in vergleichbarer Weise als Objekt der gleichen Gefühle dienen). Ein mittlerer Begriff der Kognition umfaßt dagegen mehrere psychische »Funktionsbereiche« (z. B. Sprechen, Wahrnehmen, Erinnern), die auf *je eigene*, spezifische Weise mit dem Gefühl zusammenhängen, dem Gefühl dienen. Eine systematische Aufarbeitung dieser Zusammenhänge in einem schmalen Unterkapitel über Gefühl und Kognition kann nicht geleistet werden; teilweise schienen solche Zusammenhänge an anderen, vorangegangenen Stellen des ersten Kapitels auf, teilweise werden sie noch eine Rolle spielen. Jedenfalls sind sie im Auge zu behalten und diejenigen »konzeptionellen Orte«, an denen das Verhältnis zwischen Kognition und Gefühl weiter präzisiert werden kann. Soweit damit auch das Verhältnis (für die unterschiedlichen Begriffe) der Kognition zum Gefühl umrissen ist – es ist dabei, dem Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit entsprechend, gleichsam vom Gefühl aus in den Blick genommen: Das uns interessierende Verhältnis von Denken und Fühlen läßt sich vor allem als die Frage nach der Rolle, die Kognitionen für Gefühle spielen, paraphrasieren. Und auch wenn die Frage von der anderen

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Seite – also welche Rolle Gefühle für Kognitionen spielen (etwa: denken wir bei Angst schneller, langsamer oder einfach anders?) – nicht aufgegriffen werden soll, so werden doch immerhin noch knapp Überlegungen berücksichtigt, die sozusagen »von der Mitte her« nach dem Verhältnis von Kognition und Gefühl fragen. Der nicht unwichtige Hinweis, daß uns beide dabei helfen können, uns in der Welt zu orientieren (etwa »Entscheidungen« zu treffen) – auch wenn sie dies nicht unbedingt in gleicher Weise und auf den gleichen Feldern tun –, berechtigt zu dem Versuch, einmal beide »zusammenzudenken«: zum Ausgangspunkt zu nehmen, beide seien unterschiedliche Seiten derselben Medaille, und auszuprobieren, wie weit man, von dieser Prämisse aus fortschreitend, kommt. Als exemplarisch für ein solches Vorgehen wurde der Vorschlag Luc Ciompis (1998) behandelt; obwohl dabei nicht mehr als gleichsam das Skelett dieses Vorschlages präsentiert werden konnte, zeigten sich einige Verschattungen auf dem Röntgenbild. Vielleicht bieten sich ja demjenigen, dem an einer Rehabilitation des Gefühls gelegen ist, doch noch andere Möglichkeiten, als es dem Denken gleich zu machen.

1.2.6 Zusammenfassung

Das Kapitel 1.2 diente dem Zweck, den im vorangegangenen Kapitel systematisch entfalteten Gegenstand jeder Emotionstheorie, das Gefühl, gleichsam einzufrieden und von anderen psychischen Funktionen (bzw. psychologischen Konzepten), vorzugsweise natürlich von solchen mit Berührungspunkten, abzugrenzen. Solche Abgrenzungen sind mitunter nur idealtypisch zu formulieren; das macht sie jedoch keinesfalls überflüssig. Bestimmte (einfache) Wahrnehmungen, die Empfindungen genannt wurden, erschienen dabei als eine Art Proto-Gefühle; wie Gefühle, denen jedoch noch jede (auch rudimentäre) Form einer Bewertung oder Einordnung als angenehm oder unangenehm abgeht, und die damit sozusagen *gerade noch nicht* Gefühle sind. Von den Stimmungen wurden die Gefühle vor allem über den fehlenden Objektbezug der ersteren abgegrenzt, weniger über die tendenziell längere Dauer und geringere Intensität der ersteren (weil Dauer und Intensität keine notwendigen Unterscheidungskriterien darzustellen, sondern lediglich häufiger unterschiedlich zu sein scheinen). Es wurde darauf aufmerksam gemacht, daß wir ganz ähnlich wie von aktuellen Gefühlen (und teilweise auch mit Hilfe von Gefühlsbezeichnungen) über Persönlichkeitsmerkmale oder Dispositionen reden; diese Rede wurde für die Disposition zum Haben von Gefühlen einerseits, zum In-Stimmungen-Sein andererseits differenziert.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Das Verhältnis von Gefühlen und Motivationen schließlich wurde ausführlicher erläutert: Dabei zeigte sich, daß hierfür zunächst eine genauere Bestimmung der in der Motivationspsychologie gebräuchlichen Begriffe Motiv und Motivation vonnöten ist. Eine solche erbrachte recht heterogene und nicht immer ohne weiteres ineinander übersetzbare Verwendungsweisen, die sich zwei übergeordneten Richtungen zuordnen lassen, für die aktuelle Motivationen entweder mit kausal wirksamen Motiven oder mit teleologisch wirkenden Absichten oder Zielen zu tun haben. Obwohl manche Gefühle ohne begleitendes Tun (d. h. Handeln oder Verhalten) nicht vorstellbar sind, sollte jedoch, wie gezeigt wurde, bestenfalls metaphorisch von ihrem »motivationalen Aspekt« (o. ä.) die Rede sein, weil an beide Verwendungsweisen des Begriffs »Motivation« (je unterschiedliche) begrifflich-theoretische Voraussetzungen geknüpft sind, die im Falle des Gefühls, das ein Tun antreibt, nicht erfüllt zu sein brauchen. Ein weiterer Zusammenhang zwischen Gefühl und Motivation wurde in der (frühkindlichen) Genese der Motive, für die Gefühle eine unverzichtbare Rolle spielen, erblickt und erörtert.

Ähnlich wie im Falle der Motivation verlangt auch die Klärung der Rolle, die die Kognition konzeptionell für das Gefühl spielt, nach einer vorgängigen Klärung des Begriffs Kognition selbst. Der entsprechende Versuch erbrachte drei Verwendungsweisen, eine weite, eine enge und eine mittlere, von den Kognitionswissenschaften her kommende, von denen vor allem die letztere emotionspsychologisch relevant ist. Sie umfaßt unterschiedliche psychische Funktionen – wie Wahrnehmen, Denken, Sprechen, Erinnern usw. –, die in jeweils ganz unterschiedlicher Weise von entscheidender Bedeutung für das Gefühl sind (bzw. sein können).[73] Ein weiterer Berührungspunkt zwischen Denken und Fühlen, der sich auch in einigen alltagssprachlichen Formulierungen abbildet, besteht in der Tatsache, daß beide (wenn auch in je unterschiedlicher Weise, in unterschiedlichen Situationen) uns orientieren und anleiten können. Das wurde an Beispielen

73 So spielt natürlich das Erinnern als kognitiver Prozeß eine konstitutive Rolle etwa im Falle der Trauer, kaum eine vielleicht bei der Überraschung. Die Sprache ist entscheidend insbesondere für die Gefühle, die – wie später in Kapitel 3 etwas weiter ausgeführt – erst im (hörbaren oder stummen) Umgang mit der Sprache, im Stiften eines sinnhaften Verweisungszusammenhanges, im Bilden einer Erzählung entstehen, wie vielleicht der Ärger über den Nachbarn aufgrund seiner fortgesetzten Verfehlungen und Provokationen, aber wohl kaum von Belang für eine schlichte Angst vor der Höhe. Natürlich geht es mir im vorliegenden Zusammenhang nicht um eine umfassende Katalogisierung und Systematisierung der möglichen Rollen, die sämtliche der einzelnen psychischen Funktionen, die unter einen mittleren Begriff der Kognition fallen, für das Gefühl spielen können, als vielmehr um das Plädoyer, sie im Einzelfall zu berücksichtigen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

erläutert und – zusammen mit einer rationalistischen Geringschätzung des Gefühls – als einer der Gründe dafür ausgemacht, daß es immer wieder Versuche gab (und gibt), Emotion und Kognition »zusammenzudenken«. Als einer dieser Versuche wurde schließlich exemplarisch Ciompis »Affektlogik« (1998) behandelt; ein zweifellos interessanter und anregender Ansatz, das Gefühl zu rehabilitieren, der jedoch nicht in jedem Detail zu überzeugen vermag.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1.3 Emotionspsychologische Gegenstandsbestimmungen

Die voranstehenden Überlegungen (in den Kapiteln 1.1 und 1.2) sollten, wie erinnerlich, klären helfen, was sich überhaupt angemessen unter dem Begriff »Gefühl« behandeln läßt. Die dort geleisteten Differenzierungen, aber auch die eher tastenden Versuche einer Abgrenzung von anderen, »benachbarten« Konzepten wie »Motivation« oder »Kognition« dienten dem Zweck, die Sensibilität für das interessierende Phänomen zu erhöhen, aber auch, eine Begrifflichkeit zu liefern, die im folgenden die vergleichende Behandlung und Diskussion unterschiedlicher Emotionstheorien wenn nicht gar erst gestattet, dann jedenfalls erheblich erleichtert. Das so gewonnene und bearbeitete Verständnis dessen, was uns interessiert, soll nun im nächsten Schritt den Blick in die emotionspsychologische Fachliteratur lenken helfen, die wir auf *ihre* Vorschläge hin sichten wollen, auf die dort zu findenden Konzeptionen von »Gefühl« – einem »Gefühl«, das nunmehr nicht zufällig als »Emotion« in Erscheinung tritt. Zumindest zwei Wege sind hierbei denkbar: Es lassen sich zum einen unterschiedlichste Arbeiten auf den ihnen zugrundegelegten Begriff der Emotion (bzw. des Gefühls) hin betrachten, zum anderen kommen Arbeiten in Frage, die unter Absehung von einer ganz konkreten Emotionstheorie und unter Berücksichtigung der Merkmale möglichst vieler solcher Theorien eigenständige und sozusagen »metatheoretische« Versuche der Bestimmung des Emotionsbegriffes vornehmen. Beide Wege seien exemplarisch beschritten.

1.3.1 Emotionsdefinitionen

Die mühselige – und eher eine klärende Bestandsaufnahme leistende als einen innovativen Beitrag versprechende – Arbeit, eine Vielzahl von Studien und einführenden Arbeiten daraufhin durchzusehen, welches Konzept der Emotion sie jeweils zugrundelegen, läßt sich glücklicherweise umgehen. Stattdessen kann auf eine vielzitierte Arbeit von Kleinginna und Kleinginna (1981) verwiesen werden; obzwar keine neue Arbeit, spiegelt sie immer noch die Vielfalt unterschiedlicher Begriffsbestimmungen, wie sie in den (vorwiegend) psychologischen Arbeiten zum Gefühl anzutreffen ist, wider. Eine Berücksichtigung auch der emotionspsychologischen Arbeiten der letzten zwanzig Jahre würde das von Kleinginna und Kleinginna gezeichnete Bild nicht bis zur Unkenntlichkeit, sondern lediglich in einigen Proportionen und Tönungen verändern. Als Basis einer Auseinandersetzung mit dem Emotionsbegriff in der Emotionspsychologie ist der Text von Kleinginna und Kleinginna daher nach wie vor geeignet. (Dies

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gilt natürlich insbesondere für eine emotionspsychologische Arbeit mit psychologie*geschichtlichem* Schwerpunkt.)

Die Autoren werten unterschiedlichste Texte aus und präsentieren insgesamt rund 100 Definitionen – genauer 92 Definitionen und 9 »sceptical statements«, also »Nicht-Definitionen« –, die in unterschiedlichen Gruppen zusammengefaßt werden. Bei der Zusammenstellung dieser Liste bedienen sie sich vorangegangener Listen von Fantino (1973, S. 282 f.) und Plutchik (1980, S. 81 ff.), deren Sammlungen sie aktualisieren und erweitern. Die Textstellen stammen vor allem aus psychologischen Wörterbüchern und verbreiteten Texten über Emotionen, Motivation, aus dem Bereich der physiologischen Psychologie und aus Einführungen in die Psychologie (vgl. Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 347). Für die Auswertungen werden zudem Quellen aus der Zeit bis 1970 von späteren Quellen unterschieden (vgl. ebd., S. 348; von den berücksichtigten 101 Definitionen stammen 38 aus Quellen bis 1970 und 63 aus späteren Quellen). Die interpretative Analyse der 101 Belegstellen, die sich vollständig im Anhang des Aufsatzes befinden, führt zu elf verschiedenen inhaltlichen Kategorien.[74]

Ehe die einzelnen von Kleinginna und Kleinginna gefundenen Kategorien aufgeführt werden, noch ein letzter Hinweis: Die meisten der 101 Belegstellen, die das empirische Material der Autoren bilden, werden nicht nur einer Kategorie zugeordnet. Vielmehr wird für jede Begriffsbestim-

74 Anzumerken ist hier jedoch eine methodische Schwachstelle der Analyse: Die Auswertung der Belegstellen, die zu den Kategorien erst führt, denen diese Belegstellen anschließend zugeordnet werden können, fand nämlich keineswegs auf einem methodischen Niveau statt, welches Anfang der 80er Jahre als »state of the art« im Kontext qualitativer Methoden zu bezeichnen gewesen wäre. (Und die Durch- und Untersuchung wissenschaftlicher Texte auf enthaltene Emotionsdefinitionen sowie deren kontrolliertes Verstehen und systematisierende Ordnung bedarf natürlich in genau der gleichen Weise qualitativer Methoden wie die Untersuchung von Interviewtranskripten und die Ordnung der dann jeweils interessierenden Funde.) Vielmehr wurden – wie die Autoren freimütig bekennen – die Kategorien »unsystematically through discussions among the authors and several colleagues« gefunden (Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 347); die Zuordnung der Belegstellen nach demselben Verfahren getroffen. Die methodische Schwäche, die ein solcherart unkontrolliertes Verfahren zur Folge hat, fällt immerhin nicht so ins Gewicht, wie sie könnte, da sich alle verwendeten Belegstellen im Anhang der Arbeit wiederfinden. Daß sich Kleinginna und Kleinginna darüber hinaus ausschließlich an den gefundenen Belegstellen selbst orientiert haben und nicht an anderen theoretischen Aussagen derselben Autoren bzw. ihren Modellen insgesamt, scheint dagegen aus arbeitsökonomischen Gründen vertretbar. Und schließlich: Ein hinreichendes Geschick derjenigen Autoren, auf deren Belegstellen sich Kleinginna und Kleinginna beziehen, ihre Positionen in den Begriffsbestimmungen mit ausreichender Unmißverständlichkeit darzulegen, darf wohl vorausgesetzt werden.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

mung eine Kernaussage, ein Schwerpunkt oder ein wichtigster Aspekt identifiziert, nach dem die Begriffsbestimmung der entsprechenden Kategorie untergeordnet wird. Gleichzeitig können in derselben Begriffsbestimmung auch andere Aspekte angesprochen sein, die dazu führen, daß sie zusätzlich in anderen Kategorien gezählt wird. Wie oft ein bestimmter Aspekt, eine Kategorie – beispielsweise der »affektive Charakter« der Emotion, daß eine Emotion sich also in irgendeiner Weise anfühlt – als wesentliches, unverzichtbares (oder, in Einzelfällen, auch einziges) Merkmal einer Definition angeführt wird, wie oft es dagegen ergänzend neben einem anderen, wesentlichen Merkmal herangezogen wird, dies bleibt in einer Tabelle ersichtlich, in der die Ergebnisse im Überblick zusammengefaßt werden (vgl. Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 354). Und nun zu den Kategorien im einzelnen:

1. Der Kategorie »affective« rechnen die Autoren eine Definition dann zu, wenn sie die Wahrnehmung einer Erregung bzw. das Vorhandensein von Lust- oder Unlustgefühlen (»feelings of arousal level and pleasure/displeasure«, Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 349) in den Mittelpunkt stellt. Wir erkennen in dieser Kategorie dasjenige wieder, was wir im vorangegangenen als »Erlebensaspekt« des Gefühls bezeichnet haben und was u. E. im Mittelpunkt gerade auch einer alltagsweltlichen Vorstellung vom Gefühl steht. Dieser Aspekt wird denn auch häufiger genannt als irgendein anderer Einzelaspekt (in 47% [18/38] der Bestimmungen vor 1970, und in 78% [49/63] der Bestimmungen seit 1970). (Beispiel: »There are two primary dimensions of emotions: (1) the qualitative dimension of *pleasant-unpleasant* and (2) the quantitative dimension of *intensity*«, Bourne & Ekstrand 1982, S. 258.)

2. Als »cognitive« gilt eine Definition dann, wenn sie Prozesse der bewertenden Wahrnehmung oder des Denkens, insbesondere solche der Bewertung von Ereignissen und/oder der Etikettierung (»labeling«) des entsprechenden emotionalen Prozesses in den Mittelpunkt stellt. »A cognitive approach to emotion assumes that when appropriate arousal occurs, individuals may engage in various types of cognitive-emotional activity: sensing emotional stimuli and responses, appraisal of the sensed experience, labeling the emotion, emotional memory searches, planning or eliciting control mechanisms to deal with the emotional situation, or other cognitive activities triggered by that situation« (Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 350). Ein kognitiver Aspekt wird in rund der Hälfte aller Begriffsbestimmungen angeführt (51 von 101), davon jedoch nur viermal als wesentlicher, hauptsächlicher Aspekt, ansonsten als ergänzende Komponente. (Beispiel: »Emotional experiences can be qualitatively very different. It is surprising, then, to find that the physiological conditions underlying these experiences are pretty much the same, and that cognitive factors such as the

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

label we apply to the state determine the quality of an emotion«, Kimble, Garmezy & Zigler 1980, S. 349.)

3. Auf »external emotional stimuli« rekurriert eine Emotionsdefinition dann, wenn sie betont, daß Emotionen von außen verursacht werden (im Unterschied zur Motivation, die hier vor allem von inneren Ursachen aus gedacht wird). (Kleinginna und Kleinginna merken zwar an, daß diese Unterscheidung zwischen von außen verursachten Emotionen und von innen gespeister Motivation nicht besonders trennscharf ist – dennoch versammeln sie hier Definitionen, die den Zusammenhang von Gefühl und äußeren Reizen betonen.) Insgesamt zählen sie 27 (von 101) Nennungen, in der Regel (24mal) jedoch als ergänzendes Merkmal und nicht als hauptsächlicher, wesentlicher Aspekt der Emotion. (Beispiel: »The characteristics of emotion may be summarized in the following way: 1. Emotions are generally aroused by external stimuli. 2. Emotional expression is typically directed toward the particular stimulus in the environment by which it has been aroused. [...]«, Plutchik 1980, S. 362.)

4. Eine Emotionsdefinition wird von Kleinginna und Kleinginna dann als »physiological« betrachtet, wenn sie auf die biologische Grundlage, das physiologische Korrelat von Emotionen abhebt. »The philosophical *Zeitgeist* [deutsch im Original, A. K.] in psychology today is that *all* activities of organisms must have a biological substrate« (Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 350 f., Hervorhebung im Original).[75] Insgesamt 66 Emotionsdefinitionen beinhalten den Verweis auf physiologische Aspekte, mehrheitlich (59mal) als ergänzende Komponente. (Beispiel: »An emotion is an hereditary ›pattern-reaction‹ involving profound changes of the bodily mechanism as a whole, but particularly of the visceral and glandular systems«, Watson 1924, S. 215.)

5. »Emotional/expressive behavior« ist dann Bestandteil einer Emotionsdefinition, wenn diese äußerlich beobachtbares, emotionales »Antwortverhalten« betont. Hier ist nicht ganz klar, ob Kleinginna und Kleinginna lediglich Ausdrucksverhalten oder jede mögliche Form des Verhaltens zu dieser Kategorie zählen – in letzterem Fall verliert sie ihre Trennschärfe im Hinblick auf die Kategorie »Motivation« (bzw. durch Emotion motiviertes Verhalten; vgl. unten, 10. Kategorie).[76] In der näheren Be-

75 Entspricht dies auch zur Jahrtausendwende noch dem *Zeitgeist*? Vermutlich mehr denn je... – Wie auch immer, eine physiologische Basis anzuerkennen fällt nicht schwer, schwerer fällt es schon, sich von einer auch noch so genauen Kenntnis dieser physiologischen Grundlage eine Hilfe zur Orientierung in der Welt zu versprechen.

76 Ganz zu schweigen von den Problemen, die sich durch die Zirkularität einer solchen Bestimmung eröffnen: Eine Emotion wird bestimmt als etwas, das emotionales Verhalten zur Folge hat; emotionales Verhalten wiederum ist eine Teilmenge des Verhaltens, nämlich solches Verhalten, welches auf eine Emo-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schreibung der Kategorie (Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 351) entsteht zwar der Eindruck, die Autoren meinten ausschließlich Ausdrucksverhalten. »These responses may include certain changes in surface skeletal muscles, breathing, vocal or other sound-producing structures, hair, surface capillaries, or exocrine gland secretions« (ebd.). Insgesamt identifizieren die Autoren 45 Belegstellen für diese Kategorie, ganz überwiegend (43mal) als ergänzende Komponente einer Emotionsdefinition. Während also bei der Erläuterung der Kategorie eine Beschränkung auf das Ausdrucksverhalten vorzuliegen scheint, wird bei einer Sichtung der Beispiele deutlich, daß nicht alle allein vom Ausdrucksverhalten reden, sondern häufig auch Verhalten ganz allgemein angesprochen ist – mit den oben skizzierten Problemen. (Beispiel für Ausdrucksverhalten: »Wenn Handlungen aller möglichen Art regelmässig irgend einen Seelenzustand begleiten, so werden sie sofort als ausdruckgebend erkannt. Dieselben können aus Bewegungen jedweden Theils des Körpers bestehen: so finden wir das Wedeln mit dem Schwanze beim Hunde, das Zucken mit den Schultern beim Menschen, ferner das Sträuben der Haare, die Absonderung von Schweiss, einen veränderten Zustand der Capillargefässe, beschwerliches Athmen und den Gebrauch der Stimmorgane und anderer lauterzeugender Werkzeuge«, Darwin 1872, S. 358 f.; Beispiel für einen weiteren Verhaltensbegriff: »Emotion[:] perceived states (feelings) which give rise to nonrational adaptive reactions (approach or avoidance)«, Brown 1976, S. 370 [Glossar].)

6. Die sechste und die folgende Kategorie beziehen sich auf die Funktionalität von Emotionen, erst in negativer, dann in positiver Ausprägung. Als »disruptive« wird eine Emotionsdefinition dann betrachtet, wenn sie Emotionen vor allem als ein Geschehen begreift, das etwas »zertrümmert», »zerreißt« oder »auflöst« – und zwar das situationsangemessene Handeln einer Person. Daß Gefühle einen solchen desorganisierenden und dysfunktionalen Aspekt haben *können*, darauf verweist etwa die alltagssprachliche Rede, nach der man »vor Angst erstarrt« oder »vor Wut außer sich gerät«. Mit insgesamt acht (von 101 möglichen) Nennungen spielt diese Kategorie jedoch eine untergeordnete Rolle. (Beispiel: »In the disruptive state called emotional the victim can be said, in one sense, ›not to know what to do‹«, Howard 1928, S. 143.)

7. Als »adaptive« erscheinen Emotionen demgegenüber in solchen Definitionen, die ihren Einfluß auf unterschiedlichste menschliche »Funktionsbereiche«, vor allem das Handeln, insbesondere dann im Auge haben,

tion folgt. Da man einem Verhalten nicht ansieht, ob es auf irgendetwas folgt oder nicht, und wenn ja, worauf, und da man sich bekanntermaßen nicht nicht verhalten kann, wird so potentiell alles zur Emotion.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wenn dieser »gelingt«, also ein situationsangemessenes Handeln beziehungsweise Verhalten erst ermöglicht oder die Situationsangemessenheit des Handelns bzw. Verhaltens erhöht. Um noch einmal auf das Beispiel der Angst zurückzugreifen: Das Beispiel desjenigen, der nicht vor Angst erstarrt, sondern in panischer Hast davonläuft – oder das Beispiel dessen, der davonläuft, nachdem er seine Erstarrung überwunden hat –, kann herangezogen werden, um zu illustrieren, was mit einem adaptiven Emotionsbegriff gemeint ist. (Kleinginna und Kleinginna lassen offen, wie das Verhältnis zwischen den organisierenden und den wie eben unter sechstens skizzierten desorganisierenden Folgen von Emotionen beschaffen ist, spekulieren aber – konform mit unserem Beispiel der Angst – darüber, daß eine emotionale Reaktion möglicherweise häufiger zunächst dysfunktional sei, und sich dann in Richtung auf Funktionalität hin wandle [1981, S. 351].) Mit insgesamt 16 Nennungen, von denen lediglich zwei die Adaptivität als das wesentliche Kriterium der Emotion auffassen, gehört diese Kategorie ebenfalls nicht zu den wichtigeren in der Übersicht von Kleinginna und Kleinginna. (Beispiel: »The emotion is the preparatory signal that prepares the organism for emergency behavior. [...] The goal of this behavior is to restore the organism to safety«, Rado 1969, S. 27.)

8. Die folgende Kategorie, die Kleinginna und Kleinginna »multiaspect category« nennen, versammelt nun Emotionsdefinitionen, die betonen, daß sich Emotionen aus unterschiedlichen Komponenten zusammensetzen; mit insgesamt 33 Nennungen – davon alleine 27 seit 1970 als wesentliches Charakteristikum – gehört diese Kategorie zu den wichtigeren der von Kleinginna und Kleinginna (vgl. 1981, S. 354) gefundenen (und darüber hinaus zu den »modernen«). Zu beachten ist dabei natürlich, daß sie sich nicht auf demselben »logischen Niveau« wie die vorangegangenen Kategorien befindet: Während diese auf das eine oder andere *inhaltliche* Merkmal der zugrundeliegenden Emotionsdefinitionen zurückgriffen, also bspw. auf deren Betonung des Erlebenscharakters von Emotionen oder ihrer kognitiven Komponente, rekurriert die vorliegende Kategorie auf ein von konkreten Inhalten unabhängiges, quasi übergeordnetes Merkmal, nämlich wie gesagt auf die Tatsache, daß die zugrundeliegende Emotionsdefinition *unterschiedliche* Komponenten der Emotion annimmt. Wann eine bestimmte Emotionsdefinition von Kleinginna und Kleinginna bspw. vor allem als »affektiv« und darüber hinaus, nehmen wir an, als »kognitiv« und »physiologisch« kategorisiert worden ist, wann sie also als eine *wesentliche* Nennung unter Kategorie eins und *ergänzende* Nennungen in den Kategorien zwei und vier subsumiert worden ist – und wann sie demgegenüber zu einer *wesentlichen* Nennung in der Kategorie acht (»multiaspect«) und *ergänzenden* Nennungen in den anderen genannten Kategorien führt, wird dabei nicht recht klar. In Frage kommen hierfür unterschiedliche Kriterien: a) Es

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

liegen unterschiedliche Komponenten oder Aspekte in der betreffenden Emotionsdefinition vor, ohne daß gesagt werden könnte, welcher dieser Aspekte vorrangig ist. b) Die Emotionsdefinition nennt nicht nur zwei oder drei Aspekte, sondern eine vorgegebene Mindestanzahl von meinetwegen vier oder fünf. (Die meisten der von Kleinginna und Kleinginna gegebenen Beispiele [vgl. 1981, S. 368 ff.] für die Kategorie »multiaspect« werden – neben ihrer Einordnung in diese inhaltlich unspezifische Kategorie – zumindest in vier weitere, inhaltlich spezifizierte Kategorien eingeordnet.) c) Es wird eine oder es werden mehrere Schlüsselkategorien festgesetzt, die vorliegen müssen, damit von einer »Mehrkomponenten-Definition« der Emotionen gesprochen werden kann. – Welches dieser Kriterien nun für eine kritische Entscheidung zwischen der Einordnung einer Emotionsdefinition unter die Kategorien eins, zwei und x oder die Kategorien acht, eins, zwei und x von Kleinginna und Kleinginna zugrundegelegt werden, ob ein anderes Kriterium verwendet worden ist, oder ob sie sich ohnehin nur irgendwie »durchwurschtelten«, das bleibt leider im Dunkeln. Dieser kleinen Schwäche in der Methode zum Trotz lohnt ein Blick auf die in der vorliegenden Kategorie versammelten Definitionen.

Die Komponenten, die Kleinginna und Kleinginna bei diesen Definitionen am häufigsten vorfanden, sind der affektive, kognitive und physiologische Aspekt der Emotionen sowie das emotionale bzw. Ausdrucksverhalten als Bestandteil der Emotion (letzteres mit der oben bereits bemängelten Unschärfe zwischen durch Emotionen verursachten Verhaltensweisen und Ausdrucksverhalten im engeren Sinn des Wortes; vgl. 1981, S. 352). Die Autoren sehen die hier versammelten Definitionen am nächsten zu ihren eigenen Auffassungen, bemängeln jedoch, daß die meisten Definitionen, die Emotionen an unterschiedliche Aspekte oder Komponenten rückbinden, sich nicht in einer ausreichenden Weise um die Abgrenzung der Emotionen von anderen basalen psychologischen Prozessen oder Funktionsbereichen bemühen. So finden wir viele der angeführten Charakteristika einer Emotion – etwa, daß sie durch äußere Reize ausgelöst wird, daß sie an physiologische Prozesse gebunden ist, daß vermittelnde kognitive Prozesse eine Rolle spielen, daß sie Auswirkungen bzw. Resultate im Bereich des Verhaltens bzw. der Handlung hat usw. – nicht nur bei Emotionen, sondern bei anderen psychischen Prozessen wie etwa dem Lernen oder der Motivation. Kleinginna und Kleinginna plädieren in der Folge nicht nur für verstärkte Abgrenzungsbemühungen, sondern auch für die Entwicklung einer Begrifflichkeit, die die einzelnen Komponenten einer Emotion genauer zu beschreiben in der Lage ist – auch dann, wenn diese Komponenten mehr oder

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

minder regelmäßig in Kombination miteinander auftreten.[77] (Ich werde auf diesen Punkt bei der abschließenden Diskussion dessen, was wir unter Gefühl verstehen wollen, zurückkommen, vgl. Kapitel 1.4. Zwei Beispiele für solche »Mehrkomponenten-Definitionen«: Emotion »has four aspects. (i) *Cognition:* a situation must be perceived, related to past experiences, and evaluated. [...] (ii) *Expression:* Emotion is expressed outwardly in the form of somatic and autonomic activities – facial expression, lacrimation, vocalization, hair standing erect, flushing or paling, laughter, fighting or flight. [...] (iii) *Experience* is sometimes called the ›inward aspect of emotion.‹ On an introspective basis, psychologists once divided emotion into two categories, those accompanied by pleasent *affect* and those which are unpleasant. [...] (iv) *Excitement:* It is a matter of common experience, that when we experience certain emotions we look and feel excited«, Ruch 1961, S. 483 f.; »Emotion encompasses overt behaviors, expressed feelings, and changes in internal body states«, Isaacson, Douglas, Lubar & Schmaltz 1971, S. 216.)

9. Ebenfalls weniger ein konkretes inhaltliches Merkmal als vielmehr die übergeordnete »Architektur« einer Emotionsdefinition zum Ausgangspunkt hat die als »restrictive« bezeichnete Kategorie. Hier versammeln Kleinginna und Kleinginna solche Emotionsdefinitionen, die sich vor allem bemühen, das Konzept der Emotion von anderen, verwandten psychologischen Konzepten abzugrenzen, vor allem etwa demjenigen des Affekts oder affektiver Prozesse oder dem Konzept der Motivation. Insgesamt finden sich in dem Material 19 Belegstellen, die dieser Kategorie subsumiert werden. (Beispiel: »However, an analysis of the concept ›emotional experience‹ clearly shows that at least three subordinate concepts have to be distinguished: moods, feelings, and emotions. [...] Moods are background experiences of a diffuse nature. [...] By feelings is meant the emotional coloring of conscious contents. [...] Since they [the emotions, A. K.] are figure, not ground, such well defined affective experiences of grief over the death of a family member, anger at something or somebody, should be called *emotions*, as distinguished from feelings. [...] Emotion also is different in having an object reference«, Ewert 1970, S. 233 ff.).

10. Nicht der Versuch einer Abgrenzung von irgendwelchen anderen psychologischen Konzepten, sondern das Ausloten möglicher Überschneidungen und Überlappungen zu einem ganz bestimmten Konzept, nämlich dem der Motivation, liegt der folgenden, »motivational« genannten Katego-

77 So schlagen sie etwa vor, zwischen »strongly or weakly motivating emotion, highly-cognitive or low-cognitive emotion, externally or internally triggered emotion« zu unterscheiden (S. 352).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

rie, zugrunde.[78] Im einzelnen werden die Berührungspunkte zwischen Emotionen und Motivationen ganz unterschiedlich gedacht: Beispielsweise so, daß Emotionen als primäre Motive aufgefaßt werden, oder aber so, daß Emotionen ein Motivsystem sozusagen mit Energie versorgen oder antreiben (vgl. hier auch die knapp skizzierten Auffassungen zur Entwicklung der Motive in Kapitel 1.2.4, S. 80 ff.). Insgesamt rechnen Kleinginna und Kleinginna 38 Emotionsdefinitionen zu dieser Kategorie. (Ein [recht radikales] Beispiel: »On the other hand, motivational states that are not always accompanied by obvious external stimuli have names like ›fear‹ and ›anger‹. We call these states (which we are aware of mainly through introspection) ›emotions,‹ rather than ›sensations,‹ though the difference is apparently not in the state but in the way in which it is elicited. [...] the special name ›emotion‹ has been given to some motivational states«, Milner 1970, S. 297 f.)

11. Weniger Emotionsdefinitionen als vielmehr »Nicht-Definitionen« finden sich in dieser letzten, »sceptical statements« überschriebenen Kategorie. Insgesamt neun Nennungen fanden Kleinginna und Kleinginna, die den Wert des Konzeptes der Emotion insgesamt in Frage stellen. Auch hier seien mir zwei Beispiele gestattet; daß sich der Behaviorismus mit der programmatischen Konzentration auf beobachtbares Verhalten kaum mit Emotionen anfreunden kann, liegt so klar auf der Hand, daß auf die ent-

78 Wie erinnerlich habe ich mich in Kapitel 1.2.4 für eine Abgrenzung von Emotion und Motivation ausgesprochen. Die Rede vom »motivierenden Charakter« der Emotion, nicht zuletzt wohl bedingt durch die zeitweilig große Verbreitung und den Erfolg der Motivationsforschung, sollte allenfalls metaphorisch verstanden werden; sie scheint mir zentrale Charakteristika des Motivationsbegriffes ohne Not zu opfern. Es hat den Anschein, als hätte sich hier, wie in anderen Bereichen der Psychologie, eine diffuse, wenig spezifische, eher alltagssprachliche Verwendung des Wortes »Motivation« (und zusammengehöriger Konzepte) durchgesetzt, die nicht im Interesse der Motivationsforschung liegen kann. Sei es, daß schon früh heterogene und unter Umständen miteinander unverträgliche Strömungen nebeneinander herliefen, sei es vielleicht auch gerade der Erfolg der Motivationsforschung – es kann einem jedenfalls so vorkommen, als ob der Begriff der Motivation erst aus der Wissenschaft in die Alltagswelt eingedrungen sei, dort dann – ähnlich wie etwa das berühmte Beispiel des Begriffs der »Verdrängung« – eine Bedeutungserweiterung und Loslösung von den theoretischen und konzeptionellen Wurzeln erfahren hätte, um dann – und dies nun im Gegensatz zum Begriff der Verdrängung – solcherart erweitert zurück in die Wissenschaft importiert zu werden. Hier nun wird er (seitdem) nicht selten in ähnlich diffuser Weise verwendet, in der er uns alltagsweltlich begegnet. Ein Beispiel hierfür ist die Verwendung im Bereich der Forschungen zur moralischen Entwicklung, wo von einer »moralischen Motivation« die Rede ist, die selten mehr (bzw. etwas anderes) meint als einen Willen, eine Intention und ähnliches mehr und sich weit von den (ihrerseits bereits heterogenen) begrifflichen Wurzeln in der Motivationspsychologie entfernt hat (vgl. Billmann-Mahecha & Horster 2003).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sprechenden Belege von Skinner (1953, vgl. S. 160) oder Ferster und Perrott (1968) verzichtet wird. Stattdessen zunächst Beispiel 1: »Es scheint neben den Manifestationen im Handeln oder in verbalen Gefühlsäußerungen keine befriedigende Definition des Begriffs Emotion zu geben« (Cofer 1975, S. 87). Nun ist es ja nicht ganz so verzweifelt wenig, wie uns diese Bestimmung glauben machen mag, von einem psychischen Phänomen »nur« über seine Manifestationen im Handeln und Sprechen Zeugnis zu erhalten. (Wobei hier zudem das »introspektive« Erleben der *eigenen* Emotionen ungenannt bleibt; vgl. S. 21, Fußnote 3.) Und es wäre natürlich interessant zu erfahren, was dem Autor denn überhaupt für Alternativen zur Manifestation (psychischer Phänomene!), abgesehen vom Handeln und Sprechen, vorschweben. Beispiel 2: »In general, it appears that emotional behavior is so complexly determined that a consistent characterization is at present elusive. It would appear, then, that little is gained by retaining the concept of emotion in psychology« (Fantino 1973, S. 313). Nun mag man zwar zustimmen, daß emotionales »Verhalten« – oder Emotionen insgesamt – auf vielfältige und komplizierte Weise verursacht und bestimmt sind, und man mag darüber hinaus beklagen, daß eine konsistente und einheitliche Beschreibung und Erklärung dieser Phänomene nicht zu gewinnen ist. Daraus jedoch zu folgern, das zugrundeliegende Konzept – noch dazu wenn es sich um ein aus der Alltagswelt so bekanntes und verbreitetes wie das der Emotion handelt – aus der Psychologie zu verabschieden, kann kaum als angemessene Konsequenz gelten.

Was folgern Kleinginna und Kleinginna aus der Analyse der Fülle der von ihnen zusammengetragenen, unterschiedlichen Emotionsdefinitionen? Das Unterscheiden der Quellen in solche bis und solche seit 1970 ermöglicht ihnen zunächst einmal, nach Entwicklungslinien und -trends zu suchen: Sie konstatieren eine statistisch signifikante Zunahme der »Mehrkomponenten-Modelle« der Emotion (»multiaspect definitions«, χ^2, .01), eine solche der Bestimmungen, die die affektive Komponente hervorheben bzw. erwähnen (χ^2, .01) und eine ebensolche der Definitionen, die auf die kognitive Komponente rekurrieren (χ^2, noch .10). Als Ergebnisse ihrer Arbeit nennen Kleinginna und Kleinginna an weiteren Punkten – oft in Abgrenzung zu der bereits erwähnten Arbeit von Plutchik (1980), die ihnen als Ausgangs- und Vergleichspunkt diente – die folgenden: Immerhin 19 der untersuchten Definitionen hätten sich um eine Abgrenzung zu anderen psychischen Funktionen bemüht; 24 Definitionen hätten die »disruptive« bzw. »adaptive« Wirkung von Emotionen angesprochen; 67 Definitionen hätten die affektive Komponente von Emotionen berücksichtigt, 51 die kognitive. Die Autoren schlußfolgern, daß eine formale Bestimmung der Emotionen breit genug sein sollte, all die »traditionellerweise signifikanten« Aspekte zu berücksichtigen, und eng genug, den entstehenden Begriff

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

von anderen in der Psychologie verwendeten abzugrenzen. Als Arbeitsdefinition schlagen sie vor: »Emotion is a complex set of interactions among subjective and objective factors, mediated by neural/hormonal systems, which can (a) give rise to affective experiences such as feelings of arousal, pleasure/displeasure; (b) generate cognitive processes such as emotionally relevant perceptual effects, appraisals, labeling processes; (c) activate widespread physiological adjustments to the arousing conditions; and (d) lead to behavior that is often, but not always, expressive, goal-directed, and adaptive« (Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 355). Ich komme auf diesen Vorschlag bei der abschließenden Bestimmung dessen, was in der vorliegenden Arbeit als Gefühl verstanden werden soll, jedenfalls implizit zurück (vgl. Kapitel 1.4, insbes. These 7).

1.3.2 Metatheoretischer Vorschlag zur Gegenstandsbestimmung

Es gibt, wie angemerkt, noch einen anderen Weg, auf dem man sich auf die mühselige Suche nach einem (fachwissenschaftlichen) Konsens darüber machen kann, was überhaupt als »Emotion« zu gelten habe – eine Alternative zur Sammlung und inhaltsanalytischen Auswertung unterschiedlichster Emotionsdefinitionen, in der Hoffnung, daß sich aus einem solchen »bunten Haufen« ohne explizierte theoretische Reflexion und sozusagen wie von selbst eine Art »Quintessenz« ergibt. Diese Alternative besteht in der Konstruktion eines seinerseits theoretischen (oder dann eben sogar »metatheoretischen«) Modells der Emotion, welches möglichst viele (und möglichst unterschiedliche) der vorhandenen Ansätze zu integrieren vermag; ein Modell also, welches möglichst »offen« unterschiedlichste »Versatzstücke« in eine übergeordnete Struktur bringen und dabei drohende Selbstwidersprüche vermeiden kann. Als ein solches Modell läßt sich der von Scherer (1990a; vgl. auch 1981, 1984) ins Spiel gebrachte Begriff der Emotion (bzw. des Emotionsprozesses)[79] auffassen – Scherer selbst faßt ihn jedenfalls (wohl nicht zu Unrecht) so auf. Ich möchte diesen Begriff deshalb – exemplarisch für eine solche alternative Herangehensweise – referieren und kritisch diskutieren: Dabei wird zum einen die (bunte, aber nicht selten fragmentarische) Vielfalt des in der Emotionspsychologie zum Einsatz gebrachten Emotionsbegriffes nochmals deutlich und präsent, zum

79 Ich stütze mich insbesondere auf die konzise Darstellung bei Scherer (1990a), die einleitend dem Sammelband über die »Psychologie der Emotion« (Scherer 1990b) vorangestellt ist. Hier spielt ein solches metatheoretisches Modell zudem seine ganzen Vorzüge aus, indem es als Ordnungsprinzip für unterschiedlichste, nicht näher erläuterte, jedoch zumindest aufgelistete Emotionstheorien dient. (Ich komme darauf zurück.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

anderen werden Schwierigkeiten und Inkonsistenzen angesprochen und explizit gemacht, die auch Scherers »Kompromißvorschlag« belasten – beides bearbeitet den bereits gepflügten Boden mit der Egge weiter, auf dem dann (in Kapitel 1.4) ein hier und da differierender, aber mit – wie ich meine – guten Gründen zu verteidigender Vorschlag präsentiert werden soll, *was eigentlich* die Psychologie als *Gefühl* in den Fokus ihrer Aufmerksamkeit rücken sollte.

Scherer unterscheidet fünf »organismische Subsysteme«, die im Falle der Emotion (also des Emotionsprozesses) synchron zusammenarbeiten (und ansonsten, also »zwischen« den Emotionsprozessen, durchaus auch nebeneinander bzw. unabhängig voneinander bestehen). Diese Subsysteme haben »jeweils eigene Funktionen für Adaptation und Verhalten des Organismus« (Scherer 1990a, S. 3). Die einzelnen Komponenten (oder Aspekte) einer Emotion definiert Scherer nun als »Zustandsformen«[80] dieser Subsysteme. Die Konkretisierung macht klarer, wovon die Rede ist (vgl. hierfür auch ebd., S. 4): So ist die *kognitive Komponente* der Emotion definiert als Zustandsform des Informationsverarbeitungssystems[81] (vgl. ebd., S. 3, 5), welches die Funktion der Bewertung von (internen und externen) Reizen innehat. Die *neurophysiologische Komponente* der Emotion ist definiert als Zustandsform des Versorgungssystems, welches wiederum die Aufgabe der Systemregulation hat – also der »homöostatischen Regulation des Organismus und der Erzeugung [bzw. Bereitstellung, A. K.] der für instrumentelle Handlungen nötigen Energie« (ebd., S. 5). Eine *motivationale Komponente* der Emotion ist definiert als Zustandsform des Steuerungssystems, welches der Funktion der Handlungsplanung und -vorbereitung dient. Eine weitere, die *Ausdruckskomponente* der Emotion definiert Scherer als Zustandsform des Aktionssystems, welchem die Funktion zufällt, die Reaktionen und Intentionen des Fühlenden den anderen zu kommunizieren sowie seine willentlichen Handlungen auszuführen.[82] Die *Gefühls-*

80 Es ist nicht ganz klar, was mit dem Begriff »Zustandsform« eigentlich gemeint sein soll, was etwa die Form eines Zustandes im Unterschied zum »bloßen« Zustand kennzeichnet.

81 Wo hier und im folgenden von System (und nicht von Subsystem) gesprochen wird, da ist dennoch im Prinzip das gleiche gemeint: das Informationsverarbeitungssystem beispielsweise ist Subsystem *während* des Emotionsprozesses und System *zwischen* den Emotionsprozessen, also dann, wenn gerade keiner vorliegt.

82 Hier wird ein weiteres Mal, wenn es um eine wie auch immer geartete »Ausdruckskomponente« des Gefühls geht, nicht unterschieden zwischen einem mimischen Gefühlsausdruck (als motorischer Folge des Gefühls) und einer willentlichen Handlung (wie der Flucht bei Angst). (Vgl. hierzu auch das oben zu Kleinginnas & Kleinginnas Kategorie »emotional/expressive behavior« Ausgeführte.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

komponente schließlich – last, not least ebenfalls Bestandteil der Emotion – ist bestimmt als Zustandsform eines Monitorsystems, welches als Kontrollsystem »den gegenwärtigen Zustand aller anderen Subsysteme reflektiert und integriert« (ebd.).

Wie angedeutet finden im Falle einer Emotion Veränderungen in den skizzierten (und ansonsten voneinander unabhängigen) Subsystemen eng koordiniert statt, »im Interesse einer Gesamtmobilisierung des Organismus, und zwar *unter Hintanstellung der Einzelfunktionen* der einzelnen Subsysteme« (S. 5, Hervorhebung A. K.). (Dies scheint mir etwas ungenau zu sein, hat doch das Informationsverarbeitungssystem auch dann, wenn es unabhängig von den anderen Systemen »arbeitet«, also wenn keine Emotion vorliegt, die »Funktion« der Reizbewertung; hat doch das Versorgungssystem nicht nur während des »Emotionsprozesses« die »Funktion«, das System zu regulieren usw. Gemeint ist wohl, daß sich diese Einzelfunktionen nun in den Dienst eines größeren Gesamtzusammenhanges »einfügen«: daß also ein [innerer oder äußerer] Reiz bewertet wird, *der* nach einer bestimmten Handlung »verlangt«, *die wiederum* geplant und vorbereitet werden muß, *was dann* bestimmte Systemregulationen oder -neuregulierungen erforderlich macht. Ein so skizzierter Zusammenhang dürfte jedoch die Regel und nicht die auf den Emotionsprozeß beschränkte Ausnahme sein.)

Bemerkenswert ist an der Schererschen Konzeption nicht nur, daß Begriffe wie Funktion oder sogar Interesse (»im Interesse einer Gesamtmobilisierung des Organismus«) auch im Zusammenhang mit (z. T. subkortikalen) »kognitiven« oder physiologischen Prozessen verwendet werden. Wie im Exkurs über den Begriff der biologischen Funktion erläutert, wird damit implizit auf einen Zweck (und eine zwecksetzende Instanz) zurückgegriffen, die man im Reich der Physik, der Chemie oder der Biologie (und damit auch der Physiologie) wohl vergebens sucht – es ist eben nicht recht klar, *in wessen* Interesse eine Gesamtmobilisierung des Organismus überhaupt semantisch sinnvoll liegen kann, bzw. in welchem Sinn überhaupt von Interesse die Rede sein kann im Zusammenhang mit Vorgängen, die naturhaft so ablaufen, wie sie ablaufen, und nicht anders ablaufen können. In diesem konsequent dem Schererschen Modell hinterlegten (dabei jedoch nicht besonders markierten) »Funktionalismus«[83] (wenn

83 Vgl. auch den Beitrag über »Evolution und Funktion von Emotionen« (Schneider & Dittrich 1990) im angesprochenen Band; dort wird, in einem einzigen Absatz (S. 43 Mitte) klar, was alles an Unterstellungen notwendig ist, um die Rede von Funktionen (im evolutionären Kontext) aufrechtzuerhalten. Da ist von der »Förderung der umfassenden Fortpflanzungsfitness« als letztem »Ziel allen Verhaltens« die Rede, und es wird gefragt, wie »Lebewesen auch ohne Einsicht in letzte (ultimate) Handlungsziele förderliche Situationen aufsuchen

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

man es so nennen will – also jedenfalls der Orientierung an einer unterstellten Funktion alles dessen, was in das Modell eingeht) liegt m. E. der tiefere Grund für die etwas merkwürdige Formulierung der Funktion einer Gefühlskomponente im Emotionsprozeß verborgen. Denn während sich die »Funktionen« der anderen Komponenten recht zwanglos ergeben – mitunter, vor allem im Falle der motivationalen und der Ausdruckskomponente, enthalten sie wenig mehr als bloß eine analytische Wahrheit[84] –, ergibt sich eine solche »Funktion« für die Gefühlskomponente nicht ohne weiteres. Ein Gefühl ist vielleicht – vergleichsweise läßt sich das relativ einfach denken – zu gar nichts nütze, es durchkreuzt schließlich mitunter Pläne, die man schmiedete, ohne sein Auftauchen oder seine Wirkung angemessen in Rechnung zu stellen oder auch nur in Rechnung stellen zu können. (Es sei auch nochmals an die »disruptive« Wirkung von Gefühlen sensu Kleinginna und Kleinginna erinnert.) Daß bei Scherer die Gefühlskomponente der Emotion folglich als Monitor-Subsystem bzw. Zustandsform eines solchen Systems konzipiert ist, speist sich demnach wohl aus zwei verborgenen Quellen: zum einen aus dem impliziten Postulat, nach dem alles eine Funktion hat, zusammen mit der Tatsache, daß sich eine solche Funktion für das Gefühl nicht ohne weiteres ergibt. Zum anderen läßt sich darin ein schwacher Widerschein erblicken, eine Ahnung und (heimliche) Anerkennung der Tatsache, daß die Gefühlskomponente im Zentrum des Emotionsprozesses steht (oder doch stehen sollte – und in vielen semantischen Kontexten, *auch* emotionspsychologischer Herkunft, ja auch tatsächlich steht).

Daneben gibt es jedoch auch einige eher »interne« Schwierigkeiten des Schererschen Vorschlages, denen ich mich jetzt zuwenden will. Solche Schwierigkeiten lassen sich etwa aufzeigen, wenn man Fragen wie den

---

und schädigende meiden« können (dies zu bewirken wird im folgenden dann den Emotionen zugesprochen). Man mag dergleichen inhaltlich so ähnlich oder auch ganz anders sehen – aber man müßte es auf jeden Fall ganz anders sagen. Was ist das für eine »Funktion« (ohne Zweck), was ist das noch für ein »Ziel«, das Menschen angeblich verfolgen, ohne es zu wissen; ein übergeordnetes Ziel, das »im menschlichen Handeln nicht motivationswirksam« wird (Schneider & Dittrich 1990, S. 43). Warum fragen sich die Autoren keinen Moment, weshalb sie trotz allem glauben, überhaupt weiter von »Ziel« reden zu können?

84 Wenn eine Motivation theoretisch konzipiert ist als eine imaginäre Größe, die im Zusammenhang steht mit Verhalten oder mit Handlungen, und zwar dergestalt, daß Motivationen Verhalten oder Handlungen auslösen, steuern und antreiben, dann liegt es eben ausgesprochen nahe, die »Funktion« einer Motivation in der Handlungsvorbereitung usw. zu erblicken. Motivation und Verhalten bzw. Handeln sind semantisch aufeinander bezogen, eine »Funktion« der ersteren für letztere (metaphorisch) zu postulieren ist daher lediglich analytisch wahr (und empirisch irrelevant).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

folgenden nachgeht: Wenn für einen »Emotionsprozeß« Veränderungen in allen fünf der angesprochenen Subsysteme notwendig sind, die zudem »eng koordiniert« sein müssen, also in irgendeiner Form aufeinander bezogen und voneinander abhängig, wie läßt sich dann (empirisch) entscheiden, ob es sich bei eventuell erfaßten Veränderungen in den Subsystemen um »eng koordinierte« handelt, oder ob wir, salopp gesagt, einen Fall vor uns haben, in dem jedes System gänzlich unabhängig von den anderen »vor sich hin wurschtelt«? Dieses Problem, das die Interaktion der unterschiedlichen Systeme miteinander betrifft, und das eventuell in Angriff zu nehmen wäre, indem man die Systeme wechselseitig als System und jeweilige Systemumwelten konzipiert und ihre Wechselwirkungen präzisiert, läßt sich auch nicht einfach damit lösen, daß die Systeme als Subsysteme *bezeichnet* werden – jedenfalls dann nicht, wenn diesen Subsystemen eben im Falle des Nicht-Vorliegens einer Emotion eine voneinander unabhängige (Existenz und) »Funktion« zugeschrieben wird (wie es bei Scherer der Fall ist). Und im Zusammenhang damit: Was ereignet sich im Monitor-Subsystem (das sich vor allem in der Gefühlskomponente äußert), das ja ebenfalls, so wie die anderen Subsysteme, *auch* unabhängig von diesen existieren soll, wenn gerade kein »Emotionsprozeß« vorliegt, wenn es also hinsichtlich der anderen vier Subsysteme nichts zu reflektieren und schon gar nichts zu integrieren gilt? Also auch: Wie kann das Monitor-Subsystem einerseits den anderen Systemen übergeordnet sein – und gleichzeitig ebenfalls *Sub*system?

Diese und ähnliche Fragen machen deutlich, daß der Scherersche Vorschlag zur Konzeption von Emotion, der aufgrund seiner Stringenz, seiner schlichten Eleganz und seiner die theoretischen Ansätze zum Gefühl integrierenden oder doch zumindest ordnenden Kraft durchaus nicht ohne Reiz ist, leider auch nicht unerhebliche Schwierigkeiten aufweist. Ein Teil dieser Schwierigkeiten kämpft sich, wenn mir diese Metapher gestattet ist, in manchen Formulierungen oder Passagen durchaus ans Licht: etwa auf S. 13, wo von der Beobachtung die Rede ist, »daß nahezu alle Emotionszustände starke motivationale Auswirkungen haben«, und eine Fortsetzung sensu Scherer nicht lauten dürfte »manche jedoch gar keine solchen Auswirkungen« – wie wir es nach der vorbereitenden Klärung in den Kapiteln 1.1 und 1.2, besonders 1.2.4 fordern müßten –, sondern lauten müßte »wenige dagegen nur schwache« – wie formulieren muß, wer auf das Steuerungs-Subsystem nicht verzichten mag. Betrachten wir auch die folgende Passage: »So würde man z. B. Bewertungen von Reizen im Sinne ästhetischer Präferenz, die jedoch keine physiologischen oder motorischen Veränderungen hervorrufen, eher als affektive Einstellungen denn als Emotionen bezeichnen wollen [wollen würde man das vielleicht nicht, aber es würde einem, Scherers Vorschlag zugrundegelegt, eben nichts anderes

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

übrigbleiben; nebenbei bemerkt scheint »affektive Einstellung« für das, was man in einem solchen Fall eben nicht Emotion oder Gefühl nennen dürfte, eine unglückliche Bezeichnung, legt doch das Wort »Einstellung« eine irgendwie zeitlich einigermaßen stabile Entität nahe, A. K.]. Dies könnte beispielsweise bei ›bewundern‹ der Fall sein. Es ist jedoch zu beachten, daß Veränderungen der Subsysteme, vor allen Dingen des Versorgungs- und des Aktions-Subsystems, sehr subtil und nicht immer ohne Hilfsmittel wahrnehmbar sein können (wie etwa leichte Spannungsänderungen in der Gesichtsmuskulatur oder Veränderungen der Hormonausschüttung). Die Forderung, daß alle Subsysteme korrespondierende Veränderung erfahren müssen, bedeutet, daß der Emotionsprozeß auch immer eine Veränderung des subjektiven Gefühlszustandes mit sich bringt. Es soll jedoch hier nicht auf die schwierige Frage eingegangen werden, ob dieser Gefühlszustand auch immer bewußt und/ oder verbalisierbar sein muß« (ebd., S. 6 f.). Hier zeichnet sich ab, wozu die (m. E. unsinnige) Forderung korrespondierender Veränderungen in allen Subsystemen führen kann (und in den Grenzfällen auch führen muß): Entweder fallen Gefühle, denen es an einer (oder mehreren) der angesprochenen Komponenten ermangelt, aus dem interessierenden Gegenstandsbereich heraus und werden zu »affektiven Einstellungen« – neben der Bewunderung läßt sich natürlich eine große Zahl weiterer Beispiele anführen, ja, die meisten Gefühle lassen sich, passende Beispiele vorausgesetzt, eben auch einmal *ohne* motorische Komponente (also ohne spezifischen Ausdruck oder spezifisches Verhalten bzw. spezifische Handlungen) oder ohne zugehörige motivationale Tendenz rekonstruieren (vgl. auch Kapitel 1.1 und 1.2) –, oder aber die Veränderungen der beteiligten Subsysteme werden so subtil und minimal gedacht, daß sie nur noch mit apparativen Hilfsmitteln (oder vielleicht auch irgendwann, wenn sie die Meßschwelle unterschreiten, gar nicht mehr) wahrnehm- bzw. meßbar sind.[85] Nur konsequent führt die Überlegung nicht (ohne weiteres) wahrnehmbarer Veränderungen in den Subsystemen zu der Frage, ob ein Gefühl auch unbewußt sein kann, also zum Problem »nicht gefühlter Gefühle«.[86]

85 Mit diesem »Kunstgriff« wird zwar der Grundgedanke einer synchronen Veränderung in allen Subsystemen weitgehend immunisiert, das bereits angedeutete und zentrale Problem, wann solche Veränderungen synchronisierte oder eng koordinierte sind und wann nicht, jedoch nicht einmal berührt.

86 Ein weiteres Bestimmungsstück der Schererschen Konzeption von Gefühl kam in unserer Diskussion bislang nur implizit vor. Es spielt für meine Zwecke eine vergleichsweise geringe Rolle, sei jedoch der Vollständigkeit halber ebenfalls angeführt: Die Rede von *Veränderungen* der Subsysteme impliziert, daß es einen *Auslöser* für solche Veränderungen gibt. »Es wird vorgeschlagen, den Begriff Emotion nur auf solche Zustandsveränderungen anzuwenden, die durch diskrete Ereignisse oder Reize ausgelöst werden. Diese Reize können

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Es könnte nun geradezu so scheinen, als bliebe – bei aller berechtigten Kritik – kein gutes Haar an Scherers Vorstellungen zum Gefühl; dem ist jedoch keinesfalls so – ich komme gleich darauf zurück. Zuvor drängt sich hier ein kurzer Exkurs auf, der farbig illustriert, auf *wie* unterschiedliche Weise Begriffe wie »Emotion« oder »Motivation« verwendet werden. Gegen eine solche unterschiedliche Verwendung ist zunächst einmal natürlich nichts einzuwenden – nur muß man sich im klaren über sie sein, wenn man miteinander redet.

Exkurs über Emotion und Motivation bei Emotions- und bei Motivationstheoretikern

Das gesamte erste Kapitel der vorliegenden Arbeit ist nicht mehr (aber auch nicht weniger) als der Versuch, einen angemessenen (und fruchtbaren) Begriff der Emotion zu rekonstruieren – daß dieser Begriff demnach kein allzu simpler zu sein scheint, liegt auf der Hand. Daß es sich mit dem Begriff der Motivation nicht gänzlich anders verhält, konnte vielleicht im Kapitel 1.2.4 immerhin angedeutet werden. Nicht zuletzt die Komplexität

tatsächlich aufgetreten sein oder nur in der Vorstellung eines Menschen existieren (mit anderen Worten: allein die mentale Repräsentation eines für die Zukunft erwarteten Ereignisses [oder eines erinnerten Ereignisses, A. K.] kann eine Emotion auslösen). Diese Einschränkung eliminiert länger andauernde Veränderungen des externen oder internen Milieus. So sind die ›Stimmungen‹ als mittel- oder langfristige Veränderungen einzelner Subsystemzustände von den Emotionen abzugrenzen, da sie hier nur selten durch spezifische Reize unmittelbar ausgelöst werden, sondern sich eher unspezifisch über einen längeren Zeitraum hinweg ausbilden. Auch stabile emotionale getönte Einstellungen gegenüber Objekten und Personen, wie etwa Vorlieben oder Abneigungen, fallen nicht unter die hier vorgeschlagene Definition« (Scherer 1990a, S. 6). Zwar ist die Abgrenzung von den Stimmungen durchaus nachvollziehbar – und eine Bindung an tatsächliche Ereignisse oder Reize sicherlich zu eng. Ganz generell mentale Repräsentationen (nicht näher bestimmter Art) als Auslöser eines Emotionsprozesses zuzulassen, öffnet das Feld nun andererseits ausgesprochen weit. So ist dann in der Folge nicht mehr recht einzusehen, warum nicht auch »stabile emotional getönte Einstellungen« als Emotion zugelassen werden – insbesondere dann, wenn man sich vor Augen hält, daß solche Einstellungen ja ebenfalls nicht gleichförmig über die Zeit hinweg bestehen, sondern ihrerseits in bestimmten Situationen (durch bestimmte Reize!) gleichsam aktualisiert werden und ins Bewußtsein rücken können. Vielleicht kommt man in der Frage der Konzeptualisierung des Gefühls insgesamt eher weiter, wenn man seine »Auslösung« durch (faktische oder imaginierte) Reize oder Ereignisse hintanstellt, und Gefühle stattdessen (auch) über ihren Objektbezug (vgl. Kapitel 1.1.5) konzipiert. (Dabei zeigt sich dann, daß dieses Objekt eines Gefühls nicht selten – obgleich keinesfalls immer – mit einem solchen »Auslöser« identisch ist.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und Vielfalt beider Begriffe ermöglicht im Einzelfall recht unterschiedliche Konkretisierungen. Beide Begriffe werden darüber hinaus umgangssprachlich – und es lohnt durchaus, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern – anders verwendet, als es in (auch unterschiedlichen) wissenschaftlichen Diskussionskontexten der Fall ist: der eine als ein Fühlen, als ein (etwas tun) Wollen (und Können) der andere.[87] In diesen vagen, aber umfassenden alltagssprachlichen Verwendungen scheint die Komplexität der Begriffe umschlossen, wenn auch nicht entfaltet.

Betrachten wir nun den Begriff der Motivation in Scherers Konzept näher, dann ist er – zunächst einmal – offen für weitere Präzisierungen. *Wie* das Steuerungs-Subsystem zur Planung von instrumentellen Handlungen im einzelnen beschaffen ist, ist nicht näher spezifiziert; eine Leerstelle, die von der Motivationspsychologie durchaus nach eigenem Gusto zu schließen wäre. Insbesondere »zwischen den Emotionsprozessen«, wenn sämtliche Subsysteme unabhängig voneinander »funktionieren«, läßt sich die »motivationale Komponente« ohne irgendwelche Rücksichten auf Emotionstheoretiker konzipieren. Scherers Begriff der Emotion integriert nun wie gezeigt dieses und vier andere Subsysteme (oder bemüht sich zumindest um eine Integration). Die Emotion wird damit zum hierarchisch übergeordneten Begriff (fast selbst zu einem Metabegriff), in den die Motivation als Baustein oder Element (nebst anderen Elementen) eingeht.

87 Beide gehören zudem zu der dem Anschein nach eher kleinen Gruppe der Wörter, die direkt aus der wissenschaftlichen Sprachpraxis in das alltägliche Sprechen »wandern« – häufiger noch bedient sich umgekehrt die Wissenschaft selbst ja zunächst alltäglicher Wörter, denen sie dann einen veränderten Begriff (also Vorstellungsinhalt) gleichsam aufprägt. (Vgl. zum Verhältnis von Alltags- zu Wissenschaftssprache im Kontext der Motivationspsychologie etwa Keller 1981, S. 15, der Bedeutungsdifferenzen zwar klar sieht, aber bezüglich der Möglichkeit, alltägliche Begriffe neu zu bestimmen und dann ungefährdet mit ihnen zu hantieren, deutlich optimistischer scheint, als es der Verfasser ist.) Nicht immer kann sich bekanntlich der neue Begriff gegen den alten, mit demselben Wort bezeichneten durchsetzen – es bestehen dann unterschiedliche Begriffe in Alltag und Wissenschaft nebeneinander her. Daß sich Alltagssprache und -denken nicht nur ggf. Wörter »zurückholen«, die eine kleine Gruppe von Menschen sozusagen entführt hat, um den zugehörigen Begriff zu modifizieren (und bei diesem »Zurückholen« den zugehörigen Begriff, an dem »herummanipuliert« worden ist, ganz einfach vollständig oder teilweise wieder abstreifen), daß Alltagssprache und -denken sich obendrein solche Wörter »aneignen«, deren Begriff in Konkurrenz zum Begriff anderer Wörter tritt, die in der Alltagssprache bereits ihren festen Platz innehaben, und diese »gekaperten« Wörter dann (nicht selten mit größerem Erfolg als im umgekehrten Falle) ihrerseits mit einem Begriff ausstatten, der wenig von dem Begriff abweicht, den die bereits vorher üblichen alltagssprachlichen Wörter bezeichneten – das hat schon etwas ungemein Tröstliches. (Sollte man doch nie vergessen, wer wen nötiger hat: der Alltag eine Sozialwissenschaft, oder die Sozialwissenschaft einen Gegenstand.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Nun gibt es, wie sich denken läßt, nicht nur emotionstheoretische Überlegungen zur Motivation, sondern auch motivationstheoretische zur Emotion.[88] Betrachten wir exemplarisch Heckhausens Vorschläge: Auf seine vielfältigen und weitverbreiteten Beiträge zur Psychologie der Motivation, etwa zur Leistungsmotivation oder als »Rubikonmodell des Handelns«, soll hier nicht eingegangen werden (vgl. hierzu Heckhausen 1989, Rheinberg 1995 und die dort genannte weiterführende Literatur). Auch beim Motivationstheoretiker Heckhausen taucht nun die Emotion auf: als rudimentäres Motivationssystem (vgl. Heckhausen 1989, S. 71 ff.). So wie Motiv, Motivation, Merkmale der Situation, mehr oder minder komplexe und mehr oder minder bewußte »kognitive« Operationen usw. schließlich zu einer gesteuerten Handlung führen, so können auch Emotionen Handlungen veranlassen, nur eben etwas schlichter (und etwas schneller): Die Wahrnehmung bestimmter Situationsmerkmale führt zu einer Emotion, diese (die berühmte Angst vor dem Bären) relativ unvermittelt zu einer Handlung bzw. einem Verhalten – ohne ein Motiv (oder ein Analogon), weitgehend ohne kognitive Operationen usw.; wenn man so will eben evolutionär auf einer etwas tieferen (oder früheren) Ebene und demnach etwas rigider »verdrahtet«. Emotion ist demzufolge Motivation ohne Nachdenken, ohne Kopf – fast ein Atavismus.[89]

Es mag nicht weiter verwunderlich sein, daß für Emotions- wie Motivationstheoretiker das jeweils »Fremde« – also Motivation nicht anders als Emotion – bereits aus grundlegend unterschiedlicher Perspektive in den Blick gerät; daß also für den Emotionstheoretiker die Motivation ein Bau- oder Bestandteil der Emotion wird, während für den Motivationstheoretiker

88 Und es gibt eine ganze Reihe von Veröffentlichungen, in deren Titeln die beiden Begriffe gemeinsam auftauchen – was ja auch kein Wunder ist, bei den engen und vielfältigen, aber mitunter auch verworrenen Beziehungen und Berührungspunkten zwischen beiden (vgl. Kapitel 1.2.4).

89 Heckhausens (1989) unter Bezug vor allem auf Tomkins (vgl. 1970) unterbreitete Sicht mag im einzelnen differenzierter sein (insbesondere, wenn er die resultierende, also »emotional ›motivierte‹« Ereigniskette mit einem frühen Emotionsmodell von Scherer [1981, vor allem S. 309 ff.] in Verbindung bringt) – im Grundsatz ist sie hier jedoch authentisch wiedergegeben und nicht etwa karikiert. Nicht uninteressant ist zudem, daß wir uns als Voraussetzung für eine solche Sicht der Dinge, wie Heckhausen ganz richtig vermerkt, »zunächst von der alltagssprachlichen Reduktion von Emotion auf das Erleben eines Gefühls frei machen« müssen (Heckhausen 1989, S. 72). (Es ist inzwischen hinreichend deutlich geworden, daß ich gerade spiegelbildlich dafür plädiere, den wissenschaftlichen Emotionsbegriff am alltagsweltlichen auszurichten und zu überprüfen. Schließlich will die Wissenschaft etwas über Gefühle aussagen und nicht über Artefakte. Emotion wurde wohl weniger von der Alltagssprache »auf das Erleben reduziert«, als vielmehr von der Wissenschaftssprache um das Erleben bereinigt – und damit bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

die Emotion als rudimentäre Motivation auftritt. Und es mag sogar für jeweils beide Alternativen (also für Emotion, wie sie der Emotionstheoretiker konzipiert, und Emotion, wie sie der Motivationstheoretiker sieht; analog natürlich für Motivation) gute Gründe und starke Argumente geben, über die man in eine Diskussion treten könnte. Mir liegt hier jedoch daran, auf das enorme Risiko von Mißverständnissen aufmerksam zu machen, welches ein in solchem Maße heterogener Begriffsgebrauch mit sich bringt. Es bedarf bei derart unterschiedlichen Ausgangspunkten und Perspektiven vorab dermaßen umfangreicher Übersetzungs- und Transformationsleistungen, um überhaupt in einen Dialog treten zu können, daß wohl nicht leicht zu beruhigen ist, wer befürchtet, daß diese nicht immer erbracht werden.

Exkurs Ende

Nach den bisherigen Bemerkungen könnte es also u. U. so erscheinen, als sei es kaum der Mühe wert, sich mit Scherers (in gewisser, sogleich erläuterter Weise eben doch metatheoretischem) Konzept des Gefühls auseinanderzusetzen. Dies ist jedoch keineswegs der Fall: In unseren Bemühungen, den Begriff der Emotion (des Gefühls), so wie er in der Emotionspsychologie Verwendung findet, zu rekonstruieren, bietet Scherer, neben dem »phänomenologisch-deskriptiven« – die »Phänomene« sind hier wissenschaftliche Emotionstheorien – Vorgehen von Kleinginna und Kleinginna (1981), eine unverzichtbare, theoretisch-integrative Perspektive. Sämtliche Komponenten eines Emotionsprozesses bei Scherer tauchen auch in Kleinginnas und Kleinginnas Liste der Aspekte auf, die sie in unterschiedlichsten Emotionsdefinitionen gefunden und zusammengetragen haben. Allerdings ist bei Scherer, was bei Kleinginna und Kleinginna als Partikel und Fragmente verschiedenster Bestimmungsversuche zusammengesammelt ist, in einen sinnhaften Gesamtzusammenhang gebracht. Auch wenn dieser Gesamtzusammenhang nicht frei von Inkonsistenzen und Schwierigkeiten ist, so ist allein seine Aufstellung doch eindeutig ein Fortschritt gegenüber dem eher archivarischen Vorgehen Kleinginnas und Kleinginnas. Seine ganzen Vorzüge spielt Scherers Konzeption jedoch, wie mir scheint, weniger im Umgang mit Gefühlen als vielmehr im Umgang mit Emotionstheorien aus. Das Postulat unterschiedlicher Komponenten, die im Emotionsprozeß synchronisiert zusammenarbeiten, gestattet es zwanglos (und recht überzeugend), sämtliche Emotionstheorien (bis auf einige wenige Problemkandidaten, deren Charakteristika entweder »quer« zu der vorgestellten Systematisierung liegen oder die ihrerseits mehr als

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

eine Komponente schwerpunktartig »bearbeitet« haben)[90] in eine Ordnung zu bringen. Dies wird von Scherer (1990a) auch unternommen: und zwar natürlich dergestalt, daß die Theorien nach jeweils der Komponente gruppiert werden, die sie vorrangig (oder ausschließlich) behandeln. Das Resultat ist ein (mit Literaturliste) knapp 40-seitiger Text, der in mancherlei Hinsicht wesentlich angemessener in das Feld psychologischer Emotionstheorien einführt als etliche Publikationen, die Wörter wie »Einführung« und »Emotion« im Titel führen (vgl. etwa Hülshoff 1999; Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1993; Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1997; Schmidt-Atzert 1996; Ulich 1995; Ulich & Mayring 1992). Zwar werden die unterschiedlichen Theorien bei Scherer nur genannt und nicht erläutert – weswegen der Laie wohl doch auf die genannten Einführungen u. a. wird zurückgreifen müssen –, doch finden sie sich nicht nur überzeugender geordnet, sondern vor allem vollständiger als in all den anderen angeführten Werken.[91] »Metatheoretisch« ist der Vorschlag Scherers also nicht zuletzt deshalb, weil er seine Vorzüge insbesondere im Zugriff auf Emotionstheorien entfalten kann – nicht ganz so überzeugend allerdings im Zugriff auf Emotionen.

Uns jedenfalls versetzt Scherers Konzeption in die Lage, unsere Bemühungen um eine Rekonstruktion des (emotionspsychologischen) Emotionsbegriffes zu einem (vorläufigen) Ende zu führen: nach eigenen, »unvoreingenommenen« Überlegungen in den Kapiteln 1.1 und 1.2 zum Begriff des Gefühls, nach einer »Gegenprobe« vor dem Hintergrund dessen, was als »emotionspsychologischer« Begriff des Gefühls rekonstruiert wurde (Kapitel 1.3), »wissen wir nun genug«, um (in Kapitel 1.4) einen eigenen, in manchen Aspekten übereinstimmenden, in anderen Aspekten begründet

90 So läßt sich etwa die »kognitiv-physiologische« Emotionstheorie von Schachter und Singer (1962) bzw. Schachter (1964) eben nicht besser als »kognitive« denn als »(neuro-)physiologische« (oder umgekehrt) einordnen. Und die »Theorie« (falls das nicht schon zuviel gesagt ist), die sich aus Watsons und Rayners Versuchsbeschreibung (1920) sowie Watson (1919; 1924, S. 214 ff.; 1968, S. 154 ff.) entnehmen läßt, zeichnet sich halt weniger durch einen schwerpunktmäßig behandelten und in den Mittelpunkt gestellten Aspekt aus, als vielmehr durch Art und Programmatik ihres Zugriffs (was im übrigen auch für psychoanalytische Auffassungen vom Gefühl gilt; vgl. Scherer 1990a, S. 15 f.).

91 Nur ein Beispiel hierfür: Unter den angesprochenen Werken findet sich allein bei Scherer ein Hinweis auf Simonov (vgl. z. B. Simonov 1982, 1986), einen Psychologen, der gewöhnlich der sowjetischen Tätigkeitstheorie zugeschlagen wird, und der eine eigene, bislang kaum rezipierte Emotionstheorie formuliert hat, die – obwohl m. E. ebenfalls eher abwegig – nicht ohne intellektuellen Reiz ist. Allein diese Fülle an Literaturhinweisen macht Scherer (1990a) unbedingt lesenswert für jeden, der sich für (psychologische) Emotionstheorien interessiert: Sie breitet die Landschaft vor einem aus.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

differierenden Begriff dessen vorzuschlagen, was unter Gefühl verstanden werden soll.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

1.4 Was ist nun ein Gefühl? – Sieben Thesen

Zum Abschluß des ersten Kapitels sei noch einmal zusammengetragen (und zugespitzt), was bis hierher behandelt worden ist. Als Ergebnis einer alltagsweltlich und -sprachlich orientierten Rekonstruktion des Begriffs »Gefühl« einerseits, in der Folge der Auseinandersetzung mit einem Emotionsbegriff andererseits, wie er in der Emotionspsychologie diskutiert wird, sollen – in thesenhafter Form – einige Vorschläge unterbreitet werden. Aus der Summe dieser Thesen läßt sich zudem bereits eine recht genaue Vorstellung davon ablesen, welches Konzept des »Gefühls« psychologische Emotionstheorien m. E. zugrunde legen sollten.

Außerdem ist hier der rechte Ort für einige Bemerkungen zu den Wörtern »Emotion« und »Gefühl« sowie zu ihrer Verwendung in der vorliegenden Arbeit. Es dürfte aufgefallen sein, daß ich beide benutze, aber vielleicht noch nicht hinreichend deutlich geworden, wann und aus welchen Gründen das eine oder andere. Weil ich den Erlebensaspekt in das Zentrum einer psychologischen Emotionsforschung rücken möchte (wo m. E. nichts anderes hingehört), verwende ich, wo immer es möglich ist, das Wort Gefühl, an dessen Rehabilitierung mir liegt. Eine durchgängige Verwendung ist jedoch nicht möglich: Erstens hat sich der Begriff Emotion so weitgehend durchgesetzt, daß es kaum möglich erscheint, ihn gänzlich zu vermeiden oder gar durch einen anderen zu ersetzen. Zweitens, und das verkompliziert die Situation beträchtlich, bezeichnet »Emotion« im Kontext der Emotionstheorien nun natürlich auch nicht immer dasselbe wie »Gefühl« – denken wir exemplarisch etwa an den eben diskutierten Scherer (1990a), wo Gefühl *als ein Teil* der Emotion wieder ins Bild rückt. Geht es um eine kritische Diskussion verschiedener Emotionstheorien, dann ist bereits aus diesem Grund auch die Verwendung des Terminus »Emotion« angebracht – um nicht zu verschleiern, daß hier und da auf die eine oder andere Weise ein Konstrukt zur Sprache kommt und behandelt wird, welches sich maßgeblich von dem (hier gegenwärtig entfalteten) des Gefühls unterscheidet. – Aber liegt dann nicht der Einwand nahe, daß hier Unvergleichbares verglichen wird, daß das Gefühl, dessen Rehabilitierung ich verfolge, nicht mit der Emotion sensu James oder Schachter und Singer etc. zu vergleichen wäre, sondern etwa mit jenem Teilaspekt von »Emotion«, der immer dann aufscheint, wenn vom Erleben die Rede ist (oder Wörter wie »Gefühl«, »affektive Komponente« etc. explizit fallen)? – Ich glaube, ein solcher Einwand geht an der Sache vorbei; er wäre angemessen, wenn »Emotion« ein explizit eingeführtes und dauerhaft übergeordnetes Konstrukt bezeichnen würde (dessen Verwendung dann am besten auf die akademische Psychologie beschränkt bliebe), für welches dann wiederum

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»Gefühl« in der einen oder anderen Weise von Bedeutung wäre – wobei man dann schließlich dieses Gefühl ebenfalls präziser fassen und zum Gegenstand psychologischer Forschungen machen könnte. Aber das ist nicht der Fall. Gerade auch in emotionstheoretischen Kontexten wird über Emotionen eben so geredet, *als ob* damit Gefühle gemeint seien. Dies läßt sich an einer Fülle von Beispielen zeigen. (Solche Beispiele betreffen einerseits die Verwendung von »Emotion« im wissenschaftlichen Diskurs selbst, andererseits läßt sich die Tatsache als ein Beleg hinzufügen, daß auch das Wort »Emotion« wie so manche andere aus der Psychologie in die Alltagssprache eingedrungen ist. Dort wird es weitgehend als ein [als Fremdwort nobilitiertes] Synonym für »Gefühl« verwendet.) Und umgekehrt kennt darüber hinaus eben auch der alltägliche (und dabei nicht allein sprachliche) Umgang mit dem Gefühl dessen »motivierende« Anteile, die Rolle der Kognitionen oder des expressiven Verhaltens für es usw. – hat also Platz für diese (und andere) Komponenten eines Konstruktes. Daher spricht nichts gegen einen Vergleich. Und es spricht kaum etwas dafür, einen mehr oder minder gefühlsleeren Emotionsbegriff an einer Stelle aufzubauen, an der er stets eine traurige Gestalt abgeben wird – mehr dagegen schon dafür, den Begriff des Gefühls dort zu entfalten, wo er seinen angestammten Platz hat, und ihn dabei von Duselei ebenso frei zu halten wie von der undankbaren Aufgabe, als Hanswurst den Gegenspieler der Rationalität zu geben.

1. Im Zentrum eines psychologisch gehaltvollen Begriffs vom Gefühl, eines Begriffs, der vor allem auch in der (und für die) Alltagswelt wiedererkennbar bleibt, steht der Erlebensaspekt. So überflüssig es zu sein scheint, daran zu erinnern, daß der »innerste Kern« des Gefühls die Tatsache ist, daß es sich eben irgendwie anfühlt, so nötig scheint diese Erinnerung, sobald man nach den Spuren sucht, die die erwähnte Tatsache in der einen oder anderen Emotionstheorie hinterlassen hat, Spuren, die mitunter erkaltet, verwischt oder gar nicht erst aufzufinden sind.[92] Der Erlebensaspekt scheint mir nicht nur der psychologisch interessanteste der bislang angesprochenen zu sein (oder doch zumindest derjenige, der Psychologen

92 Vierundzwanzig Prozent der Definitionen, die in den zehn Jahren nach 1970 eine »affektive Komponente« ins Zentrum ihrer Charakterisierung stellen (vgl. Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 354), sind eben noch nicht genug – auch wenn in die richtige Richtung weist, daß knapp achtzig Prozent eine solche zumindest unter anderen Kategorien nennen (ebd.). Und eine »Gefühlskomponente« bei Scherer (1990a, S. 4 f.), die nur eine Komponente neben anderen ist, welche alle notwendig zusammenkommen müssen, ist eben nicht radikal genug – auch wenn in die richtige Richtung weist, daß diese Gefühlskomponente als Zustandsform eines Monitorsystems besonders hervorgehoben und geadelt erscheint (vgl. Kapitel 1.3).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

am ehesten zu interessieren hätte), er ist wohl auch der einzig wirklich unverzichtbare Aspekt. Gefühle ohne motivierenden Charakter oder durch sie (mit) veranlaßte Handlungen, ohne für andere wahrnehmbaren Ausdruck, ohne *spezifische* physiologische Änderungen, ohne mehr als marginale »Kognitionen« usw. lassen sich denken, Gefühle ohne Erleben nicht.

2. Die »physiologische Komponente« der Emotion spielt für den hier entfalteten Begriff des Gefühls eine untergeordnete Rolle. Zumindest ein unspezifisches, nicht für Emotionen (oder bestimmte Emotionen) charakteristisches physiologisches Geschehen stellt selbstverständlich eine notwendige Bedingung für das Gefühl dar: Tote haben keine Gefühle. Aber selbst wenn es gelänge (oder insoweit es gelingt), ein spezifisches, für Emotionen oder gar eine bestimmte Emotion charakteristisches (neuro-) physiologisches Geschehen zu beschreiben (oder am Ende gar – Glückseligkeit der Technokraten – kausal aus den vorangegangenen physiologischen Zuständen zu erklären), so würde das nichts über ein Gefühl lehren, für welches »Erleben« wesentlich und unverzichtbar ist. Es würde nicht dabei helfen können, Gefühle zu klären, über ihre Herkunft bzw. Entstehung nachzudenken, ihre Einbettung in alle anderen Lebensbereiche – oder aber umgekehrt die Einbettung dieser Lebensbereiche in das Gefühlsleben – zu erwägen. Es würde auch nicht dabei helfen, mit unerwünschten Gefühlen umzugehen, oder aber mit erwünschten. Dies anzunehmen bedeutete einen klassischen Kategorienfehler im Ryleschen (vgl. 1969, S. 14 ff.) Sinne. (Und was kann eine Geistes- oder Sozialwissenschaft, über eine zweckentbundene Erkenntnis hinaus, anderes oder besseres anstreben, als solche Hilfen für eine alltägliche Praxis? Etwa die Entdeckung allgemeiner Gesetze mit der Möglichkeit, diese in der Form einer Technologie zur Anwendung zu bringen?) Für das Gefühl (wie es hier expliziert wird) sind physiologische Prozesse nur insoweit von Bedeutung, als einige dieser Prozesse fühlbar sind – und so als Empfindung Bestandteil des Gefühls werden können (vgl. Kapitel 1.1.4 und 1.2.1). Das Rotwerden des Gesichts, der Blutandrang bringt eben eine Art Wärmegefühl mit sich. Ein Schweißausbruch, Herzrasen, Gänsehaut – all dies sind eben nicht allein physiologische Prozesse, sondern auch »eigen-wahrnehmbare« Phänomene, die wie skizziert Bestandteile komplexer Gefühle werden können. Abgesehen von diesem Berührungspunkt interessiert sich eine am Gefühl ansetzende Psychologie kaum für lediglich ermöglichende, physiologische Prozesse.[93]

93 Womit nicht gesagt ist, daß sich überhaupt keine (auch psychologischen oder Psychologie-relevanten) Fragestellungen denken lassen, die sinnvollerweise unter Rekurs auf die physiologische Ebene anzugehen sind. Ein Schlüsselwort ist hierbei das mit Bedacht gesetzte »ermöglichend« – ist etwa das physiologische Geschehen »im Normalfall« hinlänglich bekannt und werden bei einem

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

3. Die Thesen 1 und 2 haben Konsequenzen für den empirischen Zugang zum Gefühl. Wer sich wissenschaftlich für das Gefühl interessiert, wie es Menschen fühlen, und nicht für ein lebensweltfremdes und erlebensbereinigtes Konstrukt, für den scheidet eine naiv-vorbehaltlose Annäherung über die bloß physiologisch-ermöglichende Ebene aus. Wem andererseits das Beispiel des eigenen Gefühls, welches alleinig aus der Innenperspektive des Fühlenden bekannt ist, nicht als Ausgangsbasis für allgemeine Aussagen auszureichen scheint, wer also davor scheut, allein das eigene Innere (weitestmöglich) nach außen zu holen und wie mit dem Nudelholze auszuwalzen,[94] der ist auf die »mittlere« Ebene des Zugriffs (vgl. Kapitel 1.1.1), auf die Beschäftigung mit dem symbolisch vermittelten Gefühls*ausdruck*, sei er sprachlich oder nicht, angewiesen. Allerdings würde er, unser »idealer« Gefühlsforscher, dabei nicht vergessen, daß sein Zugriff ein vermittelter ist; er würde den Gefühlsausdruck und den sprachlichen Ausdruck von Gefühl nicht mit dem eigentlich interessierenden Phänomen, dem Gefühl, verwechseln oder gar identifizieren. Denn an diesem Phänomen bleibt mitunter ein Rest, der sich noch der subtilsten sprachlichen Vermittlung verweigert, auf den, wie in Kapitel 1.1.1 formuliert worden ist, nur noch gezeigt (oder verwiesen) werden kann: Das wüßte unser Gefühlsforscher, gleichwohl machte es seine Bemühungen nicht überflüssig. Der erwähnte Rest scheint direkt nur im eigenen Erleben auf – demzufolge zöge es der Gefühlsforscher hier und da durchaus als »Gegenprobe« heran, wohl wissend um die Grenzen eines solchen Vorgehens insbesondere in interkulturellen Kontexten, aber auch wissend um das Fehlen irgendeiner Alternative. Für die große Anzahl von Fällen, die nicht Rest ist, sondern Hauptsache, bediente er sich dagegen zeitgenössischer semiotischer Überlegungen, mit denen das Verhältnis von Zeichen und Bezeichnetem angemessen beschrieben werden kann. Sie versetzten ihn nicht nur in die Lage, adäquat mit dem Unterschied zwischen Gefühl und (wie auch immer geartetem) Gefühlsausdruck umzugehen (und daher auch in die Lage, über den Gefühlsausdruck auf das Gefühl zuzugreifen), sondern ermöglichten ihm darüber hinaus, zu unterscheiden zwischen einem Fall a), in dem jemand über sein Gefühl redet und es damit zum »Ausdruck« bringt, einem Fall c),

---

Fall von Depression auffällige Abweichungen festgestellt, ist darüber hinaus ein (bspw. pharmakologischer) Eingriff denk- und machbar, der die Abweichungen beseitigt und »alles wieder ins Lot bringt«, dann liegt sicherlich eine sinnvolle Anwendung physiologisch orientierter Psychologie vor. Nur – auch auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen –, über das Traurigsein hat man damit rein gar nichts gelernt.

94 Vielleicht ja einfach, um weder Leserschaft noch (dann) sich selbst in Verlegenheit zu bringen, denn »das Publicum verwechselt leicht Den, welcher im Trüben fischt, mit Dem, welcher aus der Tiefe schöpft« (Nietzsche 1999, S. 492).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

in dem die aufgehende Sonne »Ausdruck« des beginnenden Tages ist und einem auf vertrackte Weise dazwischen liegenden Fall b), in dem ein Lächeln »Ausdruck« von Freude ist.

4. Gefühle *können* uns dazu veranlassen, etwas zu tun, aber sie *müssen* es nicht. Wer nicht von vorneherein einen Teil des breiten Phänomenbereichs »Gefühl« aussondern und sodann vernachlässigen will (und sich folglich damit zufriedengeben will, ein selektives und verzerrtes Bild zu zeichnen) – den Teil der Gefühle nämlich, der sich noch den Nächsten weder durch Taten noch durch Worte zu erkennen gibt, eine geheim gehaltene, aber natürlich gleichwohl gefühlte, »unmögliche« Liebe etwa, oder eine verborgen gehaltene, intensive Abneigung gegenüber jemandem, dem auszuweichen der Alltag nicht gestattet –, wer also solche Gefühle weiterhin (und zu Recht) als Gefühle behandeln möchte, der tut gut daran, nicht auf einen (wie im Einzelfall auch immer genannten) »motivationalen Aspekt«[95] des Gefühls zu insistieren. Wer umgekehrt nicht aus dem Auge verlieren möchte, daß sich manche Gefühle ohne ein bestimmtes Tun schlechterdings nicht denken lassen – als Beispiel in Kapitel 1.2.4 diente uns der Wutanfall –, der tut gut daran, eine »motivationale Komponente« des Gefühls in seine Überlegungen mit einzubeziehen: in jedem Fall als fakultative, in keinem Fall als obligatorische »Zutat«. Beide tun obendrein gut daran, sich zweier oben skizzierter Probleme bewußt zu bleiben. Zum einen des Ungenügens der gleichwohl verbreiteten Redensweise: Von einem »motivationalen Aspekt« des Gefühls läßt sich eben allenfalls metaphorisch sprechen. So wichtig es ist, ggf. einer handlungsauslösenden und -steuernden (bzw. verhaltensauslösenden und -steuernden) Komponente des Gefühls gewahr zu bleiben, so wichtig ist es auch, dabei nicht zu vergessen, daß eine solche Komponente nicht allein deshalb (also nicht allein, weil sie ähnliche Folgen hat) zur Motivation wird – schwerwiegende konzeptionelle bzw. theoretische Argumente verhindern das[96] (zumindest dann, wenn man das Konstrukt Motivation als begriffliches Werkzeug – also mit nicht beliebiger Bedeutung – beibehalten möchte). Zum anderen muß das, was metaphorisch als »motivationaler Aspekt« des Gefühls behandelt wird, sorgsam daraufhin unterschieden werden, ob es einen »bloßen« Emotionsausdruck (wie ein unwillkürliches Lächeln), eine komplexe instrumentelle Handlung (wie ein Ständchen *aus* Liebe, welches freilich ebenfalls *auch* ein Gefühl ausdrücken will – aber eben gerade

95 Gemeint ist die bei Scherer (1990a) als Steuerungs-Subsystem und in einer Reihe der von Kleinginna und Kleinginna (1981) herangezogenen Definitionen von ihnen als »motivational« bezeichnete Komponente.

96 Nicht alles, was die Straße naß macht, ist Regen; Überschwemmungsopfer wissen das ebenso gut wie die Fahrer von Reinigungsfahrzeugen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

intentional *will* und auch unterlassen werden könnte) oder ein irgendwie »unsauberes« Zwischending (wie den intentionalen Eingriff in ein unwillkürliches Lächeln) »veranlaßt«, also auslöst, antreibt und steuert. Auch muß unterschieden werden, ob wir ein durch das Gefühl veranlaßtes bloßes Verhalten vor uns haben, oder ein Handeln – leider deckt sich diese Unterscheidung nicht mit derjenigen zwischen dem (vor allem mimischem, gestischem, auch stimmlichem) Ausdruck von Gefühlen und all den Verhaltensweisen oder Handlungen, die nicht als Ausdruck von Gefühlen verstanden werden.[97] Denn in einem gewissen Sinne ist natürlich auch jede durch ein Gefühl veranlaßte Handlung »Ausdruck« dieses Gefühles, weil sie mit diesem Gefühl durch Verweisungszusammenhänge verknüpft bleibt. Ich kann aus Freude über eine Steuerrückzahlung lächeln oder mir etwas Schönes kaufen. Auch der Erwerb ist dann, wie das Lächeln, »Ausdruck« meiner Freude, aber eben in einem anderen Sinne: So besteht bspw. ein gravierender Unterschied in der Lesbarkeit für andere. Daher muß Raum für beide Unterscheidungen – der zwischen Verhalten und Handeln *und* der zwischen Ausdruck (i. e. S.) und Nicht-Ausdruck – offenbleiben, sie lassen sich nicht in einer Unterscheidung zusammenfassen. Kurz: Gefühle *können* uns dazu veranlassen, etwas (und allerlei ganz Unterschiedliches) zu tun, aber sie *müssen* es nicht. Dieses Merkmal in einer Emotionstheorie angemessen zu berücksichtigen hieße, es nicht zu verabsolutieren, dabei aber zu differenzieren.

5. Inwieweit wir fühlen können, ohne zu denken, hängt ganz davon ab, was wir als Denken bezeichnen wollen. Anders ausgedrückt: Ob Gefühle notwendig einer »kognitiven Komponente« bedürfen, läßt sich nicht unabhängig vom jeweils zugrundegelegten Begriff der Kognition beantworten. Ein weiter Begriff der Kognition[98] hat zur Folge, daß Gefühle ohne Kognitio-

97 Unterscheidungen wie die angesprochenen in Betracht zu ziehen erscheint allein bereits deswegen notwendig, weil keinerlei Plausibilität für die Annahme spricht, ein Gefühl wie Furcht »veranlasse« oder »verursache« auf vergleichbare Weise das Aufstellen mancher Körperhärchen wie das Suchen der Taschenlampe im Rucksack. Wenn ein nicht näher spezifizierter und obendrein falsch benannter »motivationaler Aspekt« dermaßen undifferenziert als Charakteristikum des Gefühls in eine Emotionstheorie eingeht, dann leistet dieses Charakteristikum keinen Beitrag mehr für das Bemühen, Gefühle näher zu bestimmen und von Nicht-Gefühlen abzugrenzen.

98 Ein Beispiel wurde im Kapitel 1.2.5 gegeben; weitere Beispiele lassen sich beliebig hinzufügen: »Denkt« eine Amöbe, wenn sie sich von einem sauren Umfeld weg oder auf Nahrung zu bewegt? »Denkt« mein Rechner bzw. mein Browser, wenn er eine häufig benutzte www-Adresse »selbständig« ergänzt? Man mag (und sollte) diese Fragen durchaus mit Nein beantworten – aber denkt meine Katze? Und wenn meine Katze denkt, warum dann nicht die Amöbe? (Den Rechner wird niemand ernstlich ins Gespräch bringen wollen.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nen nicht mehr vorstellbar sind, ja, daß Gefühle zu einer »Unterklasse« einer allgemein gehaltenen und umfassenden »Kognition« werden – schon allein deshalb, weil ein Gefühl, das sich irgendwie »anfühlt« (vgl. These 1), eben – unmittelbar einsichtig – auch »gefühlt«, d. h. wahrgenommen (wenn auch nicht wie ein äußerer Reiz wahrgenommen) werden und bewußt sein muß. Ein enger, am Lösen ganz bestimmter Probleme orientierter Begriff der Kognition dagegen spielt für das Gefühl kaum eine Rolle – sieht man einmal davon ab, daß solche Kognitionen (wie vieles andere auch, also auf uncharakteristische Weise) der »Gegenstand« oder das Objekt eines Gefühls sein können, daß wir uns also bspw. über die Lösung eines Rätsels (oder unsere Pfiffigkeit) freuen können. Ein mittlerer, unter dem Einfluß des Kognitivismus konturierter Begriff der Kognition umschließt eine Reihe von psychischen Funktionen, die auf die eine oder andere Weise von großer Bedeutung für das Gefühl sind (bspw. Aufmerksamkeit, Gedächtnis und Erinnerung, mitunter gar Sprache) – bzw. genauer: Er umfaßt Funktionen, von denen die einen oder anderen bei vielen oder den meisten Gefühlen von Bedeutung sind, womit also noch keineswegs gesagt ist, daß sie (oder auch nur ein Teil von ihnen) wirklich für jedes Gefühl unverzichtbar sind. Wo immer eine solche Voraussetzung – Kognition als notwendige Komponente des Gefühls – dennoch gemacht wird, gilt es, genauer hinzublicken: Entweder sie ist richtig, besagt aber nicht viel, sondern paraphrasiert nur Banales (bei einem weiten Kognitionsbegriff), oder sie ist wohl richtig, könnte aber durch die Differenzierung der beteiligten psychischen Funktionsbereiche und eine gesonderte Erörterung ihrer Rolle für (unterschiedliche) Gefühle noch deutlich an Präzision und Erkenntniswert gewinnen (bei einem mittleren Kognitionsbegriff). (Oder sie ist, im Falle eines engen Kognitionsbegriffes, falsch; jedoch würde sie wohl der Vertreter eines solchen engen Begriffes kaum treffen.) In gewisser Weise können wir also durchaus fühlen, ohne zu denken – und in gewisser Weise können wir es durchaus nicht. Eine gegenstandsangemessene Emotionstheorie kann offenlassen, ob sie eine »kognitive Komponente« des Gefühls für unverzichtbar hält, wenn sie sich nicht in kraft- und zeitraubende Scharmützel bezüglich der Frage verwickeln lassen will, was eine Kognition überhaupt ist. Aber sie kann nicht darauf verzichten, die Rolle von Erinnerung, Bewußtsein, Aufmerksamkeit, Sprache usw. für die Gefühle zu berücksichtigen und zu bearbeiten. Und sie hat obendrein keinen Grund zu der aus arbeitsökonomischen Gründen wünschenswerten Unterstellung, daß diese Rolle (der jeweiligen »psychischen Funktionen«) für alle Gefühle in gleicher Weise bestimmt werden kann.

6. Wenn sich Gefühle in ihrem »zeitlichen Verlauf« unterscheiden – wenn es momentane, »instantane« gibt, aber auch zwei Varianten länger an-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dauernder, nämlich einmal relativ gleichförmige, zum anderen solche mit einem regelhaften, gestaltartigen Verlauf (vgl. Kapitel 1.1.3) –, dann muß eine Emotionstheorie, die ihrem Gegenstand gerecht werden will, diesen Unterschieden – also wenn man so will, der zeitlichen Dimension des Gefühls – Raum bieten und sie abzubilden erlauben. Eine Reihe von Emotionstheorien (vgl. Kapitel 1.3 und 2) konzipiert das Gefühl als Reaktion oder Antwort auf etwas: Und in dieser Voraussetzung ist eine zeitliche Dimension immerhin implizit berücksichtigt. Allerdings handelt man sich auch Probleme mit der (im übrigen in ihren Konsequenzen allzu funktionalistischen) Unterstellung ein, daß jedes Gefühl eine Reaktion (auf einen Reiz) sei: Möchte man die Augen vor der Wirklichkeit nicht gänzlich verschließen, muß man nämlich sogleich konzedieren, daß dieser »Reiz« keineswegs ein von außen kommender sein muß. Eine plötzlich und ohne erkennbaren Grund sich einstellende Erinnerung dient ebensogut als »Auslöser« für Traurigkeit wie ein Knall als solcher für ein Erschrecken. Den Knall können wir problemlos als »Reiz« auffassen, aber die Erinnerung? Zumindest ist sie nicht direkt beobachtbar und büßt damit jene schlichte, unkomplizierte Meßbarkeit ein, die einen (von außen kommenden) »Reiz« aus der Sicht postbehavioristischer Positivisten so anziehend macht. Umständliche Hilfskonstruktionen, etwa dergestalt, daß sich keine Erinnerung »plötzlich und ohne Grund« einstelle, sondern stets zumindest assoziativ mit der Wahrnehmung der Außenwelt verknüpft sei, ob es der sich Erinnernde nun wisse und sagen könne oder nicht – daß also der Reiz (auf den das Gefühl reagiert) in einem solchen Falle eben nicht ein Knall, sondern ein Stuhl mit Korbgeflecht sei, dessen Wahrnehmung den Betrachtenden an eine kunstgewerbliche Korbflechterei erinnere, die ähnliche Stühle verfertigt habe und die er vor vielen Jahren mit seiner damaligen Freundin besichtigt habe, was ihn wiederum daran erinnere, daß seine damalige Freundin nicht mehr seine derzeitige Freundin ist sowie an die Begleitumstände dieser Veränderung, was ihn wiederum zu einer Traurigkeit veranlasse, die ihr Objekt in der nur scheinbar grundlosen Erinnerung an die Freundin findet, während sie den Korbstuhl vergessen hat usw. usf. –, solche Hilfskonstruktionen also lösen das skizzierte Problem (der Unterstellung einer Verursachung durch Reize) m. E. nicht, zumal sie an Plausibilität gewöhnlich im selben Maße ab-, wie sie an Kompliziertheit zunehmen. (Es ist eben, ganz schlicht gesagt, nicht der Korbstuhl, der uns traurig macht. Selbst dann nicht, wenn wir eine assoziative Kette – wie lang auch immer – im Einzelfall im Kopf behalten. Es ist die Erinnerung, die uns traurig macht.) Denn wie wollen Vertreter solcher »Reiz-Auslöser-Emotionstheorien« die beiden folgenden Fälle empirisch unterscheiden: a) Ein äußerer Reiz führt über eine beliebig lange Kette zu einer Erinnerung (die als Auslöser und Gegenstand eines Gefühls fungiert), von der der Fühlende

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nicht mehr sagen kann, warum sie ihn gerade hier und jetzt »überfiel«, b) eine Erinnerung »überfällt« den Fühlenden gerade hier und jetzt, ohne daß es dafür einen Grund gibt (und dient sodann als Auslöser und Gegenstand eines Gefühls)? Wer demnach also die Rede von der notwendigen Verursachung (oder Auslösung) von Gefühlen durch Reize aufrechterhalten möchte, muß zumindest neben äußeren auch »innere Reize« (wie Erinnerungen) zulassen, die wiederum im Einzelfall lediglich spekulativ oder als Folge eines bloßen Postulats an äußere Reize rückgebunden werden können. So verstanden läßt sich zwar der Satz »Ein Gefühl ist immer die Reaktion auf einen Reiz« beibehalten – er wird jedoch zu einem bloß analytisch wahren Satz. Ob ihn eine gegenstandsangemessene Emotionstheorie beibehalten möchte, spielt m. E. keine Schlüsselrolle – interessanter und von allemal größerer Bedeutung für eine solche Theorie ist die Berücksichtigung der zeitlichen Dimension *nach* der »Auslösung« eines Gefühls, also der zeitliche Verlauf des interessierenden Phänomens selbst. Eine Emotionstheorie, die Aussagen über mehr als einen ganz bestimmten Typ des Gefühls treffen will, muß mit der temporalen Vielgestaltigkeit dessen, was ihr Gegenstand ist, umgehen können.

7. Gefühle »setzen sich« im Regelfall auf unterschiedliche Weise aus unterschiedlichen Komponenten oder Elementen »zusammen«. Damit ist gerade *nicht* gemeint, daß *jedes* Gefühl *stets* einen motivationalen oder kognitiven (oder anderen) »Aspekt« habe, oder daß es aus einer unabhängig vom konkreten Einzelfall vorab festlegbaren Menge von Teilprozessen zusammengesetzt sei (vgl. Kapitel 1.3.1, etwa den abschließend wiedergegebenen »Kompromißvorschlag« Kleinginnas und Kleinginnas, sowie Kapitel 1.3.2). Erstens scheint keine dieser Komponenten im Einzelfall wirklich unverzichtbar – abgesehen natürlich von derjenigen des Erlebens (vgl. These 1) sowie vielleicht, je nach begrifflicher Konkretisierung, einer »kognitiven« (vgl. jedoch Kapitel 1.2.5 sowie These 5) –, zweitens erschöpfen sie umgekehrt keinesfalls die Menge der psychischen Funktionen, die (im Einzelfall) eine gewichtige Rolle für das Gefühl spielen *können* (man denke beispielshalber nochmals an Erinnerungen, aber auch an Imaginationen, an andere Gefühle usw. – vgl. Kapitel 1.1.4). Während also einerseits die in den meisten gängigen »Definitionen« des Gefühls herangezogenen Komponenten nicht vollständig diejenigen zu umfassen scheinen, die eine konstituierende Rolle für ein bestimmtes, einzelnes Gefühl spielen *können*, werden diese Komponenten andererseits im Hinblick auf ihre *begrifflich-konzeptionelle* Rolle für das Gefühl als solches (und ungeachtet der Vielgestaltigkeit dieses Gegenstandes) in einem Maße überschätzt, welches nicht selten bis zur Behauptung ihrer Unverzichtbarkeit reicht. (Demgegenüber scheinen die unterschiedlichsten Gefühle nach den bis

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

hierher geleisteten Überlegungen lediglich den »Erlebensaspekt« zu teilen, während es bei anderen Elementen zu mehr oder minder großen Überschneidungen kommt, die jedoch niemals das ganze »Phänomenfeld« umfassen. Sieht man vom Erlebensaspekt ab, so teilen Gefühle damit Merkmale auf eine Art und Weise, die es gerechtfertigt erscheinen läßt, sich die unterschiedlichsten Gefühle durch eine Familienähnlichkeit im Wittgensteinschen Sinne [vgl. Wittgenstein 1990, bes. Abschnitt 67, S. 278] verbunden zu denken.) Insoweit diese Diagnose geteilt wird, eröffnet sich ein wichtiges Feld des Nachdenkens und der empirischen Forschung für jede Emotionstheorie: Neben einer Konkretisierung und Präzisierung der einzelnen Komponenten, die in ein Gefühl eingehen können (wie sie ansatzweise etwa für »Motivation« und »Kognition« geleistet wurden), stellt sich dann nämlich vor allem die Frage, *auf welche Weise* man sich die »Zusammensetzung« aus diesen Elementen vorzustellen hat. In Kapitel 1.1.4, wo simple (oder einfache) von komplexen (oder zusammengesetzten) Gefühlen unterschieden wurden, wurde formuliert, daß verschiedene Elemente oder Komponenten »in das Gefühl eingehen«. Eine dem Gegenstand angemessene Emotionstheorie müßte Antworten auf die Frage anbieten, *wie* sie das tun.[99]

Nunmehr sind also, das erste Kapitel abschließend, die wichtigsten Ergebnisse zusammengefaßt, die die begriffliche Arbeit am Gefühl bislang erbracht hat. Diese Ergebnisse (sowie die weiteren, nicht mehr eigens wiederholten Resultate der Arbeit in den Kapiteln 1.1 bis 1.3) markieren m. E. bedeutsame Eckpunkte für jede Theorie vom Gefühl, die mehr (und anderes) will, als vorab getätigte Setzungen zu reifizieren. Sie zeigen Eigenschaften des interessierenden Gegenstandes, hinter die eine Emotionstheorie nicht so ohne weiteres zurückfallen kann, und sie stecken Problemfelder ab, mit denen eine solche Theorie sich beschäftigen müßte. Damit ist der Weg nun frei, sich einige »Klassiker« der Emotionspsychologie näher zu betrachten, ihre Auffassung vom Gegenstand ebenso wie ihre Behandlung der skizzierten Problemfelder.

99 Beim gegenwärtigen Stand der vorliegenden Überlegungen kommen m. E. zwei Antwortvarianten in Frage, die in einem späteren Kapitel etwas weiter ausgeführt werden sollen: zum einen eine »Gefühlsbildung«, die in Analogie zu Gestaltbildungsprozessen formuliert wird, zum anderen eine solche in Analogie zur Bildung einer Erzählung. Beide Varianten unterscheiden sich in wichtigen Charakteristika fundamental, etwa hinsichtlich des zeitlichen Aspektes (plötzlich vs. sequentiell) oder der Rolle, die die Kategorie »Sinn« für sie spielt (irrelevant für die Gestaltbildung vs. Ordnungskriterium bzw. Produkt der Erzählung). Beide kommen daher als Idealtypen für die Prozesse bei der Bildung je unterschiedlicher Gefühle in Frage.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

2. RELEKTÜREN

Nach den vorangegangenen Überlegungen zur Klärung des Gegenstandes, auf den sich unterschiedliche Emotionstheorien in je spezifischer Weise beziehen, soll nun zunächst ein Ansatz Berücksichtigung finden, der, obwohl kein psychologischer im engeren Sinne, gleichwohl in nahezu jedem Lehrbuch zur Emotionspsychologie behandelt wird, und dessen Bedeutung wohl nicht zuletzt darin besteht, daß er zwei Forschungslinien begründet hat, die gleichermaßen bis in die Gegenwart fortbestehen.

2.1 Charles Darwin

Die Rede ist von Charles Darwins einflußreicher Arbeit »The expression of the emotions in man and animals«, die 1872 erschien und noch im selben Jahr ins Deutsche übersetzt wurde. Für den »Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren« interessierte sich Darwin aus denselben Gründen, aus denen er sich auch z. B. den morphologischen Unterschieden von Finkenschnäbeln auf den Galápagos-Inseln widmete: So wie letztere als Beleg für die Evolutionstheorie bzw. für die unter der Wirkung ihres zentralen Mechanismus der Selektion[1] stattfindenden Diffe-

1 Die Mutation als zweiter, ebenso wichtiger Mechanismus war Darwin – zumindest was die genetischen Vorgänge betrifft, auf denen sie beruht – noch unbekannt. Die Mutation bezeichnete zunächst die Beobachtung von Züchtern, daß auch in reinen, d. h. lange ingezüchteten Linien sprunghaft einzelne Abweichungen vorkommen, für die »der Begriff ›Mutation‹ erstmals verwendet worden« ist (Marquardt 1957, S. 11). Jedoch war ebenfalls bekannt, daß in solchen Linien die Nachkommen ohnehin nicht völlig den Eltern gleichen, sondern in ihren (genetisch determinierten) Eigenschaften, bedingt z. B. durch Umweltbedingungen während des Wachstums, abweichen, nämlich um Mittelwerte streuen, was als »Variabilität« der Organismen bezeichnet wurde. Erst um die Wende zum 20. Jahrhundert (und trotz der bereits gegen 1865 durchgeführten, aber unbekannten Arbeiten Gregor Mendels) konnte durch Nachzucht von reinlinigen Bohnen mit weit vom Mittelwert entfernten Merkmalen gezeigt werden, daß die Variabilität der Organismen nicht für die notwendige Vielfalt, aus der dann selektiert wird, verantwortlich sein konnte: Denn die Nachkommen auch sehr großer und sehr kleiner (Geschwister-)Bohnen streuen

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

renzierung alles Lebendigen formuliert und präsentiert wurden, so widmete sich Darwin auch den Gefühlen – genauer dem gestischen und (was den Menschen betrifft vor allem) mimischen Ausdruck von Gefühlen – in der Hoffnung, einen weiteren Beleg für »seine« Evolutionstheorie zu finden. Solche Belege läßt die Untersuchung des »Ausdrucks der Gemüthsbewegungen« in zweierlei Hinsicht erwarten: Zum einen läßt sich der Aufweis universaler, also allen Menschen gemeinsamer Ausdrucksbewegungen als Beleg für die Gültigkeit der Evolutionstheorie lesen; zumindest unter der Zusatzannahme, daß alle Menschen ähnliche – wie man heute sagen würde – »biologische Nischen« bewohnen und daher einem ähnlich gearteten »Anpassungsdruck« unterliegen. Zum anderen ließe sich durch den Aufweis von Ähnlichkeiten oder sogar Entwicklungslinien vom tierischen zum menschlichen »Ausdruck der Gemüthsbewegungen« ein Beleg für den allmählichen Übergang vom Menschen zum Tier finden – und damit gegen eine instantane Schöpfung, eine »Creatio ex nihilo« des Menschen, gegen die Darwin zu seiner Zeit bekanntlich vor allem argumentieren mußte.[2] Darwin geht beide Wege – und er geht sie mit einer Vielzahl von für seine Zeit ausgesprochen innovativen Methoden (ohne freilich Worte wie »multimethodal« oder gar »Triangulation« verwenden zu müssen).

---

wiederum um denselben, gemeinsamen Mittelwert (hatte sich doch ihre genetische Ausstattung nicht verändert). Damit war die Mutation – als Veränderung des Erbgutes – als entscheidendes Komplement zur Selektion erkannt. Darwin selbst hatte in den jahrelangen Umarbeitungen nach anfänglicher Favorisierung der Mutation (als Beobachtung von Züchtern) sich schließlich bis zum Erscheinen seines »On the Origin of Species by Means of Natural Selection« im Jahr 1859 (fälschlich) für die Variabilität der Organismen als verantwortlichen Mechanismus zur Erzeugung der notwendigen Vielfalt entschieden (vgl. zur Geschichte des Mutationsbegriffes Marquardt 1957, S. 10 ff.).

2 Dieser zweite Weg, also die Suche nach Gemeinsamkeiten zwischen Mensch und Tier, muß für Darwin folgerichtig bedeutender, aussagekräftiger sein als die Suche nach interkulturellen Gemeinsamkeiten, wenn er Belege für das so zentrale »Princip der Entwickelung« (alles Lebendigen, also auch des Menschen aus den nicht-menschlichen Tieren; Darwin 1872, etwa S. 11, 19 et passim) sucht. Auch für die Suche nach einer theoretischen Erklärung für die Ausdrucksformen sieht er hier den entscheidenden Prüfstein – in der Frage nämlich, ob eine solche Erklärung menschlichem *und* tierischem Ausdruck gleichermaßen gerecht wird. Demzufolge ist er denn auch »zu glauben geneigt, dass diese letztere Methode [nämlich der Vergleich von Menschen und Tieren unter Heranziehung äquivalenter Erklärungen für das Beobachtete, A. K.] von allen die dienstbarste ist« (ebd., S. 18).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

2.1.1 Methoden

Obwohl die von Darwin verwendeten Methoden hier nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen (für genauere Darstellungen vgl. Darwin 1872, S. 13-17; Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1997, S. 42-47), lohnt ein flüchtiger Blick auf die in Rede stehenden Verfahrensweisen. Gleich als *erstes* etwa wird die Beobachtung von Kindern empfohlen bzw. begründet. Sie böten, wie Darwin (1872, S. 13) Sir Charles Bell zitiert, viele seelische Erregungen »mit ausserordentlicher Kraft« dar, »während im späteren Leben mehrere unserer Ausdrucksarten ›aufhör[t]en, der reinen und einfachen Quelle zu entspringen, aus welcher sie in der Kindheit hervorgehen‹« (ebd.). Auffällig ist, in welcher Nähe sich Darwin hier zu zeitgenössischen und ganz und gar nicht evolutionstheoretischen – sondern beispielsweise kulturtheoretischen – Konzepten vom Gefühl bewegt: Die Untersuchung von Kindern, weil bei ihnen das interessierende Phänomen rein und unverfälscht vorliegt, während es später verändert, überformt, kulturell gewandelt wird, verträgt sich ausgesprochen gut mit Ansätzen, die das Gefühl für kulturell oder sozial konstituiert halten und gleichwohl einen angeborenen Kern oder Keim dieses Gefühls (oder mancher Gefühle) annehmen. Der wohl größte Unterschied besteht in der je differierenden, gleichsam vorempirischen Setzung dessen, was als Phänomen in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken hat: ein genetisch determiniertes, »simples« Gefühl, das kulturell überformt wird, oder ein »komplexes« Gefühl, das – neben anderen Wurzeln – auch Wurzeln in genetisch determinierten, simplen oder »Proto-Gefühlen« hat. Als *zweite* Methode nach der Beobachtung von Kindern und wohl aus ähnlichen Gründen wie diese verwendete Darwin Beobachtungen an Geisteskranken, die er jedoch nicht selbst vorgenommen hatte. *Drittens* ließ Darwin Photos vom Gesicht eines alten Mannes von »mehr als zwanzig gebildeten Personen verschiedenen Alters und beiderlei Geschlechts« im Hinblick auf den jeweils zu sehenden Gesichtsausdruck beurteilen. Bei der Entstehung der Photos war dabei der alte Mann nicht etwa gebeten worden, bestimmte Emotionen auszudrücken; die photographierten Gesichtsausdrücke wurden vielmehr erzeugt, indem bestimmte Muskeln im Gesicht des Mannes, »dessen Haut wenig empfindlich war« (ebd.), elektrisch gereizt wurden – eine skurrile Idee, die gleichwohl manchem nach standardisiertem »Reizmaterial« (hier ausnahmsweise in einem unverhofften Doppelsinn) gierenden psychologischen Experimentator noch immer ein Lächeln der Anerkennung ins Gesicht zaubern müßte. Die von Darwin geplante *vierte* Methode, nämlich die Betrachtung von Werken der Malerei und Bildhauerkunst erbrachte dagegen keinen Beitrag. Um *fünftens* Aussagen über den Ausdruck aus verschiedenen Kulturen zu

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

erlangen, verwendete Darwin einen Fragebogen, den er 1867 versandte und auf den er 36 Antworten z. B. von »Missionären oder Beschützern der eingebornen Bevölkerung« (ebd., S. 17) erhielt. Als *sechste* und letzte Methode schließlich führte Darwin Beobachtungen bei »einigen der gewöhnlichen Hausthiere« (ebd.) durch.

Bemerkenswert ist wie gesagt die Vielzahl der Methoden, mit der Darwin seine Ziele verfolgt. Freilich genügen dabei nicht alle dieser Praktiken auch Anforderungen, wie sie gegenwärtig an (sozial-)wissenschaftliche Methoden gestellt werden. So wird beispielsweise an dem versandten Fragebogen häufig bemängelt, daß die Fragen teilweise suggestiv gestellt gewesen seien. Der Fragebogen enthält Fragen wie »1. Wird das Erstaunen dadurch ausgedrückt, dass die Augen und der Mund weit geöffnet und die Augenbrauen in die Höhe gezogen werden?« (Darwin 1872, S. 15) oder »7. Wenn ein Mensch einen andern verhöhnt oder beissig anfährt, wird dann der Winkel der Oberlippe über dem Hunds- oder Augenzahn auf der Seite erhoben, auf welcher der so angeredete Mensch sich findet?« (ebd., S. 16). Diese Fragen sind in der Tat alles andere als ideal gestellt – immerhin sah Darwin selbst bereits zum Zeitpunkt des ersten Erscheinens seines Buches »dass sie bedeutend besser hätten gestellt werden können« (ebd., S. 15). Insbesondere die im weiteren wiedergegebenen Beobachtungen könnten jedoch noch heute in ähnlicher Weise gemacht und publiziert werden. Sie zeugen nicht nur vom aufmerksamen Auge des Verfassers, sondern darüber hinaus von seinem leisen Humor – und gerade letzterer macht das Buch noch heute ausgesprochen lesenswert. Um auch hierfür ein Beispiel nicht schuldig zu bleiben: »Werden Katzen erschreckt, so stehen sie in voller Länge da und krümmen ihren Rücken in einer bekannten lächerlichen Art. Sie spucken, zischen oder knurren. Das Haar am ganzen Körper und besonders am Schwanze richtet sich auf« (ebd., S. 129). Es geht – natürlich – um den sprichwörtlichen »Katzenbuckel«. Nach weiteren, detaillierten Beschreibungen, aber auch Mutmaßungen über die Gründe dieses Verhaltens – Darwin spekuliert, daß Katzen ihren Rücken krümmen (ähnlich, wie manche Vögel ihre Federn schütteln), um ihrem Gegner größer zu erscheinen[3] – werden die Betrachtungen auch auf andere Katzen ausgedehnt. »Die Wärter im zoologischen Garten haben aber keine irgend derartige Neigung zu dieser Stellung bei größeren katzenartigen Thieren wie Tiger, Löwen u. s. w. gesehen« fährt Darwin fort (ebd., S. 130), und schließt lapidar: »Diese haben aber auch wenig Ursache, sich vor irgend einem anderen Thiere zu fürchten« (ebd.).

3 Und äußert damit einen Gedanken, der mittlerweile ein Allgemeinplatz geworden ist (womit nicht gesagt sein soll, daß er allein auf Darwin zurückgeht – ähnliche Überlegungen finden sich bereits in Brehms Tierleben, vgl. etwa Darwin 1872, S. 97).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Damit ist nun einleitend geklärt, was genau Darwin untersucht hat, vor allem auch, warum er seine Untersuchungen durchgeführt, aus welchem Kontext heraus und mit welchen Interessen er sich dem Studium der Emotionsausdrücke gewidmet hat. Darüber hinaus ist – zumindest im Prinzip – klar, *wie* er die betreffenden Untersuchungen angelegt und durchgeführt hat. Es bleibt die (nicht ganz einfache) Aufgabe, das ausgesprochen materialreiche Buch, die Fülle an Beispielen auf einige wichtige, inhaltliche Ergebnisse zu reduzieren sowie sich schließlich den Erklärungen zuzuwenden, die Darwin für die von ihm gesammelten Befunde anbietet.

2.1.2 Ergebnisse

Was also zunächst die wichtigsten Ergebnisse angeht, die Darwin im Verlauf seiner Untersuchungen zusammenträgt und in einem letzten Kapitel noch einmal zusammenfassend wiedergibt, so lassen sie sich folgendermaßen reformulieren:

1. Die meisten der von ihm beschriebenen Verhaltensweisen, mit denen wir Emotion ausdrücken, sind vererbt und angeboren.

2. Ihre Entstehung läßt sich durch drei Prinzipien, die Darwin als Resultat seiner Arbeit aufstellt, erklären.[4]

Dies sind die Hauptbefunde; sie lassen sich freilich weiter differenzieren. Zunächst zu Punkt 1: Wie begründet Darwin seine Vermutung von der Angeborenheit der (meisten) Emotionsausdrücke (die sich, beinahe überflüssig zu sagen, aufs trefflichste in sein um das »Princip der Entwickelung« herum gebaute Gedankenmodell einfügt)?

Darwin findet in den meisten Fällen – er untersucht ja nach den bereits skizzierten einleitenden Kapiteln über die Prinzipien und zwei weiteren Kapiteln über den Emotionsausdruck bei Tieren eine Vielzahl von Emotionen bzw. Emotionsausdrücken gesondert und der Reihe nach, darunter auch solche, die wir heute nicht mehr als Emotionen bezeichnen würden, wie etwa die Andacht – eine hohe interindividuelle Übereinstimmung bei der Beurteilung der auf Photos präsentierten Emotionsausdrücke (sowie der Photos des Mannes mit den galvanisierten Gesichtsmuskeln – welch letztere jedoch teilweise schwieriger zu beurteilen gewesen seien, da sie einen »unnatürlichen« Gesichtsausdruck zeigten). Weit wichtiger noch – denn eine solche Übereinstimmung könnte ja durchaus das Resultat einer Konvention sein – ist die Tatsache, daß solche Emotiosausdrücke »von ganz

4 Genauer: Sie lassen sich durch diese drei Prinzipien, oder – hier läßt sich Darwin stets eine Hintertür offen – durch weitere, erst noch zu findende und »sehr analoge Prinzipien« (ebd., S. 358) erklären.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

kleinen Kindern, von Blindgeborenen und von den allerverschiedensten Menschenrassen ausgeführt werden« (Darwin 1872, S. 361). Daß kleine Kinder Emotionsausdrücke zeigen, die sie (noch) nicht gelernt haben können – Darwin bezieht sich hier mehrfach auf detaillierte Beobachtungen seiner eigenen Kinder (vgl. hierzu auch Darwin 1998) –, und daß Blindgeborene solche zeigen, die sie nicht gesehen und durch Nachahmung übernommen und erlernt haben können – wie im »Fall Laura Bridgman«, einem blind und taub geborenen Mädchen –, dient gleichermaßen als Indiz für das Angeborensein der in Rede stehenden Verhaltensweisen. Insbesondere die Tatsache, daß »alle die hauptsächlichen Ausdrucksweisen, welche der Mensch darbietet, über die ganze Erde dieselben sind« (ebd., S. 369) ist für Darwin nicht nur interessant, »da sie ein neues Argument zu Gunsten der Annahme beibringt, daß die verschiedenen Rassen von einer einzigen Stammform abgestammt sind« (ebd.), sondern auch weil dieser Befund einer »hohen interkulturellen Übereinstimmung«, wie man es heute nennen würde, bereits für sich genommen ein Beleg dafür ist, daß die untersuchten Emotionsausdrücke mehr mit der Beschaffenheit des Menschen als Menschen zu tun haben – also etwa von physiologischen oder anatomischen Gegebenheiten abhängen, und damit von Rahmenbedingungen, die sich langsam und unter den Mechanismen der Evolutionstheorie ändern –, als von spezifischen Charakteristika menschlicher Gesellschaften oder Kulturen, und damit von Rahmenbedingungen, die letztere bspw. in der alltäglichen Praxis setzen und die sich schneller und auf andere Art und Weise verändern.[5]

Die Erklärungen, die Darwin für einzelne Emotionsausdrücke mit Hilfe seiner drei Prinzipien (vgl. unten) konstruiert, können im Einzelfall recht kompliziert werden: Ein Beispiel hierfür ist die schräge Stellung der Augenbrauen beim Ausdruck von Traurigkeit, bei dem allein die inneren Enden der Augenbrauen etwas angehoben werden, wodurch sich charak-

5 Aus verschiedenen Gründen bemüht die verbreitete Rede von der »kulturellen Evolution« demzufolge natürlich eine höchst problematische Metapher (vgl. Verbeek 1998 sowie die darauf bezogenen Kritiken im gleichen Heft). Nur einer der Gründe stellt etwa die prinzipielle »Sinnblindheit« der Evolution im Gegensatz zur zentralen Rolle der Kategorie »Sinn« bei jeder menschlichen Entwicklung, jeder Geschichte dar. (Damit ist natürlich nicht gemeint, daß jede Entwicklung eine Höherentwicklung, jede Geschichte eine Fortschrittsgeschichte ist; noch auch nur, daß es sich hierbei um Prozesse ohne abrupte Brüche, Abrisse oder Verwerfungen handelt. Gemeint ist vielmehr, daß selbst eine Revolution oder ein schlagartiger Umbruch in der Auffassung einer Kunstrichtung gekennzeichnet ist durch die Beschäftigung mit den zeitgenössischen Sinngehalten bzw. Interpretationsangeboten. Auch von heute an alles anders machen kann nur, wer weiß und versteht, wie es derzeit gemacht wird; noch der Bruch mit allen Regeln setzt ihre Kenntnis voraus.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

teristische Falten in der Mitte der Stirn bilden können (der Ausdruck ist detailliert beschrieben [Darwin 1872, S. 181 ff.], es finden sich auch Photos).[6] Die Erörterungen »über die Ursache der schrägen Stellung der Augenbrauen im Leiden« (ebd., S. 190; vgl. neben S. 190 ff. auch zusammenfassend S. 359) beruhen auf denjenigen zum Gesichtsausdruck beim Weinen (bzw. beim Schreien kleiner Kinder). Für letzteres sind demnach Veränderungen der Atmung charakteristisch (deren auffälligste Folge vermutlich das Schluchzen ist). Durch die sich dabei ändernden Druckverhältnisse im Respirationstrakt ändert sich auch der Blutdruck in den das Auge versorgenden Gefäßen: Empfindlichen Geweben des Auges wie der Netzhaut droht damit Beschädigung. Durch das Schließen der Augen und die Kontraktion der sie umgebenden Ringmuskeln wird ein Gegendruck aufgebaut, der die Beschädigung verhindert. (Dies soll die Ursache dafür sein, warum wir nicht nur beim Schreien die Augen schließen, sondern auch z. B. beim Niesen oder heftigen »Durch-die-Nase-Schnauben«.) Die (habitualisierte) Kontraktion der ringförmigen Muskeln um die Augen leistet einen Beitrag zum Emotionsausdruck für das Schreien. Im Falle des Leidens (oder des Kummers) kann diese – durch Gewohnheit breit gebahnte – Kontraktion der ringförmigen Muskeln um das Auge nun nicht mehr verhindert werden; zu unauflöslich ist sie mit der Empfindung der »geringsten Not« assoziiert. Gleichzeitig soll Schreien vermieden werden,[7] eine Kontraktion der Ringmuskeln (die vor den Folgen des Schreiens schützt) ist folglich sachlich unnötig. Da sie jedoch nicht verhindert werden kann, besteht die einzige Möglichkeit zu ihrer »Milderung« darin, zusätzlich ihre Antagonisten zu kontrahieren. Diese erkennt Darwin in den zentralen Bündeln des Stirnmuskels; »diese letzteren Bündel erheben durch ihre Zusammenziehung allein die inneren Enden der Augenbrauen; und da die Augenbrauenrunzler in derselben Zeit die Augen zusammenziehen, so werden ihre inneren Enden in eine große Falte oder einen Klumpen zu-

6 Meines Wissens ist nie versucht worden, diese alten Beschreibungen (und Photographien) mit einem modernen Verfahren wie z. B. dem »Facial Action Coding System (FACS)« (vgl. Ekman & Friesen 1988, 1978) zu untersuchen; dabei könnte es durchaus interessant sein, hier nach Übereinstimmungen oder auch Abweichungen zu fahnden. Das »FACS« beruht kurz gesagt darauf, die Kontraktionen einzelner Gesichtsmuskeln (bzw. auch isoliert zu kontrahierender Muskelanteile oder -gruppen), so wie sie sich auf der Haut abzeichnen, als Bewegungseinheiten (Action Units) zu »kodieren« – was wohl nach einiger Übung recht gut möglich ist. Gesichtsausdrücke lassen sich dann präzise beschreiben als Kombination mehrerer solcher Action Units.

7 Darwin gerät hier wiederum in die Nähe von im weitesten Sinne »kulturtheoretischen« Erklärungen des Emotionsausdruckes; hier natürlich, wenn er von der »Vermeidung« des Weinens redet, sowie an anderen Stellen, an denen er die geschlechtsspezifisch unterschiedliche Häufigkeit des Weinens konstatiert (vgl. unten, S. 164 f.).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sammen gelegt« (ebd., S. 181). Die Erklärung einzelner Emotionsausdrücke wird also mitunter eine recht komplexe Angelegenheit; auch wird nun deutlich geworden sein, wie sie im Regelfall auf physiologische oder anatomische Besonderheiten zurückgreift. Damit wiederum sollte nun klar ersichtlich sein, auf welche Weise nicht nur die Entdeckung von Gemeinsamkeiten unter den »verschiedensten Menschenrassen« als Beleg für Darwins These gelten darf, sondern darüber hinaus – was als letzter Punkt im Zusammenhang mit den Befunden Darwins angesprochen werden muß – sogar die Entdeckung von Gemeinsamkeiten (aber auch Unterschieden!) des Emotionsausdrucks von Menschen und von Tieren – dies letztere nämlich auf dem Fundament von Gemeinsamkeiten (und Unterschieden) des physiologischen bzw. anatomischen »Substrats«.[8] Darwin erläutert (und »erklärt«) alle von ihm behandelten Emotionsausdrücke auf prinzipiell vergleichbare Weise; er setzt darüber hinaus vorgefundene Gemeinsamkeiten und Unterschiede mit dem Zeitpunkt in Zusammenhang, zu dem die entsprechenden Verhaltensweisen stammesgeschichtlich erworben sein dürften (vgl. ebd., S. 369 ff.). Obendrein diskutiert er die Frage, ob auch die Fähigkeit, die Emotionsausdrücke wiederzuerkennen, angeboren sei (vgl. ebd., S. 366 ff.), die er – kurz gesagt – im wesentlichen bejaht. Auf die »Grenzen der Vererbung«, wie sie Darwin selbst sieht, komme ich unten (vgl. S. 161 ff. unter dem Zwischentitel »Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen«) noch zu sprechen.

2.1.3 Erklärungen: drei Prinzipien

Damit zur Differenzierung des zweiten oben genannten Befundes: Was nun die Erklärung der »Emotionsausdrücke« – genauer eigentlich, ihrer Entwicklung – angeht, so postuliert Darwin drei Prinzipien oder Gesetze, die sich in den ersten drei Kapiteln seines Buches finden. Aus Gründen der Lektüre – wir würden heute vielleicht sagen, aus didaktischen Gründen –, d. h. um die Leser eingangs mit den Prinzipien auszustatten, die sie dann anhand der folgenden Beispiele selbst auf ihre Plausibilität hin beurteilen können sollen, stellt Darwin die Prinzipien seinen eigentlichen Untersu-

8 Salopp formuliert: Während Menschen bei Überraschung die Augenbrauen heben, um besser gucken zu können, und den Mund öffnen (»Oh«), um den Organismus auf einen tiefen Atemzug vorzubereiten, findet sich bei Menschenaffen zwar das Heben der Augenbrauen (aus demselben Grund), nicht aber das Öffnen des Mundes. Die Erklärung: Menschenaffen atmen, wie man hört, in ausgeprägterer Weise durch die Nase als durch den Mund – im Gegensatz zum Menschen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

chungen voran, nicht ohne zu betonen, daß sie selbstverständlich ein Resultat seiner Beschäftigung mit dem Gegenstand sind (vgl. 1872, S. 27).

Da wäre zunächst das *Prinzip zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten*: »Gewisse complicirte Handlungen sind unter gewissen Seelenzuständen von directem oder indirectem Nutzen, um gewisse Empfindungen, Wünsche u. s. w. zu erleichtern oder zu befriedigen; und sobald derselbe Seelenzustand herbeigeführt wird, so schwach dies auch geschehen mag, so ist infolge der Macht der Gewohnheit und der Association eine Neigung vorhanden, dieselben Bewegungen auszuführen, wenn sie auch im gegebenen Falle nicht von dem geringsten Nutzen sind« (ebd., S. 28). In einer anderen Formulierung besagt das erste Prinzip, »dass wenn irgend eine Empfindung, Begierde, ein Unwillen u. s. w. während einer langen Reihe von Generationen zu irgend einer willkürlichen Bewegung geführt hat, dann eine Neigung zur Ausführung einer ähnlichen Bewegung beinahe mit Sicherheit erregt werden wird, so oft dieselbe oder irgend eine analoge oder associierte Empfindung u. s. f. wenn auch sehr schwach erfahren wird, trotzdem, daß die Bewegung in diesem Falle nicht von dem geringsten Nutzen sein kann« (ebd., S. 49) – oder doch zumindest unabhängig von einem möglichen Nutzen. Dieses Detail ist nicht völlig geklärt: Zwar betont Darwin mehrfach, daß nach dem Prinzip zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten zustandegekommene Bewegungen oder Verhaltensweisen in ihrem – nun neuen – Kontext nicht mehr von Nutzen sind, doch finden sich eben auch Beispiele dafür, daß sie nach wie vor nützlich bleiben. Auch bei der Einführung des zweiten Prinzips, welche sich auf das erste Prinzip stützt, ist letzteres so charakterisiert (»Gewisse Seelenzustände führen zu bestimmten gewohnheitsgemässen Handlungen, welche, nach unserm ersten Princip, zweckmässig sind [und gerade nicht: einstmals waren, A. K.]« Darwin 1872, S. 28 f.). Diese Diskrepanz ist sicherlich kein entscheidender Punkt; beide Fälle lassen sich subsumieren, wenn man vom Nutzen ganz absieht und gewohnheitsmäßig entstandene Bewegungen bzw. Verhaltensweisen in einen neuen Kontext sich übertragen denkt, eben *unabhängig* von ihrem Nutzen.

An beiden zentralen Stellen (Darwin 1872, S. 28, 49 f.) wird das erste Prinzip im Hinblick auf den Emotionsausdruck bzw. dessen Kontrolle noch weiter differenziert und detailliert: Die Bewegungen, zu denen man durch Gewohnheit neigt, können zum einen willentlich *teilweise* unterdrückt werden – in diesen Fällen werden jedoch unter allen beteiligten Muskeln die am wenigsten unter der Kontrolle des Willens stehenden am ehesten dennoch tätig und in der Folge einen Ausdruck produzieren. Und zum anderen lassen sich die entsprechenden Bewegungen der Muskeln in manchen Fällen auch *nur durch die Bewegung anderer Muskeln* (z. B. die Kontraktion der Antagonisten) unterdrücken – dann wird diese andere

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Bewegung zum Ausdruck (vgl. als Beispiel die bereits behandelte »Ursache der schrägen Stellung der Augenbrauen im Leiden«). Beide Spezifizierungen können für meine Zwecke ab jetzt vernachlässigt werden.

Gemeint ist mit diesem ersten Prinzip also, wie spätestens anhand der sich anschließenden Beispiele deutlich werden wird, folgendes: Zunächst werden unter dem Einfluß, oder zumindest – wie man vielleicht richtiger sagen sollte – während des Vorhandenseins bestimmter Gefühle bestimmte Handlungen oder Bewegungen vollzogen, die in der gegebenen Situation nützlich und hilfreich sind. So könnte bspw. ein Erschreckender die Augenbrauen hochziehen und die Augen weit öffnen, um das Objekt, welches Ursache seines Erschreckens war, besser und schneller in den Blick fassen zu können. Er könnte den Mund mehr oder minder weit öffnen, womöglich gar einen ersten Schwall Luft geräuschhaft einatmen, um sich auf eine dem Erschrecken mehr oder minder häufig folgende, körperliche Anstrengung – bspw. durch Flucht oder Angriff – vorzubereiten. Diese Verhaltensweisen – das weite Öffnen der Augen, das Einziehen von Luft – oder auch kompliziertere Handlungen werden nun zweitens durch vielfache Wiederholungen (bei denen jeweils auch die entsprechende Emotion vorliegt) so gewohnt (und auch gewöhnlich), daß sie nicht mehr, wie noch anfangs vonnöten, willentlich ausgeführt werden müssen, sondern als eine Art Reflex vorliegen.[9] Die zunächst willentlich vollzogenen (und nützlichen) Bewe-

9 Darwin skizziert denn auch im ersten Kapitel knapp den von ihm zugrundegelegten Reflexbegriff; das Interessante an der Lektüre gerade auch älterer Bücher ist ja nicht zuletzt, mal vage, mal gut deutbare Spuren anderer Denkrichtungen, mal dunkle, verzerrte, nur im Keim vorhandene, mal deutliche, frappierende Vorläufer späterer Ansätze aufzufinden. Das »Einschleifen«, das »Automatisch-werden« einfacher Verhaltensweisen durch beständige Wiederholung erinnert natürlich nicht von ungefähr an behavioristische Lernprinzipien. Lediglich Belohnung und Bestrafung, Verstärkung und »Entstärkung« oder Abschwächung als – zugegebenermaßen zentrale – Konzepte müssen als eine unter verschiedenen möglichen Antworten auf die Frage, *warum* ein Verhalten wiederholt wird, noch hinzugefügt werden, um zum »Grundriß« des operanten Konditionierens zu gelangen. Wie sehr der von Darwin verwendete Begriff »künstlicher« (also nicht spinaler) Reflexe an dasjenige erinnert, was wir heute vielleicht »reflexartige« (oder eben konditionierte) Verhaltensweisen nennen würden, verdeutlichen die beiden folgenden Zitate, welche zugleich andeutungsweise ein wenig Licht auf die Fundamente des Behaviorismus werfen, aus denen er erwachsen ist und auf denen er aufruht. »Professor Huxley bemerkt [...], dass die dem Rückenmarke eigenen Reflexthätigkeiten natürliche sind, dass wir aber mit Hülfe des Gehirnes, dass heisst also durch Gewohnheit, eine Unzahl künstlicher Reflexthätigkeiten erlangen können« (Darwin 1872, S. 36, Fußnote 9). Wie gesagt scheint mir das Wesentliche eines konditionierten Verhaltens im Begriff »künstlicher Reflex« gut getroffen. »Es verdient ferner Erwähnung, dass Reflexbewegungen aller Wahrscheinlichkeit nach unbedeutenden Abänderungen unterworfen sind« (ebd., S. 42) – in der Tat verdient dies Erwähnung, ist damit doch ein bedeu-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gungen und Verhaltensweisen, die dann durch Wiederholung zur Gewohnheit, zu einer Art Reflex werden – im skizzierten Beispielfalle des Erschreckens mit nach wie vor unterstellbarem Nutzen, im Falle anderer Beispiele ohne diesen Nutzen, also jedenfalls unabhängig von der Frage, ob sie nützlich sind oder nicht –, werden schließlich drittens von einer Generation auf die nächste vererbt. (Für Darwin bestand bekanntlich keine Schwierigkeit darin, so wie Lamarck auch die Vererbung ontogenetisch erworbener Verhaltensweisen anzunehmen. Da der der Vererbung zugrundeliegende Mechanismus noch unentdeckt war, konnten Darwin und seine Zeitgenossen nicht wissen, daß die Vererbung auf phylogenetisch »erworbene« – also durch blinde Mutation zufällig entstandene – Eigenschaften beschränkt bleibt.)

Soviel zum ersten Prinzip, dem Prinzip zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten. Zur Illustration noch zwei Beispiele: »Junge Katzen, junge Hunde, junge Schweine und wahrscheinlich viele andre junge Thiere stossen mit ihren Vorderfüssen gegen die Milchdrüsen ihrer Mütter, um eine reichlichere Milchabsonderung zu erregen oder sie zum Fliessen zu bringen. Es ist nun bei jungen Katzen sehr gewöhnlich und durchaus nicht selten bei alten Katzen der gewöhnlichen und der persischen Rassen, (welche manche Naturforscher für specifisch verschieden halten,) dass sie, wenn sie gemüthlich auf einem warmen Shawle oder auf einem andern weichen Gegenstande liegen, diesen ruhig und abwechselnd mit ihren Vorderfüßen beklopfen; ihre Zehen sind ausgebreitet und die Krallen leicht vorgestreckt, genau so, als wenn sie an ihrer Mutter saugten. Dass dies dieselbe Bewegung ist, zeigt sich deutlich daraus, dass sie zu derselben Zeit häufig einen Zipfel von einem Shawle in ihr Maul nehmen und daran saugen, wobei sie meist ihre Augen schliessen und vor Entzücken schnurren. Diese merkwürdige Bewegung wird gewöhnlich nur in Association mit der Empfindung einer warmen weichen Oberfläche erregt. Ich habe aber eine alte Katze gesehen, welche sich freute, dass ihr Rücken gekratzt wurde, und nun die Luft mit ihren Füssen in ganz derselben Weise klopte, so dass diese Handlung beinahe der Ausdruck einer angenehmen Empfindung geworden ist« (Darwin 1872, S. 47 f.). Die Erklärung dieser Beobachtung durch das Prinzip zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten sähe also etwa folgendermaßen aus: Ein Individuum, etwa eine junge Katze, stößt

tendes Merkmal der »konditionierten Reaktion« angesprochen, welches im behavioristischen Denken nicht zuletzt eingeführt wurde (und notwendig ist), um – unter der Annahme, daß sämtliches menschliches Lernen sich durch die behavioristischen Lerngesetze erklären läßt, also nichts anderes als Konditionierungsprozesse darstellt – überhaupt zu erklären, wie *neues*, also abweichendes Verhalten »in die Welt kommt«, wie also überhaupt Entwicklung denkbar ist.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

intentional und willentlich mit den Vorderfüßen abwechselnd gegen die Milchdrüsen der Mutter – führt den sogenannten Milchtritt aus –, um die Milchabsonderung zu befördern. Während dieser (nützlichen) Handlung liegt zudem eine angenehme Empfindung, ein Wohlbefinden vor. Durch Wiederholung wird das in Rede stehende Verhalten zur Gewohnheit, zum Reflex, der nun immer dann auftritt, wenn sich eine Empfindung einstellt, die dem Wohlbefinden in der »Entstehungssituation« hinreichend ähnelt – nunmehr unabhängig davon, ob das Verhalten in der konkreten Situation nützlich ist oder nicht (also ungeachtet der Tatsache, daß der behagliche Schal auch bei beharrlichster Bearbeitung keine Milch geben wird). Die so erworbene – und zum *Ausdruck* für etwas gewordene – Verhaltensweise wird nunmehr vererbt. Bei der Reformulierung am konkreten Beispiel werden die Schwächen des Prinzips besonders deutlich: Sie liegen – metaphorisch gesprochen – am Anfang und am Ende des postulierten Zusammenhanges. Das Ende betreffend ist mittlerweile eben bekannt, daß erworbene Verhaltensweisen nicht vererbbar sind. Und was den Anfang angeht, so tauchen Schwierigkeiten auf, sich jene »Ur-Katze«, jenes »Ur-Kätzchen« vorzustellen, welches *intentional* »milchtritt«, *weil* dies nützlich ist.

Ein weiteres, den Menschen betreffendes Beispiel (obwohl auch dasjenige der sich lustvoll benagenden und den Wärter beim Striegeln beißenden Pferde reizvoll ist, vgl. ebd., S. 46): »Wie GRATIOLET bemerkt, wird ein Mensch, welcher eine ausgesprochene Ansicht heftig zurückweist, beinahe mit Sicherheit seine Augen schliessen oder sein Gesicht abwenden; nimmt er aber den Satz an, so wird er als Bejahung mit dem Kopfe nicken und seine Augen weit öffnen. In dem letztern Falle handelt er so, als wenn er die Sache ganz deutlich sähe, im erstern Falle, als ob er sie nicht sähe oder nicht sehn wollte. [...] Dr. DUCHENNE macht die Bemerkung, [...] dass, wenn eine Person sich auf Etwas zu besinnen versucht, sie häufig die Augenbrauen in die Höhe zieht, als wenn sie das Gesuchte sehen wollte. [...] Ich bemerkte, wie eine junge Dame, welche eifrig versuchte, sich des Namens eines Malers zu erinnern, zuerst nach der einen Ecke der Zimmerdecke und dann in die entgegengesetzte Ecke hinaufsah, wobei sich die Augenbraue der betreffenden Seite emporwölbte, obgleich natürlich da oben nichts zu sehen war« (ebd., S. 33). Eine Reformulierung der betreffenden Beobachtungen unter Zuhilfenahme des Prinzips zweckmäßiger assoziierter Gewohnheiten kann mittlerweile sicher entfallen.

Das zweite Prinzip, mit dem Darwin die Entwicklung der Emotionsausdrücke erklärt, ist das *Prinzip des Gegensatzes*: »Gewisse Seelenzustände führen zu bestimmten gewohnheitsgemässen Handlungen, welche, nach unserm ersten Princip, zweckmässig sind. Wenn nun ein direct entgegengesetzter Seelenzustand herbeigeführt wird, so tritt eine sehr starke und unwillkürliche Neigung zur Ausführung von Bewegungen einer direct

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

entgegengesetzten Natur ein, wenn auch dieselben von keinem Nutzen sind [und es nie waren, A. K.], und derartige Bewegungen sind in manchen Fällen äusserst ausdrucksvoll« (Darwin 1872, S. 28 f.). Wenn also der Milchtritt bei Katzen als Ausdruck des Wohlbehagens seine Wurzel in einem zweckmäßigen »Bearbeiten« der Milchdrüsen der Mutter hat, welches dann durch Gewohnheit quasi »selbständig« wird, dann wäre durch dieses zweite Prinzip des Gegensatzes ein Emotionsausdruck für den entgegengesetzten Gemütszustand – also für ausgeprägtes Unbehagen – bereits dann erklärt, wenn er aus »entgegengesetzten« Bewegungen oder entgegengesetztem Verhalten bestünde.[10]

Darwin erläutert das zweite Prinzip freilich an geeigneteren Beispielen als an demjenigen des Milchtritts; ein Beispiel sei zur Verdeutlichung wiedergegeben. Betrachten wir zunächst die Beschreibung einer Katze, die sich zum Kampfe vorbereitet und dementsprechend in angriffslustiger oder aggressiver »Gemütsverfassung« zu sein scheint: »Das Thier nimmt eine kauernde Stellung an, der Körper ist ganz ausgestreckt und der Schwanz wird entweder ganz oder nur die Spitze von einer Seite zur andern geschwungen oder gekrümmt. Das Haar ist nicht im mindesten aufgerichtet. [...] Bereitet es sich aber zum Kampfe vor, dann tritt der Unterschied [zum Verhalten beim Beutefang, A. K.] ein, dass die Ohren dicht nach hinten gedrückt werden; der Mund wird zum Theil geöffnet und zeigt die Zähne; die Vorderfüsse werden gelegentlich mit vorgestreckten Krallen vorgestossen, und gelegentlich stösst das Thier ein wütendes Knurren aus. [...] Alle oder beinahe alle diese Handlungen sind, wie hernach erklärt werden wird, eine natürliche Folge der Art und Weise, wie die Katze ihren Feind angreift, und der Absicht dies zu thun« (Darwin 1872, S. 56). (Die Haltung einer angriffslustigen Katze wird, wie durch meine Einfügung bereits angedeutet, von der Haltung einer zornigen oder wütenden Katze abgegrenzt.) Die beschriebene Haltung einer angriffslustigen Katze ist für sich genommen zweckmäßig: Die kauernde Stellung ermöglicht den schnellen, verzögerungsarmen Sprung auf den Gegner, der sich schwingende oder krümmende Schwanz verweist bereits auf das folgende, dritte Prinzip (vgl.

10 Eine Schwäche dieses Prinzips besteht in dem sich eröffnenden Spielraum der Willkür: Denn was ist das Gegenteil des »Milchtritts«? Ist das Gegenteil des abwechselnden Stoßens mit den Vorderfüßen das abwechselnde Stoßen mit den Hinterfüßen, das gleichzeitige Stoßen mit den Vorderfüßen, das Stillhalten der Vorderfüße und Bewegen des sonstigen Körpers, oder was sonst? Das Gegenteil von etwas ist eben nur dann genau zu benennen, wenn es sich um den einen Vertreter eines kontradiktorischen oder zumindest polar-konträren Begriffspaares handelt; dazu gehören jedoch die Wörter und Begriffe, mit denen wir Bewegungen und Verhalten *beschreiben* gar nicht oder nur sehr bedingt. Das Gegenteil einer schnellen Bewegung mag eine langsame Bewegung sein, aber was ist das Gegenteil eines Stabhochsprungs?

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

unten), die Ohren werden nach hinten an den Kopf gedrückt, um sie vor Verletzungen zu schützen usw. Für diese und die gleich behandelte »entgegengesetzte« Haltung finden sich hübsche und illustrative Abbildungen in Darwins Buch. Es folgt die Beschreibung einer Katze »in einer gerade entgegengesetzten Stimmung« (ebd., S. 56 f.), »während sie sich recht zuneigungsvoll fühlt und ihren Herrn liebkost. Man beachte hier, wie entgegengesetzt dabei ihre ganze Haltung in jeder Hinsicht ist. Sie steht jetzt aufrecht mit dem Rücken leicht gekrümmt, was das Haar ziemlich rauh erscheinen lässt, ohne dass es sich jedoch sträubt; anstatt dass der Schwanz ausgestreckt gehalten und von der einen zur andern Seite geworfen wird, wird derselbe vollständig steif und fast senkrecht in die Höhe gehalten; die Ohren sind aufrecht und gespitzt; das Maul ist geschlossen, und das Thier reibt sich an seinem Herrn mit einem Schnurren statt eines Knurrens«[11] (ebd., S. 57). Für die beschriebene Haltung wird nun keinerlei Zweckmäßigkeit mehr proklamiert; sie erklärt sich nach dem zweiten Prinzip alleine aus dem Gegensatz zur – für sich genommen zweckmäßigen – Haltung beim (ebenfalls entgegengesetzten) »Gemütszustand« der Angriffslust. Ein weiteres, ganz analoges Beispiel wird für den Hund im Zustand der »wilden und feindseligen Stimmung« (ebd., S. 51) und im entgegengesetzten der »demüthigen und zuneigungsvollen« (ebd., S. 53) skizziert; Unterschiede in der Haltung angriffslustiger Hunde und Katzen – sowie ihrer Haltung beim jeweils entgegengesetzten Gemütszustand – werden mit dem unterschiedlichen Jagd- und Beuteverhalten der beiden Tiere in Zusammenhang gebracht.

Ergänzend bemüht sich Darwin um weitere Beispiele für die Wirkung des Prinzips des Gegensatzes auch aus dem Bereich menschlichen Ausdrucksverhaltens, die jedoch vermittelter und mitunter weniger überzeugend ausfallen – bspw. die von den Zisterziensermönchen entwickelte Gebärdensprache betreffend (vgl. ebd., S. 61) –, und wirft die Frage auf, wie sich die Fälle, in denen ein ausdruckshaftes Zeichen unter der Wirkung des ersten Prinzips zustandegekommen ist, welches dann nach dem zweiten Prinzip sein eigenes Gegenteil sozusagen in die Welt brachte, unterscheiden lassen von denjenigen Fällen, in denen zwei »Zeichen, welche offenbar zu einander im Verhältniss des Gegensatzes stehen, beiderseits als selbstständige Bezeichnungen entstanden zu sein« scheinen (ebd., S. 62), von

11 Wenn hier das Schnurren als Gegenteil des Knurrens aufgefaßt wird, dann illustriert dies nochmals, wie problematisch die Rede vom Gegenteil in allen Fällen ist, in denen ihr nicht ein kontradiktorisches oder polar-konträres Begriffspaar zugrundeliegt. Schnurren und Knurren sind ja nicht naturwüchsig »Gegenteile«, sondern – wenn wir sie überhaupt so verstehen – wohl erst auf der Grundlage unserer Kenntnis (und unseres Verständnisses) der Situationen, in denen sie jeweils auftreten.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

den Fällen also, in denen entgegengesetzte »Gemütszustände« *jeweils* unter der Wirkung des ersten Prinzips zu entgegengesetzten Emotionsausdrücken führen. (Diese Abgrenzung fällt erwartungsgemäß, da muß nicht erst an den Exkurs über den problematischen Begriff der biologischen Funktion erinnert werden, schwer.)

Damit komme ich zum dritten und letzten Prinzip: dem Prinzip, »dass Handlungen durch die Constitution des Nervensystems verursacht werden, von Anfang an unabhängig vom Willen und in einer gewissen Ausdehnung unabhängig von Gewohnheit. – Wenn das Sensorium stark erregt wird, so wird Nervenkraft im Überschusse erzeugt und in gewissen bestimmten Richtungen fortgepflanzt, welche zum Theil von dem Zusammenhange der Nervenzellen, zum Theil von Gewohnheit abhängen, oder die Zufuhr der Nervenkraft kann allem Anscheine nach unterbrochen werden. Es werden hierdurch Wirkungen hervorgebracht, welche wir als expressive anerkennen. Dieses dritte *Princip* kann der Kürze wegen das *der directen Thätigkeit des Nervensystems* genannt werden« (Darwin 1872, S. 29, Hervorhebung A. K.). Sehen wir einmal ab von zeitgebundenen, heute antiquiert wirkenden Vorstellungen wie derjenigen von der »Nervenkraft«:[12] Wollten wir das »Prinzip der direkten Tätigkeit des Nervensystems« paraphrasieren, so könnten wir es wohl dasjenige der »Hardware-« oder »Bauartbedingten Ausdrucksbewegungen« nennen. Ausdrucksbewegungen lassen sich nach diesem Prinzip erklären, weil der Organismus (und sein Nervensystem) so beschaffen ist, wie er nun mal beschaffen ist – das dritte Prinzip rückt damit in die Nähe einer »Restkategorie«, die sich immer dann anbietet, wenn weder das erste noch das zweite Prinzip einen Beitrag zu einer Erklärung leisten kann. Gemeint ist eine Restkategorie von der Sorte, die lückenhafte und unvollständige Aufzählungen quasi »mit Gewalt« in eine logisch abgeschlossene Klasse verwandeln; also bspw. eine Zuordnung nach Farben betreffend: »blau«, »rot«, »gelb«, »sonstige Farben«. Der Fairneß halber ist jedoch hinzuzufügen, daß Darwin das dritte Prinzip nicht in der Funktion als Restkategorie bemüht; wo er im folgenden auf das dritte Prinzip zur Erklärung von Ausdrucksbewegungen zurückgreift, bemüht er sich meist, jene »bauartbedingte« Verursachung näher zu spezifizieren, z. B. indem er darauf hinweist, daß ein bereits erklärtes und ein zu erklären-

12 Vorstellungen, für die sich nichtsdestoweniger teilweise durchaus zeitgenössische Entsprechungen finden lassen, etwa »Aktionspotientialfrequenz« – Entsprechungen, die aller (historischen) Erfahrung nach ihrerseits irgendwann antiquiert wirken werden, für Vorstellungen, die leicht erklärlich und noch leichter entschuldbar werden, wenn man sich vor Augen führt, daß zentrale Mechanismen der Erregungsleitung, die heute nahezu zur Allgemeinbildung gehören, noch nicht im Detail bekannt waren.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

des Phänomen (Bewegung) durch unterschiedliche Muskelgruppen vollzogen wird, die von ein und demselben Nerven innerviert werden.

Ein Beispiel für die Wirkung des dritten Prinzips sieht Darwin etwa im Zittern der Muskeln bei »Einwirkung der Kälte auf die Oberfläche« (ebd., S. 68) oder durch Fieber, »im Delirium tremens und andern Krankheiten, durch allgemeinen Kräftemangel im hohen Alter, durch Erschöpfung nach übermäßiger Ermüdung« (ebd.) und anderem mehr – da wir heute (zumindest bei Kälte) eher einen »Nutzen« des Zitterns vor Augen haben (nämlich die Wärmeproduktion), überzeugt das Beispiel nur noch bedingt. Ein anderes Beispiel erblickt er im Ausdruck der Freude (auch das Herumalbern könnte mit angesprochen sein): »Bei übergrosser Freude oder sehr lebendigem Vergnügen ist eine starke Neigung zu verschiedenen zwecklosen Bewegungen und zur Äusserung verschiedener Laute vorhanden. Wir sehen dies an unsern kleinen Kindern in ihrem lauten Lachen, dem Zusammenschlagen der Hände und dem Hüpfen vor Freude, in dem Springen und Bellen eines Hundes, wenn er mit seinem Herrn ausgehen will, und in den muntern Sprüngen eines Pferdes, wenn es auf ein offnes Feld gelassen wird. Freude beschleunigt die Cirkulation und diese reizt wieder das Gehirn, welches umgekehrt wieder auf den ganzen Körper zurückwirkt. Die eben erwähnten zwecklosen Bewegungen und die vermehrte Herzthätigkeit kann zum hauptsächlichsten Theile auf den erregten Zustand des Sensoriums [...] und auf den davon abhängigen nicht geleiteten Überschuss von Nervenkraft bezogen werden, wie Mr. HERBERT SPENCER behauptet« (ebd., S. 77).

Nun sieht Darwin freilich nicht diese »Gemütsbewegung« durch dieses Prinzip, jenen Emotionsausdruck durch ein weiteres verursacht: Bei der Erklärung jedes Emotionsausdruckes arbeiten die genannten Prinzipien (sowie ggf. weitere, noch ungenannte »nahe analoge Prinzipien« [Darwin 1872, S. 83]) zu unterschiedlichen Anteilen (potentiell) zusammen. Für dieselbe Bewegung können teilweise unterschiedliche Prinzipien erklärend herangezogen werden; außerdem ist denkbar, daß eine komplexe Bewegung (bzw. ein komplexer Emotionsausdruck) aus verschiedenen Einzelbewegungen zusammengesetzt ist, für die jeweils unterschiedliche Prinzipien zur Erklärung verwandt werden. Es sei ein letztes Beispiel gegeben, welches abschließend nochmals die drei nunmehr erläuterten Prinzipien illustriert, vor allem aber auch ihr Zusammenspiel bei der Erklärung von Emotionsausdrücken vorführt. Es geht nochmals um eine gereizte und zum Kampfe bereite Katze, die bekanntlich mit dem Schwanz oder dem Schwanzende zuckt: »Dafür dass der Schwanz herumgeschlagen oder von der einen zur anderen Seite gekrümmt wird, lässt sich keine Ursache mit Gewissheit nachweisen. [...] Es möchte fast scheinen, als wenn im Zustande starker Erregung eine nicht zu controlirende Begierde nach einer Bewe-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gung irgend welcher Art existire, welche eine Folge davon ist, dass Nervenkraft von dem erregten Sensorium reichlich frei gemacht wird, und dass, da der Schwanz frei herabhängt und seine Bewegungen die allgemeine Stellung des Körpers nicht stören, dieser gekrümmt und umhergeschlagen wird. [Hier wird auf das dritte Prinzip rekurriert, A. K.] Alle Bewegungen einer Katze im zuneigungsvollen Gemüthszustande finden sich in vollkommenem Gegensatze zu den eben beschriebenen. [Hier ist natürlich das zweite Prinzip in Anspruch genommen, A. K.] Jetzt steht sie aufrecht mit leicht gekrümmtem Rücken, den Schwanz senkrecht in die Höhe gehalten und die Ohren aufgerichtet und sie reibt ihre Backen und Seiten an ihrem Herrn oder ihrer Herrin. Die Lust, sich an irgend Etwas zu reiben, ist bei Katzen in diesem Seelenzustande so stark, dass man oft sehen kann, wie sie sich gegen Stühle oder Tischbeine oder Thürpfosten reiben. Diese Art und Weise, ihre Zuneigung auszudrücken, entstand wahrscheinlich ursprünglich durch Association [und demzufolge nach dem ersten Prinzip, A. K.] wie bei dem Hunde daher, dass die Mutter ihre Jungen pflegt und hätschelt, und vielleicht auch daher, dass sich die Jungen untereinander lieben und miteinander spielen« (ebd., S. 128 f.).

Die grundlegenden Mechanismen, mit denen Darwin die Entstehung der Emotionsausdrücke erklärt, dürften damit hinreichend deutlich geworden sein – auch in ihren heutzutage eher abwegigen oder entlegen erscheinenden Anteilen (die oft gar nicht mehr rekonstruiert werden; vgl. etwa Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1997, etwa S. 53 f. für das zweite, von Darwin »recht unklar formuliert[e]«, und das dritte Prinzip). Überblicken wir nun Darwins Ansatz in seiner Gesamtheit, stellt sich die Frage, auf welche Weise unser Vorhaben davon profitieren kann.

2.1.4 Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen

Zunächst ist festzuhalten, daß Darwins Untersuchungen im Grunde genommen keine Emotionstheorie darstellen, sondern (wenn schon eine Theorie, dann) eine Theorie des Emotionsausdruckes. Darwins Theorie dennoch als ersten Vertreter eines psychologisch orientierten Abrisses früher Emotionstheorien zu behandeln, ist gleichwohl aus zweierlei Gründen gerechtfertigt: erstens aufgrund des Einflusses, den Darwins »Pionierarbeit« hatte, auch wenn sie diesen Einfluß nicht unmittelbar entfaltete (vgl. zur Rezeption von Darwins Werk z. B. Meyer, Schützwohl und Reisenzein 1997, S. 59 ff.). Wie angedeutet begründete er zwei Forschungslinien, die bis in die Gegenwart hinein eine bedeutende Rolle innerhalb der Emotionspsychologie spielen. Bei diesen Forschungsfeldern handelt es sich zum einen um die Frage nach der Universalität oder Kulturspezifität von Gefühlen (vgl.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ekman 1973), zum anderen um ihre Untersuchung, indem man den gestischen und vor allem mimischen Ausdruck als »Zugangsweg« nutzt (vgl. z. B. die Beiträge in Scherer & Ekman 1982). Dabei kann man natürlich die erstere Frage mit der letzteren Methode angehen, wie es bspw. Ekman vielfach (vgl. etwa 1988 und die dortige Biographie S. 253 ff.) tut. Sie läßt sich jedoch auch anders, z. B. vergleichend sprachwissenschaftlich, bearbeiten – etwa mit den im einzelnen ganz unterschiedlichen Vorgehensweisen Wierzbickas (z. B. 1992, 1995), Kövecses' (z. B. 1990, 1995) oder Mees' (1991). Und der als zweites genannte »empirische Zugangsweg« über Gestik und Mimik läßt sich natürlich auch unabhängig von der Frage nach der Universalität von Gefühlen nutzen, etwa in Untersuchungen zur Entwicklung der Gefühle (vgl. etwa Geppert & Heckhausen 1990).

Zweitens aber – und dieser Punkt ist noch wichtiger – formulierte Darwin seine Theorie des Emotionsausdruckes *als ob* es sich um eine Theorie der Emotion handele. Eine mögliche Diskrepanz zwischen dem gezeigten »Ausdruck der Gemütsbewegung« und einer Gemütsbewegung selbst wird von Darwin nicht im geringsten reflektiert – dies ist umso erstaunlicher, als seine ansonsten äußerst präzisen, detailreichen, aber auch sensiblen (um nicht rundheraus zu sagen: humor- oder sogar liebevollen) Beobachtungen und Schilderungen noch heute nicht nur ein offenes Ohr, sondern höchste Anerkennung verdienen. Die mangelnde Reflexion einer solchen (möglichen) Diskrepanz ist eine Tatsache, für die ich schlechterdings keine Erklärung beibringen kann. Sicherlich verfolgte Darwin ganz andere Ziele; dies allein reicht jedoch als Erklärung nicht aus. Daß auch der religiöse Darwin – der erbitterten Kritik seiner Gegner, der Kreationisten zum Trotz – in einer von Gott »durchwalteten« Welt lebte, in der Täuschung und Heuchelei nicht als spezifische Formen des sozialen Miteinanders oder gar als sublime Form sozialer Kompetenz, sondern immer schon als Residualbereiche, als Abfall vom rechten Wege auftauchten, mag ein weiterer Hinweis sein – eine Erklärung ist auch dies nicht. Nichtsdestoweniger finden sich für dieses also unerklärliche Faktum beeindruckende Belege: Selbst wo ansatzweise Täuschung als Täuschung angesprochen ist (etwa beim Gefühlsausdruck von Kindern in bestimmten Situationen), führt das nicht zu einem Bedenken der Diskrepanz zwischen Gefühl und Gefühlsausdruck, sondern lediglich zu Überlegungen hinsichtlich der Rückmeldung des ausgedrückten Gefühls auf das wahrgenommene bzw. erlebte Gefühl, die sich unschwer als Vorläufer der Kernthese der James-Langeschen Emotionstheorie auffassen lassen (vgl. Kapitel 2.3). Als Beispiel – zunächst für Stellen, an denen Darwin eine mögliche Diskrepanz zwischen Ausdruck und Erleben thematisiert, ohne jedoch diese Diskrepanz zum Gegenstand systematischer Überlegungen zu machen – sei angeführt: »Die Bewegungen des Ausdrucks verleihen unsern gesproche-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nen Worten Lebhaftigkeit und Energie. Sie enthüllen die Gedanken und Absichten Anderer wahrer als es Worte thun, welche gefälscht werden können« (Darwin 1872, S. 374). Nun können freilich auch Emotionsausdrücke gefälscht werden – ein »falsches Lächeln« macht das schnell klar. Weitere Beispiele, in denen zudem die Nähe zu James' Grundthese deutlich wird, finden sich nicht weit entfernt: »Der freie Ausdruck einer Gemüthserregung durch äussere Zeichen macht sie intensiver. Auf der anderen Seite macht das Zurückdrängen aller äussern Zeichen, so weit dies möglich ist, unsere Seelenbewegungen milder« (ebd.). »Selbst das Heucheln einer Gemüthsbewegung erregt dieselbe leicht in unserer Seele« (ebd., S. 375) – hier wird sogar das Heucheln konzediert, umso verwunderlicher ist es, daß nirgendwo systematisch über den Unterschied zwischen Gefühl und Gefühlsausdruck nachgedacht wird. (Die Überlegungen zur »Rückwirkung« des Gefühlsausdruckes auf das Gefühl werden unten im Kapitel 2.3 zu James wieder aufgenommen, vgl. etwa S. 256, Fußnote 65.) Ein weiteres Indiz für diesen verblüffenden Mangel – die fehlende Differenzierung von Gefühl und Gefühlsausdruck – und zugleich ein Beleg dafür, daß es gerechtfertigt ist, Darwins Entwurf als Emotionstheorie zu bewerten, da über Emotionsausdrücke gesprochen wird, *als ob* sie Emotionen seien, liefert die Tatsache, daß aus Verhaltensweisen bei Tieren, die so erscheinen, als seien sie Emotionsausdrücke, auch umstandslos auf das Vorhandensein der entsprechenden Gefühle geschlossen wird – und das bis hinab in das Reich der Insekten. Hierfür findet sich eine große Zahl an Beispielen, willkürlich herausgegriffen seien die folgenden: »Der Löwe richtet im Affecte der Whut seine Mähne empor« (ebd., S. 97). »Freut sich der *Cebus Azarae* [...], dass er eine geliebte Person wiedersieht, so bringt er einen eigenthümlichen kichernden Laut hervor« (ebd., S. 135). Oder eben: »Selbst Insecten drükken Zorn, äusserste Furcht, Eifersucht und Liebe durch ihre Stridulation aus« (ebd., S. 359). Wo immer also eine Diskrepanz zwischen Emotion und Emotionsausdruck zur Sprache kommt, geschieht dies nur implizit: »Das Zurückziehn der Ohren ist gleichfalls bei jungen Kätzchen zu sehen, wenn sie in ihren Spielen mit einander kämpfen, ebenso bei erwachsenen Katzen, wenn sie *wirklich* wild werden« (ebd., S. 112, Hervorhebung A. K.). Wie gesagt (und mittlerweile hinreichend deutlich gemacht) – es ist frappierend, daß diese und eine ganze Reihe vergleichbarer Stellen nirgendwo Reflexionen über den Unterschied zwischen Gefühl und Gefühlsausdruck nach sich ziehen! Wie dem auch immer sei – Darwin wählt einen (vor dem Hintergrund des in Kapitel 1.1.1 Gesagten) im engeren Sinne empirischen Zugang zum Gefühl. Symbolisierungen im Medium der Sprache spielen dabei eine vernachlässigbare Rolle, Darwin wählt den mimischen und gestischen Ausdruck von Gefühlen als »Medium des Zugriffs« (auch wenn er diesen

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ausdruck dann, wie soeben skizziert, vorschnell mit dem Gefühl selbst identifiziert).

Tatsächlich finden sich eine Reihe von Beobachtungen, aus denen man lediglich weitergehende (oder überhaupt erst) Schlüsse zu ziehen brauchte, um im Resultat zu einem breiteren, bunteren – und letztlich interessanteren – Bild zu gelangen, als es dasjenige darstellt, welches uns von manchen allzu schlichten Darwin-Adepten präsentiert wird – und dies betrifft nicht nur die Suche nach all demjenigen, welches eben bereits bei Darwin nicht vererbt und nicht angeboren ist. »Die Empfindungen, welche man zärtlich nennt, sind schwer zu analysiren; sie scheinen aus Zuneigung, Freude und besonders aus Sympathie zusammengesetzt zu sein« (ebd., S. 219) – was hätte hier näher gelegen, als über »komplexe« Gefühle nachzudenken und darüber, wie sie sich (diachron oder synchron) aus einzelnen Teilgefühlen oder auch anderen Elementen zusammensetzen könnten (vgl. Kapitel 1.1.4)? Darwin interessiert sich für den angesprochenen (zärtlichen) »Gefühlskomplex« jedoch vor allem im Hinblick auf den Tränenfluß, den dieser mitunter zur Folge hat. »Die lebhafte Rückerinnerung an unsere frühere Heimat oder an längst vergangene glückliche Zeiten verursacht sehr leicht die Füllung unserer Augen mit Thränen. Aber auch hier tritt sehr naturgemäss der Gedanke ein, dass diese Zeiten niemals wiederkehren werden. In derartigen Fällen können wir sagen, dass wir mit uns selbst in unserm jetzigen Zustande sympathisiren im Vergleich mit unserm frühern Zustande« (ebd., S. 219 f.). Hier ließen sich verallgemeinernde Überlegungen über die Rolle der Erinnerung anschließen (vgl. Kapitel 1.1.4). »Sympathie scheint eine besondere und verschiedene Gemüthserregung darzustellen; sie ist besonders geneigt, die Thränendrüsen zu reizen. [...] Das Gefühl der Sympathie wird gewöhnlich durch die Annahme erklärt, dass wenn wir von dem Leiden eines Andern hören oder dasselbe sehen, die Idee des Leidens in unsrer eigenen Seele so lebhaft wachgerufen wird, dass wir selbst leiden. Diese Erklärung ist aber kaum genügend, denn sie gibt keinen Aufschluss über die innige Verbindung zwischen Sympathie und Zuneigung. [...] Bei dem Leiden eines geliebten Freundes, hat so mancher Mann Thränen vergossen, aus dessen Augen keines seiner eignen Leiden eine Thräne auspressen würde« (ebd., S. 220 f.).[13] Böten sich hier nicht zwanglos Überlegungen über den Objektbezug von Gefühlen an (vgl. Kapitel 1.1.5)? Und da wir nun gerade beim Weinen sind: »Da Kinder und Frauen viel reichlicher weinen als Männer und da erwachsene Personen beiderlei Geschlechts nur selten weinen, ausgenommen bei geistiger Trübsal, so können wir einsehen, warum man die Gram-Muskeln, wie es meiner Meinung nach der Fall ist, viel häufiger bei Kindern und Frauen in Thätig-

13 »Seine Augen waren feucht vor Mitgefühl« (Hammett 1976, S. 34).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

keit sieht, als bei Männern, und bei erwachsenen Personen beiderlei Geschlechts nur in Fällen geistiger Trübsal« (ebd., S. 194); »Bei Erwachsenen und besonders denen des männlichen Geschlechts hört das Weinen bald auf, durch körperlichen Schmerz verursacht zu werden oder solchen auszudrücken. Dies kann dadurch erklärt werden, dass es für schwächlich und unmännlich gehalten wird, wenn Männer, sowohl civilisirter als barbarischer Rassen, körperlichen Schmerz durch irgend welche äusserliche Zeichen zu erkennen geben. [...] Auch bei civilisirten Nationen Europas besteht in der Häufigkeit des Weinens ein grosser Unterschied. Engländer weinen selten, ausgenommen unter dem Drucke des heftigsten Kummers, während in einigen Theilen des Continents die Menschen viel leichter und reichlicher Thränen vergiessen« (ebd., S. 156). Hier öffnet Darwin im weitesten Sinne geschlechts- wie kulturdifferenzierenden bzw. -theoretischen Überlegungen Tür und Tor. (Überlegungen, die er dann freilich nicht selbst anstellt, die jedoch – und das zu zeigen ist mir ein Anliegen – an seine Deskriptionen und, ein ganzes Stück weit, auch an sein »theoretisches Modell« »anschlußfähig« sind.) Weitere Beispiele für interkulturelle *Varianz*, bei denen entsprechend die Konvention gegenüber der Vererbung in den Vordergrund tritt, sieht Darwin etwa in der Andacht – einem »Gefühl«, daß wir heute nicht mehr umstandslos als Gefühl betrachten würden, jedenfalls weit weniger noch als die Ehrfurcht – und dem Küssen. Im Falle der Andacht läßt sich der Blick nach oben, der sie nicht selten begleitet, nach Darwin nicht erfolgreich mit dem Nach-oben-wenden der Augen in anderen Zuständen, z. B. dem des Schlafes, in Verbindung bringen; »so ist die Bewegung wahrscheinlich eine conventionelle – das Resultat des gewöhnlichen Glaubens, dass der Himmel, die Quelle der göttlichen Gewalt, zu der wir beten, über uns gelegen ist. Eine demüthige knieende Stellung mit erhobenen und in einander gelegten Händen« (Darwin 1872, S. 223) konnte Darwin ebenfalls bei »aussereuropäischen Menschenrassen« (ebd.) nicht finden. Zur Erklärung dieser Geste zitiert er – gewissermaßen zähneknirschend, weil die Stellung so »eine der sclavischen Unterwürfigkeit« (ebd.) wird – Wedgwood: »When the suppliant kneels and holds up his hands with the palms joined, he represents a captive who proves the completeness of his submission by offering up his hands to be bound by the victor. It is the pictorial representation of the Latin *dare manus*, to signify submission« (Wedgwood 1866, S. 146). In dem Maße, in dem diese Erklärung nun eben nicht mehr auf Physiologie, sondern auf Kulturgeschichte rekurriert, wird auch das erklärte Verhalten von einem »natürlichen« zu einem »kultürlichen« (was natürlich nicht ohne Folgen für die heranzuziehenden Formen der Erklärung bleibt). Daß sich der Ausdruck der Andacht aus anderen Quellen speist als etwa derjenige der Freude oder der Überraschung, gestattet es Darwin im übrigen auch, die Andacht selbst anders zu betrachten:

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»Denn es ist sehr zweifelhaft, ob Empfindungen, welche wir jetzt als andachtsvolle auffassen, die Herzen von Menschen bewegten, als sie in vergangenen Zeiten noch in einem uncivilisirten Zustande verharrten« (ebd., S. 224).

Was nun das Küssen anbelangt: Bekanntlich ist auch dieser »Ausdruck einer Gemütsbewegung« nicht unter allen Menschen verbreitet. Darwin erkennt das durchaus – »JEMMY BUTTON, der Feuerländer, sagte mir, dass diese Gewohnheit in seinem Vaterlande unbekannt sei. Sie ist gleichfalls unbekannt bei den Neu-Seeländern, den Eingeborenen von Tahiti, den Papuas, den Australiern, den Somalis von Afrika und den Eskimos« (Darwin 1872, S. 218) –, sieht jedoch in diesem Fall eine dahinter oder zugrundeliegende Disposition, welche ihrerseits »eingeboren oder natürlich« (ebd.) sei, nämlich »mit einer geliebten Person in nahe Berührung zu kommen« (ebd.). »In verschiedenen Theilen der Welt wird es [das Küssen, A. K.] durch das Reiben der Nasen aufeinander ersetzt, so bei den Neu-Seeländern und Lappländern, oder durch das Reiben oder Klopfen der Arme, der Brust oder des Bauches, oder, dass der eine sein eigenes Gesicht mit den Händen oder Füssen des andern streichelt. Vielleicht dürfte die Gewohnheit, als ein Zeichen der Zuneigung auf verschiedene Theile des Körpers zu blasen, von demselben Grundsatze abhängen« (ebd.). Hier verschränken sich demnach Natur und Kultur in der Erklärung eines Emotionsausdruckes.

Mit den bislang angeführten Beispielen – etwa den Objektbezug von Gefühlen oder die Frage nach ihrer »natürlichen« bzw. »kulturellen« Herkunft betreffend – erschöpft sich der »Steinbruch Darwin« für unsere Zwecke noch nicht. Gefühle müssen bspw. nicht oder nicht unmittelbar mit Handlungen verbunden sein; Gefühle können also eine, müssen aber keine »motivierende« Komponente haben, wie sich mit Darwin gegen Scherer und auch Kleinginna und Kleinginna (vgl. Kapitel 1.3.2 bzw. 1.3.1) einwenden läßt: »Ein Mensch kann sein Herz mit Hass oder dem schwärzesten Verdachte erfüllt haben oder von Neid und Eifersucht zernagt sein: da aber diese Gefühle nicht sofort zu Handlungen führen und sie gewöhnlich eine Zeit lang anhalten, so werden sie auch durch kein äusserliches Zeichen sichtbar, ausgenommen, dass ein Mensch in diesem Zustande sicherlich nicht gemüthlich und gut gelaunt erscheint. Wenn diese Gefühle in äusserliche Handlungen umschlagen, so nimmt Wuth ihre Stellung ein und wird deutlich gezeigt« (Darwin 1872, S. 80). Neid muß also nicht zu Handlungen führen, und wenn er es tut, dann liegt womöglich gar kein Neid mehr vor, sondern bspw. Wut. (Neid kann auch durch »kein äusserliches Zeichen sichtbar« [Darwin 1872, S. 80] sein – eine weitere Stelle, an der Reflexionen über die Diskrepanz zwischen Emotion und Emotionsausdruck einsetzen hätten können. Zudem ist – da der Neid sich erst als Wut äußert –

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

das Problemfeld des sich in der Zeit gestalthaft entfaltenden Gefühls angesprochen. Für letzteres folgt gleich ein besseres Beispiel.)

Auch für Darwin also muß ein Gefühl nicht unbedingt eine bestimmte – oder auch nur irgendeine – Handlung »motivieren«, es muß noch nicht einmal mit einem bestimmten Ausdruck einhergehen – und es kann obendrein, wie das folgende Beispiel zeigt, über die Zeit hinweg einen gewissen, regelhaften Verlauf nehmen: »Mehrere andre Seelenzustände scheinen anfangs aufregend zu sein, werden aber bald bis zu einem äussersten Grade niederschlagend. Wenn eine Mutter plötzlich ihr Kind verliert, so ist sie zuweilen vor Schmerz wie wahnsinnig und muss als sich in einem aufgeregten Zustande befindend betrachtet werden. Sie läuft wild umher, zerzaust sich das Haar oder die Kleider und ringt ihre Hände. [...] Sobald der Leidende sich dessen vollständig bewusst wird, dass nichts mehr gethan werden kann, nimmt Verzweiflung oder tiefer Kummer die Stelle des wahnsinnigen Schmerzes ein. [...] Ist der Schmerz sehr heftig, so führt er sehr bald äusserste Niedergeschlagenheit oder Erschöpfung herbei« (Darwin 1872, S. 81 f.). Nicht nur die Spuren einer Auffassung des zeitlichen Verlaufs bestimmter, komplexer »Gefühlsgestalten« lassen sich bei Darwin aufnehmen, es finden sich schließlich sogar Beispiele für eine Rede vom Gefühl nicht eigentlich als Gefühl, sondern als Persönlichkeitsmerkmal, als Disposition, wie wir sie in Kapitel 1.2.3 differenziert hatten. Da, wie angedeutet, eine mögliche Diskrepanz zwischen Emotion und Emotionsausdruck nicht reflektiert wird, da Darwin also umstandslos aus dem Vorhandensein eines Emotionsausdruckes auf die zugehörige Emotion (auch bei Tieren) schließt, finden sich entsprechende Beispiele auch aus dem Tierreich – wo sie besonders auffällig werden, etwa wenn von einer »furchtsamen Pintscherhündin« (ebd., S. 125) die Rede ist, oder aber von einem »Bastard-Goldfinken von sehr zorniger Disposition« (ebd., S. 100).

Was ist nun der Ertrag einer Relektüre Darwins, insbesondere im Hinblick auf den Einsatz der im ersten Kapitel entfalteten und »geschärften« Begrifflichkeit? Einmal ganz abgesehen davon, daß eine solche Relektüre wohl auch dann ihre Berechtigung hätte, wenn sie bestimmte Aspekte zurück in die Aufmerksamkeit holen könnte, die – obwohl integraler Bestandteil von Darwins Ansatz – nicht in jeder Rekonstruktion dieses Ansatzes den Raum erhalten, der ihnen eigentlich zustünde (wie etwa die skizzierten drei Prinzipien, insbesondere das zweite und dritte). Einen weiteren Ertrag, der ebenfalls nicht erst durch Rückgriff auf das in Kapitel 1 Entwickelte zustandekommt, darf sicherlich geltend machen, wer Darwin liest, um so manches vorschnell vereinfachte und begradigte Bild sozusagen hier zu krümmen und dort zu verkomplizieren, um es so dem Modell, nach dem es gemalt wurde, wieder anzunähern: So scheint mir der Raum, den Darwin gerade auch dem nicht angeborenen Emotionsausdruck, der

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»Konvention«, dem Erlernten, Erworbenen, dem kulturspezifischen und interkulturell variablen Verhalten bzw. Handeln einräumt, durchaus größer zu sein, als es in den Rufen derjenigen zum Ausdruck kommt, die Darwin aufs Schild gehoben haben und ihn nunmehr unbeirrt durch die Straßen tragen. Kurz: Man sollte Darwin umgehend aus der Gewalt der Evolutionstheoretiker befreien. (Und eine Relektüre, die dazu beiträgt, wäre dann eben nicht nur berechtigt, sondern geradezu – um im Bild zu bleiben – ein längst überfälliger Akt der Humanität.)

Aber gibt es darüber hinaus einen spezifischen Ertrag der Relektüre Darwins für das in Kapitel 1 Erarbeitete? Zunächst setzt es in Erstaunen (und dann in Freude), wie viele der vorab unternommenen Differenzierungen und Klärungen sich in Darwins akribischen Beobachtungen und Beschreibungen wiederfinden lassen. Dies ist durchaus Bestätigung; es ist ein erstes Indiz für die Gültigkeit und Tragfähigkeit der entwickelten Unterscheidungen (die sich eben bereits bei Darwin finden und auf eine systematische Entfaltung warten). Eine Relektüre Darwins erbringt also zunächst einmal ein gerüttelt Maß an Unterstützung für das im ersten Kapitel dargelegte – wenn man so will – Gerüst oder Skelett einer Emotionstheorie.

Aber auch umgekehrt eröffnet sich eine interessante Frage: Hatten die Vorarbeiten in Kapitel 1 einen Einfluß auf die Relektüre Darwins? Es liegt auf der Hand, daß es maßgeblich die Sensibilisierung durch die vorab geleisteten Differenzierungen und Abgrenzungen ist, die es überhaupt erst ermöglicht, in Darwins Werk die Hinweise und Spuren zu lesen, die wir als Unterstützung für die eine oder andere Überlegung im ersten Kapitel auffassen dürfen. (Die Arbeit »nah am Text«, das ausführliche Wiedergeben von Originalzitaten, soll es nichtsdestoweniger erleichtern, auch eine andere, abweichende Auffassung zu entwickeln und zu vertreten.) Kurz: Zumindest was Darwin angeht, haben die Vorüberlegungen eine doppelte Bewährungsprobe bestanden. Viele ihrer zentralen Aussagen haben sich an einer Reihe von Details bestätigt, umgekehrt haben sie uns anleiten können, mit dem Resultat, einen zumindest hier und da neuartigen Blick auf Darwin zu erhaschen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

2.2 Wilhelm Wundt

Zumindest neuartig wird wohl auch der Blick auf Wilhelm Wundts theoretische Auffassungen des Gefühls ausfallen; denn – soviel sei vorweggenommen – es gehört zu den überraschendsten Ergebnissen der vorliegenden Auseinandersetzung mit Wundts diesbezüglichen Überlegungen, daß letztere sich kaum jemals auch nur annähernd vollständig wiedergegeben finden. In der Regel wird Wilhelm Wundt als (der erste) Vertreter einer »dimensionalen« Theorie des Gefühls präsentiert: so etwa bei Mees (1997, S. 329 f.), Scherer (1990a, S. 14) oder Schmidt-Atzert (1996, S. 16 f.); bei Ulich und Mayring (1992, S. 22) werden »Totalgefühle« und »Affekte« als zentrale Elemente der komplexen Wundtschen Gefühlstheorie immerhin noch erwähnt, wenn auch nicht weiter erörtert. Natürlich ist eine solche Beschränkung im Rahmen knapper, nicht vorrangig auf Wundt zielender Einführungen in die Emotionspsychologie im Prinzip statthaft; angesichts des Ausmaßes der Weglassungen und Simplifizierungen wäre jedoch zumindest ein kurzer diesbezüglicher Hinweis, der sich bei keinem der Genannten findet, überaus wünschenswert gewesen. (Eine Wundt eher gerecht werdende, aber noch immer zu knappe Charakterisierung findet sich bei Gardiner, Clark Metcalf und Beebe-Center [1970, S. 322 ff.].) Man hält Wundt zugute, daß er durch das Postulat insgesamt dreier »Dimensionen«, auf denen sich Gefühle unterscheiden sollen – neben der naheliegenden, sich von »Lust« zu »Unlust« erstreckenden (vgl. auch Kapitel 1.1.7), eine weitere zwischen den Polen »Erregung« und »Beruhigung« und eine dritte zwischen »Spannung« und »Lösung« (unten genaueres dazu) –, jene besser und genauer beschreibbar gemacht zu haben (besser jedenfalls als Versuche, die nur auf den »Lustfaktor« des Gefühls, also die erste der angesprochenen Unterscheidungen, rekurrieren). Gleichzeitig hält man ihm jedoch vor, daß der damit gewonnene Grad der Modell-Detaillierung (noch) nicht ausreiche, sämtliche Gefühle in befriedigender Weise zu begreifen – daß also der Vielfalt der Gefühle nicht gerecht werden könne, wer sie als spezifische Merkmalsausprägung auf lediglich drei Dimensionen auffasse, daß der resultierende dreidimensionale »Gefühlsraum« demnach nicht groß genug sei, für jedes Gefühl ein passendes »Örtchen« zu finden. Merkwürdigerweise schreitet beides – eine solche »Würdigung« ebenso wie die sich anschließenden »kritischen« Anmerkungen – weitgehend blind an eventuellen Beiträgen vorbei, die Wundt zur adäquaten Behandlung der uns interessierenden Fragen liefern könnte. Denn beides nimmt den Ausgang keineswegs von einer auch nur halbwegs brauchbaren Rekonstruktion von Wilhelm Wundts Gefühlstheorie, sondern von dem bis zur Unkenntlichkeit reduzierten Zerrbild, das in der emotionspsychologi-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schen Literatur in der Regel gerade so behandelt wird, *als ob* es Wundts Gefühlstheorie darstelle – ein Faktum, für das ich schlechterdings keine Erklärung anbieten kann.[14]

Wenn im folgenden die Wundtschen Überlegungen zum Gefühl rekonstruiert werden sollen, so ist das allerdings eine Arbeit, die erheblich zu leiden hat unter einer reichlich banalen Schwierigkeit: dem ganz ungewöhnlichen Umfang des Wundtschen Werkes. Durch Auswertung der 491 Titel zählenden Wundt-Bibliographie, die Wundts Tochter Eleonore erstellt hat, kommt Boring (1950, S. 345) – unter Ausschluß von unveränderten Neudrucken, jedoch inklusive veränderter Neuauflagen – auf gut 53000 veröffentlichte Druckseiten in den Jahren von 1853 bis einschließlich 1920, was mehr als zwei Seiten pro Tag entspricht. Der sich ergebenden Schwierigkeit wurde folgendermaßen begegnet: In erster Linie stützt sich die folgende Rekonstruktion auf eine späte Auflage des *Grundrisses der Psychologie*, nämlich die neunte (1909), der zwar noch sechs Auflagen folgten, welche jedoch nach der zehnten Auflage von 1911 nicht mehr verändert wurden. Die letzte Auflage der *Grundzüge der physiologischen Psychologie* (in drei Bänden 1908b, 1910, 1911) zeigt eine im Grundsatz vergleichbare Gliederung und Präsentation des Gegenstandes und wurde hier und da ergänzend herangezogen. Die jüngst wiederveröffentlichte erste Auflage der *Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele* (1990a, 1990b; zuerst 1863) dagegen entfaltet eine »Frühform« der Wundtschen Sicht auf das

14 Nicht einmal Wundt-Biographen sind gänzlich gefeit vor derartigen Simplifizierungen: So charakterisieren Meischner und Eschler durchaus zutreffend Gefühle und Affekte als Bestandteile des Wollens (also der »Willensvorgänge«, unten mehr dazu) und zitieren Wundt, für den ein Affekt »›eine zeitliche Folge von Gefühlen‹ [darstelle, A. K.], die ›zu einem zusammenhängenden Verlaufe‹ und zu einem neuen Ganzen verbunden« seien (1979, S. 71; vgl. auch Wundt 1909, S. 204), kommen dann aber zu der m. E. vollkommen überraschenden (und bei Wundt schwerlich zu belegenden) Kennzeichnung: »Wir würden heute unter Affekten im Wundtschen Sinne etwa generalisierte Gefühle verstehen« (Meischner & Eschler 1979, S. 71), der sie – ohne Spritzer eintauchend in den breiten Strom der Tradierung – die Bemerkung hinzufügen, »daß sich Wundts Gedanke einer mehrdimensionalen Struktur der Gefühle als sehr fruchtbar erwiesen hat« (ebd.). – Ein letztes Beispiel, welches außerdem zeigt, daß eine derartig verkürzte Rezeption kein neues Phänomen ist, sondern ihrerseits auf eine lange Geschichte zurückblicken kann: Der Herausgeber des Langeschen Buches über die Gemütsbewegungen fügt der zweiten Auflage (Lange 1910) eine Einleitung bei, in der er beklagt, daß Langes Theorie kaum rezipiert werde und auch »der augenblicklich tonangebende psychiatrische Forscher Kräpelin« (Kurella 1910, S. XI) ihn nicht einmal beiläufig nenne; »und da, wo Kräpelin eingehend die krankhaften Störungen des Gefühlslebens erörtert, wird nur die unhaltbare Gefühlstheorie von Wundt erwähnt, mit ihren drei gegensätzlichen Gefühlsrichtungen, Lust und Unlust, Erregung und Beruhigung, Spannung und Lösung« (ebd., S. XII).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Gefühl, die sich von den späteren Ansichten unterscheiden läßt; die Vorlesungen wurden daher nicht systematisch herangezogen. Eine »späte« Wundtsche Emotionstheorie nicht nur, wie im vorliegenden Kapitel, für sich zu rekonstruieren, sondern als Entwicklungsprodukt vorangegangener Arbeitsperioden und ihrer Ansätze auszuweisen, hätte den mir selbst gesetzten Rahmen gesprengt und sicher ausreichend Material für eine eigenständige Arbeit erbracht.[15]

Doch damit genug der Vorrede; Wundts Auffassungen vom Gefühl nähert man sich am besten, indem man an seine programmatischen Vorstellungen über die konzeptionelle Ausrichtung der wissenschaftlichen Psychologie, an sein »System« der Psychologie erinnert.

2.2.1 Wundts Auffassung vom Gegenstand der Psychologie

In seinem Bemühen, die entstehende Psychologie von den Naturwissenschaften abzugrenzen – sowie ihr Verhältnis zu den Geisteswissenschaften und der Philosophie zu bestimmen – und dabei gleichwohl als Erfahrungswissenschaft zu konturieren und zu etablieren,[16] setzt Wundt am Begriff der Erfahrung bzw. am erfahrenden Subjekt an. An jedem Akt der Erfahrung lassen sich demnach zwei Aspekte unterscheiden: zum einen der *Gegenstand* der Erfahrung, ihr Inhalt oder Objekt, und zum anderen derjenige, der die Erfahrung macht, das erfahrende *Subjekt* selbst. Auch dort, wo es sich um eine auf den ersten Blick »innere« Erfahrung – einen Traum,

15 Im übrigen mag es angesichts solch einschüchternder Produktivität fast tröstlich erscheinen, daß auch dem Urheber selbst hier und da der Überblick verlorengegangen zu sein scheint. So schreibt Wundt (1905) etwa in dem (nach späterer Zählung) vierten Band der *Völkerpsychologie* (dem ersten Teilband über »Mythus und Religion«, nach der Zählung dieser Auflage noch zweiter Band, erster Teil) über das Lied: »Der Begriff des Liedes ist bekanntlich ebensowenig ein eindeutiger, wie das Lied selbst von andern Formen der Dichtung, namentlich der epischen, durch fest bestimmte Merkmale geschieden werden kann. Im Interesse einer einigermaßen ausreichenden Begrenzung liegt es daher, den Begriff ausschließlich in der engeren Bedeutung zu nehmen, die auch im Sprachgebrauch die vorherrschende ist. Nach ihr können wir aber als ›Lied‹ jeden in sich geschlossenen sprachlichen Ausdruck gehobener Stimmungen und Gefühle in rhythmisch-melodischer Form bezeichnen« usw., usf. (Wundt 1905, S. 307). Im dritten Band – über die Kunst – findet sich dann eine über Seiten hinweg textidentische Charakterisierung des Liedes (vgl. Wundt 1908a, S. 328 ff.).

16 Dabei kann offen bleiben, ob Wundt eine solcherart konturierte Psychologie wirklich als weitgehend eigenständige Wissenschaft oder doch eher als bedeutende Teildisziplin der Philosophie – sozusagen ihre empirische »Säule« – sah; für beides lassen sich Belegstellen in seinen umfangreichen Schriften finden.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

eine Erinnerung – handelt, läßt sich diese Unterscheidung aufrechterhalten, nur daß in diesem Falle eben auch das Objekt der Erfahrung ein inneres, ideelles und nicht ohne weiteres von Unbeteiligten wahrzunehmendes ist. Auch die Erfahrung eines Traumes oder einer Erinnerung also »zerfällt« in den Inhalt der Erfahrung – den Traum, die Erinnerung – und den Erfahrenden – den Träumer, den sich Erinnernden. Aus der Tatsache, »daß sich jede Erfahrung unmittelbar in zwei Faktoren sondert: in einen Inhalt, der uns gegeben wird, und in unsere Auffassung dieses Inhalts [...] entspringen zwei Richtungen für die Bearbeitung der Erfahrung. Die eine ist die der Naturwissenschaft: sie betrachtet die Objekte der Erfahrung in ihrer von dem Subjekt unabhängig gedachten Beschaffenheit. Die andere ist die der Psychologie: Sie untersucht den gesamten Inhalt der Erfahrung in seinen Beziehungen zum Subjekt und in den ihm von diesem unmittelbar beigelegten Eigenschaften« (Wundt 1909, S. 3).

Hinzuzufügen wäre lediglich noch, daß sich die Naturwissenschaft nicht nur wie skizziert auf einen bestimmten Aspekt jeder Erfahrung beschränkt, sondern auch Erfahrungen, die sich auf bestimmte Objekte beziehen – wie die bereits genannten Träume oder Erinnerungen – aus prinzipiellen Gründen außer acht lassen muß. Denn bei diesen Objekten der Erfahrung bereitet es unüberwindliche Schwierigkeiten, sie sich »in ihrer von dem Subjekt unabhängig gedachten Beschaffenheit« vorzunehmen, weil es hier eine solche gar nicht gibt. Da die Naturwissenschaft von der konstitutiven Rolle des Erfahrenden in der Erfahrung, vom »subjektiven Faktor« (Wundt 1909, S. 3) absieht, erscheint sie Wundt folgerichtig als Wissenschaft von der mittelbaren Erfahrung, während die Psychologie, die beide genannten Aspekte der Erfahrung und ihre Wechselwirkungen untersucht (und zudem keinerlei denkbare Objekte der Erfahrung ausschließen muß, auch keine »äußeren« Objekte) die unmittelbare Erfahrung zum Gegenstand hat (ebd.). Weil die Psychologie die Abstraktion, die der naturwissenschaftlichen Untersuchung von Erfahrungen zugrundeliegt, unterläßt – die Abstraktion vom erfahrenden Subjekt nämlich –, ist sie für Wundt sogar »die strenger empirische Wissenschaft« (ebd., S. 6).

Natürlich ist diese Zerlegung jeder Erfahrung in Objekt und Subjekt das Ergebnis intellektueller Analyse, eine Abstraktion – im Erleben jedes einzelnen liegt beides (zunächst) ungesondert vor. Viel wird also davon abhängen, auf welche Weise mit den durch Abstraktion gewonnenen hypothetischen Konstrukten umgegangen wird, wenn beurteilt werden soll, ob durch ihre Beschreibung und die Beschreibung ihres Zusammenspiels eine plausible Skizze menschlichen Erlebens gelingt. Zudem ist es nicht die einzige Abstraktion, die im Vorfeld und auf dem Weg zu untersuchbaren Elementen des psychischen Geschehens gemacht wird,

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

denn diese »unmittelbare Erfahrung ist kein ruhender Inhalt, sondern ein Zusammenhang von Vorgängen; sie besteht nicht aus Objekten, sondern aus Prozessen, nämlich aus den allgemeingültigen menschlichen Erlebnissen und ihren gesetzmäßigen Wechselbeziehungen« (Wundt 1909, S. 18). Nicht also ein statisches Ensemble möglichst genau beschriebener Elemente stellt den eigentlichen Untersuchungsgegenstand der Wundtschen Psychologie dar, sondern ein vielgestaltiger, in stetiger Veränderung befindlicher Prozeß – oder genauer eine Vielzahl von Prozessen, in vielfältiger Weise miteinander verzahnt, ein, metaphorisch gesprochen, andauernd sich wandelnder Zusammenklang, eine Melodie. Was nun für die aus dem ständigen, sprudelnden Strom des Erlebens herausgegriffene (und schon insofern abstrahierte) unmittelbare Erfahrung gilt (die wiederum abstrahierend in Subjekt und Objekt differenziert werden kann), das gilt auch übergeordnet für die Prozesse und Vorgänge, die gemeinsam das menschliche Erleben bilden – hat doch jeder von ihnen »einerseits einen objektiven Inhalt und ist andererseits ein subjektiver Vorgang, und er schließt auf diese Weise die allgemeinen Bedingungen alles Erkennens sowohl wie aller praktischen Betätigungen des Menschen in sich« (ebd.). Damit wiederholt sich auf übergeordneter Ebene ein zentraler Grundzug des Wundtschen Denkens: die (analytische) Zerlegung – nunmehr bereits komplexer und zusammengesetzter Prozesse – in einen objektiven Inhalt und eine subjektive »Trägerschaft« oder »Eignerschaft«.[17]

Die genannten drei Punkte – erstens die Existenz einer unmittelbaren Erfahrung mit ihren beiden abstrahierbaren Aspekten, zweitens der »Prozeßcharakter« des menschlichen Erlebens, in dem stets eine Mehrzahl von Vorgängen zusammenhängt, und drittens die Zerlegung auch auf diesen höheren, »konglomerierteren« Ebenen in, schlicht gesagt, etwas, das passiert, und jemanden, dem es passiert – sind die leitenden Prinzipien der von Wundt so genannten »psychologischen Grundanschauung« (vgl. Wundt 1909, S. 18). Gleichzeitig skizziert er mit ihrer Hilfe das Verhältnis der im Entstehen begriffenen wissenschaftlichen Psychologie zu anderen Wissenschaften (eine Skizze, die dann auch entsprechend selbstbewußt ausfällt): Für die Naturwissenschaft stellt die Psychologie (aufgrund des oben über mittelbare und unmittelbare Erfahrung Gesagten)

17 Dies als »zentralen Grundzug« zu bezeichnen, erscheint nicht nur angemessen angesichts der Bedeutung, die er für Wundts »Psychologie-Programm« spielt, sondern auch im Hinblick auf die (durchaus konkrete) Charakterisierung seiner Vorgehensweise als »Elementenpsychologie«. Die skizzierte Zerlegung (und eine Vielzahl prinzipiell vergleichbarer) stattet Wundt erst mit den »Elementen« aus, unter deren Verwendung dann psychisches Geschehen wieder »zusammengesetzt« und rekonstruiert werden soll.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

die »ergänzende Erfahrungswissenschaft« dar (ebd.). »Als Wissenschaft von den allgemeingültigen Formen unmittelbarer menschlicher Erfahrung und ihrer gesetzmäßigen Verknüpfung ist sie die Grundlage der Geisteswissenschaften« (ebd., S. 19),[18] die sich ansonsten ja aus bestimmten Blickwinkeln oder für bestimmte Bereiche dessen interessieren, was die Psychologie – so verstanden – allgemein zum Gegenstand hat. Und weil bei den angesprochenen komplexen Prozessen (wie erinnerlich ebenfalls differenzierbar in objektiven Inhalt und subjektiven Vorgang) nicht nur »die allgemeinen Bedingungen alles Erkennens« (ebd., S. 18) gemeint sind, sondern auch, etwas unvermittelt, diejenigen »aller praktischen Betätigungen des Menschen« (ebd.) mit angesprochen waren, eröffnet sich sogar noch eine Querverbindung zur Philosophie: Bereitet doch die empirische, psychologische Untersuchung der angesprochenen allgemeinen Bedingungen (des Erkennens und des Handelns) ihre abschließende Erörterung in Erkenntnistheorie und Ethik vor, welch letztere Wundt kurzerhand als »die beiden grundlegenden Gebiete der Philosophie« (ebd., S. 19) bezeichnet.

Damit sind zumindest einige zentrale Momente des Wundtschen Denkens skizziert, die einerseits für die Konzeption und Begründung einer eigenständigen wissenschaftlichen Psychologie von Relevanz sind – gerade auch dann, wenn es darum geht, ihr im zunehmend dichter besiedelten Feld der Wissenschaften ein eigenes Areal (oder gar einen Claim?) zu verschaffen –, und die andererseits, fernab von Begründungsaufgaben, das konkrete Vorgehen beim Aufbau dieser Wissenschaft anleiten können. Denn Wundts elaborierte Vorstellungen über das psychische Geschehen insgesamt – von den basalen Prozessen der Wahrnehmung über die komplexesten individuellen Leistungen des psychischen Apparates bis hin zu kollektiven Erzeugnissen und Entwicklungen (wie sie in der *Völkerpsychologie* untersucht werden sollen, vgl. auch Eckardt 1997) – lassen sich widerstandslos lesen als Versuch, diesen programmatischen Forderungen möglichst detailliert und akribisch nachzukommen. Das Ergebnis dieses Versuches ist ein – wenn man so will, hierarchisch gegliedertes – System, dessen Bestandteile Wundt folgendermaßen charakterisiert: die Grundbausteine des psychischen Geschehens – gleichsam die Atomteilchen, in die die genannten »reinen Erfahrungen« zerfallen (bzw. analytisch gespalten werden können) – stellen die sogenannten

18 Vgl. zum Verständnis der Geisteswissenschaften und vor allem zur näheren Kennzeichnung der »unmittelbaren Erfahrung« auch Wundt (1909, S. 3 f.): »Alle diese [Geistes-] Wissenschaften, Philologie, Geschichte, Staats- und Gesellschaftslehre haben zu ihrem Inhalt die unmittelbare Erfahrung, wie sie durch die Wechselwirkung der Objekte mit erkennenden und handelnden Subjekten bestimmt wird.«

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»psychischen Elemente« dar. Kommen mehrere dieser Elemente zusammen, formen sie ein »psychisches Gebilde«. Die nächsthöhere, dritte »Systemebene« besteht in der Untersuchung des »Zusammenhangs der psychischen Gebilde« (worunter die komplexesten und kompliziertesten, aber noch individuell-idiosynkratischen psychischen Vorgänge fallen). Die folgende Ebene der Analyse betrifft die »psychischen Entwicklungen«; hier sind nicht nur die »psychischen« Eigenschaften der Tiere von Interesse, sondern auch sowohl die ontogenetische Entwicklung des Menschen als auch die phylogenetische »Entwicklung geistiger Gemeinschaften«, also etwa Eigenschaften und Entwicklung von Sprache, Mythus oder Sitte – Gegenstände der Völkerpsychologie. Die letzte und allem Voranstehenden übergeordnete Ebene schließlich behandelt »Prinzipien und Gesetze der psychischen Kausalität«, worunter – neben dem Begriff der Seele – die Prinzipien sowohl des aktuellen psychischen Geschehens als auch der Entwicklung fallen. Ich möchte im folgenden die einzelnen Bestandteile dieses umfassenden Systems ausführlicher behandeln, mich dabei aber auf die für unser Thema – nämlich die Wundtschen Vorstellungen über das Gefühl – relevanten konzentrieren.

2.2.2 Einfache Gefühle

Die bereits angesprochenen reinen und unmittelbaren Erfahrungen zerlegt Wundt zunächst, wie angedeutet, in zwei Aspekte, »einen objektiven Erfahrungsinhalt und das erfahrende Subjekt« (Wundt 1909, S. 34). So erhält er die beiden alles weitere fundierenden »Arten psychischer Elemente« (ebd.), nämlich – im Falle des objektiven Inhaltes – die »Empfindungselemente« oder schlicht »Empfindungen« sowie – im Falle des erfahrenden Subjektes – die »Gefühlselemente« oder »einfachen Gefühle« (vgl. ebd., S. 34 f.). Man stellt sich dies am besten an möglichst simplen, einfachen Akten menschlicher Wahrnehmung vor; auch Wundt verdeutlicht es mit ihrer Hilfe: Als Empfindung betrachte man »z. B. einen Ton [bzw. genauer, eine Tonempfindung, A. K.], eine bestimmte Wärme-, Kälte-, Lichtempfindung usw.« (ebd., S. 35), als Beispiele für einfache Gefühle gelten »das Gefühl, das eine Licht-, Schall-, Geschmacks-, Geruchs-, Wärme-, Kälte-, Schmerzempfindung begleitet« (ebd.). Aus diesen beiden Arten psychischer Elemente läßt sich alles weitere, läßt sich noch das komplexeste psychische Geschehen aufbauen, gleichsam »synthetisieren«. Wundt erläutert Empfindungen und einfache Gefühle zunächst im Hinblick auf ihre Gemeinsamkeiten und ihre Unterschiede.

Um zumindest einen Eindruck von diesen Erläuterungen zu geben, auch wenn sie uns nicht bis ins letzte Detail zu interessieren brauchen:

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Gemeinsam sei den Empfindungen und den einfachen Gefühlen bspw., daß sie sich jeweils durch »Qualität« und »Intensität« näher charakterisieren lassen, wobei die Intensitätsgrade jedes psychischen Elementes ein Kontinuum bilden (vgl. Wundt 1909, S. 37), während die Qualitäten, je nach psychischem Element, vielgestaltiger organisiert sind. Unterschiede zwischen Empfindungen und einfachen Gefühlen erblickt Wundt etwa darin, daß Änderungen der Intensität innerhalb einer Qualität bei den Empfindungen zu Unterschieden führen, die von einer Empfindung Null bis zu einer Maximalempfindung E reichen, wohingegen dieselben Intensitätsänderungen im Falle der einfachen Gefühle zu Veränderungen »von einem gefühlsfreien Zustande Null an stets nach zwei einander entgegengesetzten Richtungen [führen, A. K.], wobei sie in kontrastierende Gefühle, wie Lust und Unlust, übergehen« (ebd., S. 39). Die Diskussion von Gemeinsamkeiten und Unterschieden von Empfindungen und einfachen Gefühlen erfolgt also zunächst abstrakt und unabhängig von ihrem konkreten Inhalt bzw. ihrer konkreten Erscheinungsform. Ein weiterer Unterschied besteht in der Tatsache, daß Empfindungen in Systeme ohne Übergänge zerfallen, die den einzelnen Sinnen zugeordnet sind, während einfache Gefühle »eine einzige zusammenhängende Mannigfaltigkeit« bilden, »insofern es kein Gefühl gibt, von dem aus man nicht durch Zwischenstufen und Indifferenzzonen zu irgendeinem anderen Gefühle gelangen könnte« (Wundt 1909, S. 42). (Wundt bringt dies »mit der Beziehung der Gefühle auf das einheitliche Subjekt [der Erfahrung, A. K.] und der Empfindungen auf eine Vielheit von Objekten« [ebd., S. 43] in Zusammenhang.) Schließlich sollen einfache und nicht weiter zerlegbare Gefühle auch bereits zusammengesetzte Vorstellungen begleiten; folgerichtig werden mehr einfache Gefühle als reine Empfindungen angenommen. (Zu diesem letzten Punkt gleich mehr.)

Schließlich werden beide Begriffe dann gesondert behandelt – und zwar inhaltlich konkretisiert und detailliert diskutiert. Zuerst behandelt Wundt die reinen Empfindungen, deren Begriff wiederum eine doppelte Abstraktion voraussetzt: zum einen »die Abstraktion von den Vorstellungen [also den übergeordneten psychischen Gebilden, A. K.], in denen die Empfindung vorkommt« und zum anderen »die Abstraktion von den einfachen Gefühlen, mit denen sie verbunden ist« (Wundt 1909, S. 45). Diese reinen Empfindungen treten stets in Verbindung mit einem Sinnesreiz (oder als Antwort auf einen solchen) auf; dieser Reiz kann ein äußerer, oder, wie Wundt es nennt, physikalischer sein, aber auch ein innerer, physiologischer – und wenn es sich um einen physiologischen Reiz handelt, kann er sowohl peripher als auch zentral (also im Gehirn) vorliegen (vgl. ebd.). Nicht selten spielen zwei oder alle drei dieser unterschiedlichen Reizarten eine Rolle: etwa wenn ein physikalischer

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Reiz durch periphere Rezeptoren aufgenommen und schließlich zentral verarbeitet wird. Unverzichtbar ist für Wundt jedoch einzig der zuletzt genannte, zentrale Reiz, lassen sich doch ohne ihn Empfindungen nicht denken (wohl aber ohne physikalischen oder peripheren Reiz): »so z. B., wenn wir uns an irgendeinen früher gehabten Lichteindruck erinnern« (ebd., S. 46). Wundt entfaltet dann die reinen Empfindungen der Reihe nach und getrennt nach den Sinnen, von denen sie sich herleiten – die Empfindungen des allgemeinen Sinnes (d. h. Druck-, Kälte-, Wärme- und Schmerzempfindungen), die Schallempfindungen (das sind Geräusch- und Tonempfindungen), die Geruchs- und Geschmacksempfindungen sowie schließlich die Lichtempfindungen (»farblose« und Farbenempfindungen).

Diese Präsentation des physiologischen Wissens seiner Zeit durch den ausgewiesenen Experten Wundt ist ungemein spannend zu lesen – und hält eine Reihe von Anschluß- und Diskussionspunkten bereit. An wenigstens einem Beispiel – nämlich den Überlegungen zum Zusammenhang von Farbwahrnehmung einerseits und den sprachlichen Bezeichnungen der Farben andererseits, der mit der übergeordneten Frage nach dem Verhältnis von Sprechen und Denken zu tun hat - soll das illustriert werden, auch wenn es nicht von zentraler Bedeutung für unsere Zwecke ist.

Daß unterschiedliche Menschen übereinstimmend bestimmte Farben den anderen Farben »vorziehen« (bzw. sich leichter an sie erinnern), daß es also sozusagen ein »ideales Rot« oder ein »ideales Blau« gibt, ist ein Ergebnis der bekannten Untersuchungen von Brown und Lenneberg (1954); daß die Existenz dieser Farben – der sogenannten Fokalfarben – obendrein unabhängig ist von der Sprache der Versuchspersonen und den Differenzierungen, die diese für die Gliederung des Farbenraumes zur Verfügung stellt, konnten Berlin und Kaye (1969) in ihren Experimenten zeigen. Auch eine Versuchsperson, in deren Sprache Blau und Grün nicht unterschieden werden, die also Blau *und* Grün mit nur einem Wort bezeichnet – mit »Blün« –, wählt demnach als ideales »Blün« *entweder* das ideale Grün *oder* das ideale Blau aus, nicht aber eine Farbe »in der Mitte« des blaugrünen Farbenbereichs, also irgendeine Variante von Blaugrün. Bei den genannten Untersuchungen handelt es sich nebenbei bemerkt um ein instruktives Beispiel dafür, daß die Psychologie auch hier und da Ergebnisse vorwegnimmt, die die Physiologie dann erst nachträglich bestätigt. Inzwischen nämlich (seit 1973) weiß man, daß die Ursache für die Existenz der Fokalfarben in der neuronalen Organisation der Weiterverarbeitung von Farbrezeptorinformationen des Auges zu suchen ist.[19]

19 Eine lehrreiche Übersicht gibt Zimmer (1996, S. 137 ff.), der die gesamte Angelegenheit als Argument in der Diskussion der Sapir-Whorf-Hypothese

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Weniger bekannt ist aber wohl, daß just dieser Zusammenhang zwischen den Farbbezeichnungen (einer Sprache) und der Wahrnehmung von Farben (durch ihre Sprecher) bereits Ende des 19. Jahrhunderts empirisch untersucht worden ist – wie sich Wundts Verweis auf Allen (1880) entnehmen läßt –, und zwar mit im Grundsatz durchaus vergleichbaren Resultaten. Methodisch erinnert Allens Vorgehen dabei an Darwins Arbeit über die Gemütsbewegungen (Darwin 1872, vgl. Kapitel 2.1), da er u. a. schriftlich Erkundigungen bei »Missionären, Regierungsbeamten und andern Personen, die unter den meisten unzivilisirten Völkern wirken« (Allen 1880, S. 196), einzog sowie Wörterbücher auswertete und, die Farbwahrnehmung betreffend, klugerweise farbige Kunstprodukte und Alltagsgegenstände mit heranzog – geleitet von der nicht besonders gewagten Vorstellung, daß etwa nordamerikanische Indianer keine Mokassins fertigen würden, auf denen sich »Hellblau, Purpur, Braun, Grün, Rosa und Solferino auf lederfarbenem Grund, mit einem Scharlachstreifen« (ebd., S. 197) befinden, wenn sie diese Farben gar nicht unterscheiden könnten. Mal ist das »Farbwörterbuch«, das Allen vorfindet, eher klein, wie bei den indianischen Stämmen, wo »die Benennungen im Allgemeinen sich nur auf die vier oder fünf am deutlichsten unterschiedenen Farben erstrecken« (ebd., S. 198). Mal ist es umfangreicher, wie bei den »Buschmännern«: »Ihr Farbenwörterbuch ist ungewöhnlich reichhaltig; außer den Namen für die gewöhnlichen Grundfarben ›gibt es auch verschiedene zusammengesetzte Namen, wobei man sich der Namen zweier Farben zusammen bedient; ferner Namen für wenigstens fünf (und wahrscheinlich noch mehr) Farbenschattierungen; z. B. für Hellpurpur, für Lavendel und Grün, für Steinfarbe, für bräunlich Grün und für Blaugrün‹« (ebd., S. 199 f.). Selbst individuelle Erweiterungen werden beobachtet, wenn es etwa für südafrikanische Stämme heißt, daß »sie Namen für sechs verschiedene Farben [besitzen, A. K.], einschließlich Grün und Blau, jedoch nicht für Violett; da sie aber die letztere Farbe zu unterscheiden wissen, so betrifft der Mangel hier einfach die Nomenklatur. In einem Falle hatte ein Mozambik-Neger kein eigenthümliches Wort für Purpur, das seiner eigenen Sprache fehlt, hatte jedoch den holländischen Namen dafür gelernt und wandte ihn richtig an« (ebd., S. 199). Auch Allen (1880) kommt daher bereits, wie bald hundert Jahre später Berlin und Kaye (1969), zu dem Schluß: »In jedem Fall scheint die Unterscheidung vollständig und nur das Wörterbuch mangelhaft zu sein« (Allen 1880, S. 201). Bei Berlin und Kaye liest es sich etwas

zum Zusammenhang von Denken und Sprechen präsentiert und dabei allerdings den Unterschied zwischen Wahrnehmen und Denken unter den Tisch fallen läßt.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

moderner: »First, there exist universally for humans eleven basic perceptual color categories, which serve as the psychophysical referents of the eleven or fewer basic color terms in any language« (1969, S. 104). Die Kategorien auf der Wahrnehmungsebene sind also sprachunabhängig und jeweils gleich: »It appears now that, although different languages encode in their vocabularies different *numbers* of basic color categories, a total universal inventory of exactly eleven basic color categories exists from which the eleven or fewer basic color terms of any given language are always drawn. The eleven basic color categories are *white, black, red, green, yellow, blue, brown, purple, pink, orange,* and *grey*« (ebd., S. 2, Hervorhebungen im Original). (Ein weiteres Ergebnis war, daß bei Sprachen, die nicht alle der genannten Kategorien auch bezeichnen, die jeweils bezeichneten in ziemlich genau bestimmbarer Reihenfolge folgen: Sprachen, die nur zwei Farbwörter haben, nutzen Schwarz und Weiß, »3-Wort-Sprachen« zusätzlich Rot, »4-Wort-Sprachen« zusätzlich Grün *oder* Gelb, »5-Wort-Sprachen« dann das jeweils andere, also insgesamt Schwarz, Weiß, Rot, Grün *und* Gelb, bei »6-Wort-Sprachen« kommt zu diesen Blau hinzu, bei »7-Wort-Sprachen« dann Braun; erst dann zeigten sich Variationen, so daß nicht mehr allgemein zu bestimmen ist, ob als nächstes Violett, Rosa, Orange oder Grau hinzukommt [vgl. ebd., S. 2 ff.]. Berlin und Kaye interpretieren diesen beeindruckenden Befund sprachentwicklungsgeschichtlich.)

Auch von Wundts Präsentation des zeitgenössischen physiologischen Wissens im Zusammenhang mit der Bestimmung der Empfindungen läßt sich also lernen, wichtiger für unser Thema ist jedoch die andere Art der psychischen Elemente, die einfachen Gefühle, also der das erfahrende Subjekt betreffende Anteil jeder Erfahrung. Wundt weist zunächst darauf hin, daß die Zahl der einfachen Gefühle größer ist als die Zahl der reinen Empfindungen: Zwar entspricht natürlich jeder reinen Empfindung per definitionem ein einfaches Gefühl, darüber hinaus können jedoch auch bereits zusammengesetzte psychische Gebilde wie beispielsweise Vorstellungen von einem subjektiv nicht weiter zerlegbaren, also einfachen Gefühl begleitet sein. Da diejenigen einfachen Gefühle, die reine Empfindungen begleiten, daher eine Untergruppe aller einfachen Gefühle darstellen, schlägt Wundt den Terminus »sinnliches Gefühl« oder »Gefühlston der Empfindung« (1909, S. 91) zu ihrer Kennzeichnung vor. Bereits für diese sinnlichen, direkt einem bestimmten Empfindungssystem zugeordneten einfachen Gefühle ist der Zusammenhang zwischen einer Änderung der Empfindung und der Änderung des zugehörigen Gefühls komplex: »Variiert man nämlich die Empfindungsintensität, so kann sich damit der Gefühlston nicht bloß intensiv, sondern auch qualitativ ändern; und variiert man die Empfindungsqualität, so kann der Gefühlston nicht

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

bloß qualitativ sondern auch intensiv wechseln« (ebd., S. 94). Wundt verdeutlicht dies am Geschmackssinn: »Steigert man z. B. die Empfindung süß, so geht der Gefühlston zuletzt aus einem angenehmen in einen unangenehmen über; und läßt man die Empfindung süß allmählich in sauer oder bitter übergehen, so bemerkt man, daß das Saure, und noch mehr das Bittere, bei gleicher Empfindungsintensität eine stärkere Gefühlserregung als das Süße hervorbringt« (ebd., S. 94 f.).

Die Komplexität dieser Zusammenhänge – die Wundt noch detaillierter erörtert –, vor allem aber die bereits angesprochene Tatsache, daß einfache Gefühle nicht nur mit reinen Empfindungen, sondern auch mit zusammengesetzten »psychischen Gebilden«, mit »den verschiedensten aus mannigfachen Verbindungen von Empfindungen bestehenden Gebilden, wie den intensiven, den räumlichen, den zeitlichen Vorstellungen, endlich bestimmten Stadien im Verlauf der Affekte und Willensvorgänge« (Wundt 1909, S. 98) einhergehen (können), führt zu einer außerordentlichen »qualitativen Mannigfaltigkeit« der einfachen Gefühle. Diese Vielfalt und Heterogenität einfacher Gefühle läßt sich nun mit Hilfe der zur Verfügung stehenden sprachlichen Bezeichnungen nicht mehr angemessen ordnen und repräsentieren – zumal die »Terminologie der Gefühle« (ebd.) nicht selten Anleihen bei den Benennungen der Affekte macht (zu letzteren im Wundtschen Sinne später mehr). Immerhin läßt sie sich durch drei grundlegende Dimensionen näher charakterisieren: »die Richtungen der Lust und Unlust [...], der erregenden und beruhigenden [...] und endlich der spannenden und lösenden Gefühle« (ebd., S. 99). Jedes einzelne einfache Gefühl gehört mindestens einer, kann aber auch zweien oder allen dreien der genannten Dimensionen angehören. Die drei Richtungen finden sich bei Wundt als »dreidimensionale Mannigfaltigkeit« (1909, S. 100), an ein dreidimensionales Koordinatensystem erinnernd, dargestellt; ein Gefühl läßt sich also verorten entweder auf einer der Achsen, oder in einer der drei von jeweils zwei Achsen aufgespannten Ebenen oder irgendwo sonst im durch die drei Achsen aufgespannten Raum. Im Zentrum befindet sich ein Indifferenzpunkt, wo die Nullpunkte aller drei Dimensionen aufeinander liegen. Wundt erläutert die drei Dimensionen unter Verweis auf geeignete begleitende Empfindungen[20] und an bewußt einfach gehaltenen Beispielen – was nicht weiter verwundert, solange man nicht vergißt, daß wir uns noch immer auf einer sehr »wahrnehmungsnah« gedachten Hierarchieebene des psychischen Geschehens bewegen: »Als Beispiele reiner Lust- und Unlustformen

20 »Geeignet« sind dabei manche Empfindungen mehr und andere weniger, weil die unterschiedlichen Formen der einfachen Gefühle »geradezu eine Art Affinität zu bestimmten Sinnesgebieten und zu bestimmten Arten der Reizeinwirkung zu besitzen scheinen« (Wundt 1900, S. 166).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

können wohl die an die Empfindungen des allgemeinen Sinnes sowie die an Geruchs- und Geschmackseindrücke gebundenen Gefühle angesehen werden. Bei der Schmerzempfindung z. B. nehmen wir ein Unlustgefühl in der Regel ohne jede Beimischung einer der andern Gefühlsformen wahr. Erregende und niederdrückende Gefühle lassen sich in Verbindung mit reinen Empfindungen besonders bei Farben- und Klangeindrücken beobachten: so wirkt die rote Farbe erregend, die blaue beruhigend. Spannende und lösende Gefühle endlich sind durchweg an die Vorgänge der Aufmerksamkeit gebunden: so ist bei der Erwartung eines Sinneseindrucks ein Gefühl der Spannung, bei dem Eintritt eines erwarteten Ereignisses ein Gefühl der Lösung zu bemerken« (Wundt 1909, S. 100).[21] Die genannten drei Hauptrichtungen, die sich, wie oben bereits angedeutet, in nahezu jeder Darstellung des Beitrags Wilhelm Wundts zur Emotionspsychologie wiederfinden lassen, stellen ein zentrales Charakteristikum der von Wundt postulierten einfachen Gefühle dar – verdichten aber keineswegs Wundts Nachdenken über Gefühle insgesamt in auch nur annähernd befriedigender Weise.

2.2.3 Zusammengesetzte Gefühle

Denn die nächste Ebene in der Analyse des psychischen Geschehens besteht in der Untersuchung der von Wundt so genannten psychischen Gebilde, die sich aus den geschilderten psychischen Elementen, also aus reinen Empfindungen und einfachen Gefühlen, zusammensetzen lassen, aber gleichwohl – nicht zuletzt, da sie durch den Zusammenschluß Eigenschaften erhalten, die nicht hinreichend durch die Eigenschaften der psychischen Elemente beschrieben werden können[22] – »als eine relativ selbständige Einheit« aufgefaßt werden können (Wundt 1909, S. 107): z. B. »Vorstellungen, Affekte, Willenshandlungen u. dgl.« (ebd.). »Die Einteilung der psychischen Gebilde richtet sich naturgemäß nach den Elementen, aus denen sie bestehen. Gebilde, die entweder ganz oder vorzugsweise aus Empfindungen zusammengesetzt sind, bezeichnen wir

21 Wundts Versuch, die so charakterisierten sechs Pole der genannten drei Dimensionen in Zusammenhang zu bringen mit je charakteristischen Änderungen physiologischer Parameter, nämlich Änderungen in Amplitude sowie Frequenz von Pulsschlag und Atmung, müssen uns für unsere Zwecke nicht näher interessieren; vgl. hierzu Wundt (1909, S. 103 ff.; 1900).

22 Natürlich erinnert eine solche Charakterisierung unmittelbar an zentrale Postulate der Gestaltpsychologie, die Wundt vorwegzunehmen scheint; ich komme auf diesen Punkt zurück, wo er für unser Anliegen zentrale Bedeutung erlangt, bei den »Anknüpfungspunkten für Zeitgenossen« (vgl. S. 198 ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

als Vorstellungen; solche, die vorzugsweise aus Gefühlselementen bestehen, als Gemütsbewegungen« (ebd., S. 109). Wundt unterscheidet in der Folge »drei Hauptformen von Vorstellungen: 1) intensive Vorstellungen, 2) räumliche Vorstellungen, und 3) zeitliche Vorstellungen; ebenso drei Formen von Gemütsbewegungen: 1) intensive Gefühlsverbindungen [oder zusammengesetzte Gefühle, A. K.], 2) Affekte, und 3) Willensvorgänge« (ebd., S. 110). Obgleich für die vorliegende Relektüre die zusammengesetzten Gefühle und die Affekte von vorrangiger Bedeutung sind, seien auch die anderen psychischen Gebilde knapp skizziert.

Eine *intensive Vorstellung* – die Wundt von extensiven Vorstellungen, das sind räumliche sowohl wie zeitliche, abgrenzt – ist »eine Verbindung von Empfindungen, in der jedes Element an irgendein zweites genau in derselben Weise wie an jedes beliebige andere gebunden ist« (Wundt 1909, S. 110). Gemeint sind demnach Verbindungen, die keinerlei Eigenschaft oder Charakteristikum der je spezifischen *Anordnung* ihrer Elemente verdanken, oder in Wundts Worten »Verbindungen von Empfindungselementen in beliebig permutierbarer Ordnung« (ebd.). In intensiven Vorstellungen verbinden sich die in Rede stehenden Empfindungselemente, indem sie miteinander verschmelzen: entweder vollkommen oder unvollkommen (letzteres, wenn das Element gegenüber dem Gesamteindruck in den Hintergrund tritt, dabei jedoch wahrnehmbar bleibt). Bestimmte Elemente, die bei einer Verschmelzung verschiedener Empfindungen gegenüber den anderen dominant bleiben, nennt Wundt herrschende Elemente. Er erläutert die intensiven Vorstellungen bei den Wahrnehmungen des Geruchs- und Geschmackssinnes, vor allem aber bei denen des Gehörs. Demnach erscheint ein Einzelklang als »eine intensive Vorstellung, [...] eine vollkommene Verschmelzung, aus welcher die Empfindung des tiefsten Teiltones als das herrschende Element hervortritt. Nach ihm, dem Hauptton, wird der Klang selbst in bezug auf seine Tonhöhe bestimmt. Die übrigen Elemente werden als höhere Töne die Obertöne genannt« (Wundt 1909, S. 112 f.). Auch auf übergeordneter Ebene wiederholt sich diese Form der Zusammensetzung, denn ein Mehrklang, ein »Zusammenklang ist eine intensive Verbindung von Einzelklängen« (ebd., S. 115), die jedoch in unterschiedlichem Grade verschmolzen sein können, je nach Beschaffenheit (und relativer Höhe) der eingehenden Einzelklänge. Schließlich lassen sich auch Geräusche (und die Sprachlaute) als »dritte Form intensiver Schallvorstellungen« (ebd., S. 117) auffassen, die vorliegt, wenn die beteiligten Einzelklänge weder in bestimmten (harmonischen) Verhältnissen zueinander stehen, noch zu nahe beieinander liegen (wo Intermissionen wie z. B. Schwebungen die Folge wären). Am Beispiel der Wahrnehmungen des Gehörsinnes, deren Behandlung der Erörterung der intensiven Vorstellungen

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dient, kann wiederum auf charakteristische Merkmale des Wundtschen Vorgehens aufmerksam gemacht werden: Da ist zum einen die bereits angesprochene Abstraktion, die analytische Zerlegung auch von solchen Eindrücken, die (zunächst einmal) einheitlich der Erfahrung gegenübertreten. Da ist zum anderen die wiederholte, »rekursive« Anwendung immer wieder derselben Denkschritte, etwa bei der Zusammensetzung sowohl von Einzelklängen, als auch von Mehrklängen oder gar Geräuschen *als intensive Vorstellungen* aus jeweils einfacheren, z. T. erst im direkt vorangegangenen Schritt gewonnenen und begrifflich bestimmten Elementen.

Im Gegensatz zu den intensiven bestehen die *extensiven Vorstellungen* – das sind einerseits die räumlichen und andererseits die zeitlichen – aus Teilen, die »nicht in beliebig vertauschbarer Weise, sondern in einer fest bestimmten Ordnung miteinander verbunden sind« (Wundt 1909, S. 122). Die Ordnung, die die Elemente einer extensiven Vorstellung miteinander bilden, ist also ein wesentlicher und konstitutiver Bestandteil dieser Vorstellung: Und die räumlichen Vorstellungen unterscheiden sich von den zeitlichen darin, daß bei ihnen »jene feste Ordnung nur eine wechselseitige ist, daß sie sich also nicht auf das Verhältnis derselben zum vorstellenden Subjekt bezieht« (ebd., S. 122), während bei den zeitlichen Vorstellungen eben dieses Verhältnis zum vorstellenden Subjekt stets ebenfalls Bestandteil der konstitutiven Ordnung ist, »ändert [doch, A. K.] bei den zeitlichen jedes Element mit dem Verhältnis zu den andern Elementen des nämlichen Gebildes immer auch sein Verhältnis zu dem vorstellenden Subjekt« (ebd., S. 173).

Die *räumlichen Vorstellungen* erläutert Wundt am Beispiel der räumlichen Tast- wie auch der räumlichen Gesichtsvorstellungen. Insbesondere letztere werden detailliert diskutiert, gehen doch in die menschliche »Konstruktion« einer Vorstellung des umgebenden Raumes weit mehr Wahrnehmungen ein als bloß ein Netzhautbild: die Bewegungen des Auges (und die diese begleitenden Empfindungen) vor allem,[23] aber auch die Konvergenzempfindungen, die binokulare Parallaxe – also die (konvergenzabhängige) Verschiedenheit der beiden Netzhautbilder – sowie Folgen der Perspektive wie Texturgradienten, Verlauf von Begrenzungslinien oder Schatten usw. (Letztere werden jedoch teilweise erst in einem späteren Kapitel diskutiert.) Die »Verschmelzung« oder Zusammenfügung aller zugehörigen Empfindungen führt zu einer »integrierten« räumlichen Vorstellung, in die die einzelnen Elemente eben nicht un-

23 Wundt bringt sogar (auf durchaus plausible Weise) bestimmte optische Täuschungen mit den Besonderheiten des das Auge betreffenden Bewegungsapparates (vgl. Wundt 1909, S. 148 f.) bzw. mit allgemeinen Eigenschaften der Bewegung (vgl. ebd., S. 149 ff.) in Verbindung.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

geordnet (bzw. »in beliebig permutierbarer Ordnung« wie bei den intensiven Vorstellungen; vgl. ebd., S. 110) eingegangen sind, sondern in einem inneren Gefüge stehen und die resultierende räumliche Vorstellung z. B. hinsichtlich »Richtung« oder »Entfernung« wahrgenommener Objekte gliedern.

Auch wenn es sich beim vorliegenden Text um eine wohlwollende Relektüre Wundts handelt, sei nicht verschwiegen, daß die vorliegende Auffassung von extensiven Vorstellungen in zweierlei Hinsicht problematisch scheint: Das betrifft zum einen die Abgrenzung von räumlichen und zeitlichen Vorstellungen (dazu gleich mehr) und zum anderen die Tatsache, daß von den räumlichen *Vorstellungen* bisweilen die Rede ist, als seien sie identisch mit den *Gegenständen* der Wahrnehmung. So heißt es etwa, die »objektive Unabhängigkeit der räumlichen Vorstellungsgebilde von dem vorstellenden Subjekt bezeichnen wir als die Verschiebbarkeit und Drehbarkeit der Raumgebilde« (Wundt 1909, S. 122, Hervorhebung im Original), und – falls es an dieser Stelle noch zweifelhaft scheinen sollte, ob nun räumliche Anordnungen oder aber Vorstellungen »drehbar« sein sollen – kurz darauf: »Eine einzelne räumliche Vorstellung kann demnach auch als ein dreidimensionales Gebilde von fester wechselseitiger Orientierung seiner Teile, aber von beliebig veränderlicher Orientierung zum vorstellenden Subjekt definiert werden« (ebd., S. 122 f.).

Die *zeitlichen Vorstellungen* sieht Wundt bereits in einer Zwischenstellung beim Übergang von den Vorstellungen zu den Gemütsbewegungen, was sich nicht zuletzt der bereits angesprochenen Tatsache verdankt, daß die Rolle des (erfahrenden) Subjektes bei ihnen im Vergleich zu den räumlichen Vorstellungen weiter an Bedeutung gewonnen hat: Für die für das psychische Gebilde konstitutive Ordnung der Elemente sind nun, anders als bei den räumlichen Vorstellungen, auch die Beziehungen dieser Elemente zum Subjekt relevant. Wie angedeutet ist diese Abgrenzung der zeitlichen von den räumlichen Vorstellungen nicht gänzlich unproblematisch: Auch eine räumliche Vorstellung – als »konstruktives Abbild« eines räumlichen Ensembles – ist natürlich, qua Perspektive, standpunktabhängig, und ihre Elemente sind daher ebenfalls bezogen auf ein Subjekt der Erfahrung. Gemeint dürfte vermutlich sein, daß eine solche Vorstellung *im Prinzip* ohne einen bestimmten Standpunkt vorstellbar ist, oder besser gesagt, daß kein Standpunkt den Primat gegenüber einem anderen denkbaren Standpunkt besitzt. Ein Schachproblem, das wir uns als räumliche Vorstellung der Figurenaufstellung vergegenwärtigen, bleibt dasselbe Problem, auch wenn wir das Brett drehen (bzw. die Vorstellung »auf den Kopf stellen«) – insofern, und nur insofern, ist die Ordnung der Elemente einer räumlichen Vorstellung entscheidend,

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nicht aber ihre jeweilige Beziehung zum Subjekt der Erfahrung. Dies ist bei den zeitlichen Vorstellungen, wie sich zeigen wird, anders.

Eingeführt werden die zeitlichen Vorstellungen am Beispiel der inneren Tastempfindungen und der Gehörempfindungen (obwohl Wundt Wert darauf legt, daß *jede* Vorstellung räumlich und zeitlich zugleich sei – und demzufolge ein weiteres Beispiel für den methodischen Einsatz von Abstraktion präsentiert). Um auch hier die zentrale Linie der Argumentation zumindest anzudeuten: Als Beispiele dienen zunächst rhythmische Bewegungen – prototypisch etwa das Gehen, bei dem ja nicht nur die Beine wiederkehrende, »annähernd regelmäßige Schwingungen um ihre Drehungsachsen in den Hüftgelenken ausführen« (ebd., S. 175), sondern auch eine Reihe weiterer Pendelbewegungen, etwa der Arme sowie des ganzen Körpers um die Längsachse, hinzutritt –, denn »jede einzelne Schwingungsperiode einer solchen Bewegung besteht [...] ihrem Empfindungsinhalte nach in einer stetigen Folge von Empfindungen, die sich während der folgenden Periode genau in der nämlichen Ordnung wiederholt« (ebd., S. 176). Die zeitlichen Vorstellungen entwickeln sich nun nicht allein aus dieser fortgesetzten Wiederkehr des ewig Gleichen: nämlich einer komplexen, musterhaften Abfolge von im einzelnen gar nicht bewußten inneren Empfindungen, die von Lage und Bewegung des Körpers zeugen. »An diese regelmäßige Folge von Empfindungen ist [darüber hinaus, A. K.] eine ihr parallel gehende regelmäßige Folge von [einfachen, A. K.] Gefühlen geknüpft« (ebd.). Denn greift man aus dieser regelhaften Abfolge eine durch diskrete Grenzpunkte markierte Periode heraus, so liegt am Anfang und am Ende ein Gefühl erfüllter Erwartung (oder »Lösung«, um Wundts Bezeichnung für die entsprechende Dimension einfacher Gefühle wiederaufzugreifen), während vom Anfang zum Ende hin eine allmählich zunehmende und dann zügiger wieder abfallende Spannung auftritt.[24] Ohne weiter ins Detail zu gehen

24 Die Darlegung für rhythmische Hörempfindungen ist im Prinzip vergleichbar. – Im übrigen scheint mir hier ein äußerst anregender Punkt angesprochen, dem nachzugehen im Zusammenhang mit der Frage nach dem zeitlichen Erleben von Menschen sich lohnen dürfte. Im Kontext neuerer psychologisch-erzähltheoretischer Überlegungen wird bekanntlich gerne die Rolle von Erzählungen für die menschliche Erfahrbarkeit von Zeit, letztlich für die »Zeitlichkeit« des Menschen betont und analysiert (vgl. Echterhoff & Straub 2003, 2004 sowie die Beiträge in Straub 1998, Müller & Rüsen 1997 oder Rüsen 2001). Daß Erzählungen diese (auch sozial- bzw. kulturtheoretisch) so wichtige Rolle spielen können, hat mit einigen ihrer charakteristischen Eigenschaften zu tun: etwa ihrer Sequentialität, ihrem inneren Aufbau, der die Bestandteile einer Erzählung in einen sinnstiftenden Verweisungszusammenhang (der dadurch Erklärungsfunktion gewinnt; vgl. Danto 1974, knapp Kochinka & Werbik 1997) bindet, oder auch ihrer kulturellen Allgegenwärtigkeit, die es ermöglicht, in ein bestehendes Gewebe von Geschichten hineinzuwachsen (und dabei

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dürfte damit deutlich geworden sein, auf welche Weise zeitliche Vorstellungen den Gemütsbewegungen – also den vorrangig aus Gefühlselementen bestehenden psychischen Gebilden – näher stehen als alle anderen Vorstellungen. Daß für zeitliche Vorstellungen nicht allein die Ordnung ihrer Elemente, sondern auch deren Beziehung zum Subjekt konstitutiv ist, läßt sich überdies mit einer ihrer typischen Eigenschaften weiter erhärten: Zeitliche Vorstellungen kehren, im Unterschied zu räumlichen, niemals unverändert wieder. Eine zeitliche Vorstellung zum wiederholten Male haben, heißt immer auch, sie als andere zu haben, sie als eine zu haben, die an eine andere erinnert – weil ein unterdessen verändertes (»erfahrenes«) Subjekt sie hat. Vergegenwärtigen wir uns nochmals in Muße und zur Erhellung unser Schachproblem, dann ist seine räumliche Vorstellung noch immer genau dieselbe wie oben beim ersten Hinweis; seine zeitliche Vorstellung jedoch ist nunmehr die eines Schachproblemes geworden, an das wir eben schon einmal gedacht haben. Damit können wir zu den Gemütsbewegungen, also derjenigen

gleichzeitig ein immer kompetenterer Erzähler – und uno actu Mitgestalter – zu werden) und andere Eigenschaften mehr. Möglicherweise eignet sich auch der Begriff der Handlung in ganz ähnlicher Weise dazu, Zeitlichkeit zu fundieren (vgl. Kochinka 2001, S. 122): Auch er repräsentiert ein sich notwendig in der Zeit ereignendes Geschehen, auch er greift aus auf Elemente, die in einen Gesamtzusammenhang gebunden werden, und auch dieser Zusammenhang ist sinnstrukturiert (nämlich hinsichtlich des Handlungssinnes). Damit ist im übrigen etwas anderes bzw. etwas mehr gemeint, als daß Handlungen *als Geschichten* Zeitlichkeit fundieren könnten (vgl. Straub 1999, S. 141 ff.). Sicher ist richtig, daß die *Repräsentation* temporal komplexer Handlungen auf Erzählungen angewiesen ist, und ebenso richtig, daß Handlungen prinzipiell in Geschichte(n) eingebunden sind: Dies sind die beiden Lesarten, in denen Straub (ebd., S. 142) die Rede von der »Geschichtlichkeit des Handelns« verstanden wissen will. Worum es mir hier geht, ist dagegen die Frage nach der »zeitstiftenden« Wirkung »bloßer« Handlungen *vor* jeder narrativen Repräsentation. Lediglich narrativ repräsentierte (oder auch nur repräsentierbare) Handlungen zu betrachten – und diese dann gar *als* Erzählungen zu betrachten – hieße eben auch, das zu tun, wogegen Straub (1999, S. 56 ff.) so überzeugend argumentiert: den Handlungsbegriff unzulässig verkürzen. – Ausgesprochen interessant erscheint es nun, neben Erzählungen und Handlungen auch die hier von Wundt im Zusammenhang mit den zeitlichen Vorstellungen erörterten rhythmischen Empfindungen (und Gefühle) im Hinblick auf ihren Beitrag zu einer »Theorie der Zeitlichkeit« zu betrachten. Denn ebenfalls allgegenwärtig im menschlichen Erleben und ebenfalls auf zeitliche Vorgänge verweisend erscheint es durchaus plausibel, auch den rhythmischen Vorstellungen (zumindest potentiell) eine wichtige Rolle bei der Konstitution von Zeitlichkeit einzuräumen. Interessant könnte es sein, über die sich dann zeigenden Unterschiede (zwischen Erzählung/Handlung einerseits und Rhythmus andererseits) und ihre Folgen nachzudenken: etwa beim Rhythmus den Wegfall einer Sinnstrukturiertheit und das Hinzukommen der Wiederholung, der Wiederkehr des Gleichen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Klasse psychischer Gebilde fortschreiten, die für unser Anliegen von besonderer Bedeutung ist.

So wie die zeitlichen Vorstellungen nicht frei von Gefühlselementen sind, so finden sich umgekehrt in den Gemütsbewegungen nicht nur Gefühle, sondern auch Empfindungen (und Vorstellungen) – ihre Sonderung in der unmittelbaren Erfahrung ist demnach ein Produkt der Abstraktion. Die ersten von Wundt behandelten Gemütsbewegungen sind die sogenannten intensiven Gefühlsverbindungen oder *zusammengesetzten Gefühle*. Sie stellen insofern einen etwas einfacher gearteten Sonderfall der Analyse dar, als »bei ihnen die charakteristischen Eigenschaften eines einzelnen [psychischen, A. K.] Gebildes Produkte eines augenblicklichen Zustandes sind« (Wundt 1909, S. 191), nicht aber Produkte des Zusammenwirkens unterschiedlicher Prozesse. Zusammengesetzte Gefühle sind also gleichsam »Momentaufnahmen« oder »stills« des im Regelfall im stetigen Fluß und in dauernder Veränderung befindlichen, psychischen (bzw. emotionalen) Geschehens.[25] Ebenso von Interesse wie von Bedeutung ist, wie Wundt sich ihren Aufbau denkt: »Die zusammengesetzten Gefühle sind hiernach intensive Zustände von einheitlichem Charakter, in denen zugleich einzelne einfachere Gefühlsbestandteile wahrzunehmen sind. In jedem derartigen Gefühl lassen sich daher Gefühlskomponenten und eine Gefühlsresultante unterscheiden. [...] Jedes zusammengesetzte Gefühl läßt sich somit zerlegen: 1) in ein aus der Verbindung aller seiner Bestandteile resultierendes Totalgefühl, und 2) in die einzelnen Partialgefühle, welche die Komponenten dieses Totalgefühls bilden, und welche wieder in Partialgefühle verschiedener Ordnung zerfallen, je nachdem sie aus einfachen sinnlichen Gefühlen bestehen (Partialgefühle erster Ordnung), oder selbst schon Totalgefühle sind (Partialgefühle zweiter und höherer Ordnung)« (ebd., S. 191 f.). Kein Wunder also, daß »auf diese Weise die Struktur der zusammengesetzten Gefühle im allgemeinen eine höchst verwickelte« ist (ebd., S. 193). Am Beispiel des »Gemeingefühls« illustriert Wundt, wie innere und äußere »Tastgefühle« – also die einfachen, sinnlichen Gefühle, die die inneren und äußeren Tastempfindungen begleiten – sowie die dem Geruchs- und Geschmackssinn zugeordneten Gefühle sich zusammensetzen und ein Totalgefühl bilden, »in welchem der gesamte Zustand unseres sinnlichen Wohl- oder Übelbefindens zum Ausdruck kommt« und »bald die an das eine, bald die an das andere Sinnesgebiet gebundenen Gefühle dominie-

25 »Auch kommen nicht selten Dauerzustände solcher Gefühlsverbindungen vor, welche man dann als Stimmungen zu bezeichnen pflegt« (Wundt 1909, S. 191). Die tendenziell längere Dauer von Stimmungen wurde auch von uns als ein (allerdings nachgeordnetes) Abgrenzungskriterium zum Gefühl angeführt (vgl. Kapitel 1.2.2).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ren« (ebd., S. 193). »Lust« und »Unlust« *können* geeignete Begriffe sein, das resultierende Totalgefühl zu charakterisieren – gerade im Falle des Gemeingefühls, das »ein Totalgefühl ist, welchem das sinnliche Wohl- oder Übelbefinden des Subjektes entspricht« (ebd., S. 194). »Völlig unberechtigt ist es aber, sie [die Begriffe Lust und Unlust, A. K.] auf die Gesamtheit der übrigen Gefühle anzuwenden oder gar ihre Anwendbarkeit zu einem Kriterium für den Begriff des Gefühls überhaupt zu machen« (ebd.). (Allein dieser Satz, sofern man ihn ernstnimmt, müßte eigentlich sämtliche Versuche ein für allemal beenden, Wundts Auffassungen von den einfachen Gefühlen – für die wie erinnerlich die Dimension Lust-Unlust stets und per definitionem eine Rolle spielt – als »die« Wundtsche Emotionstheorie auszugeben.) Daß »Lust« bzw. »Unlust« nicht für jedes Totalgefühl adäquate Charakterisierungen sind, ergibt sich bereits aus der Tatsache, daß sich Totalgefühle aus entgegengesetzten – also einerseits lustvollen und andererseits unlustigen – Partialgefühlen zusammengesetzt denken lassen; solche Totalgefühle, für die er ein schönes Beispiel in Gestalt des Kitzelgefühls[26] präsentiert, nennt Wundt »Kontrastgefühle«. Außerdem unterscheidet Wundt intensive von extensiven Gefühlen, die beide als zusammengesetzte Gefühle im Gebiet des Gesichts- und Gehörssinnes vorkommen: »Unter den intensiven Gefühlen verstehen wir diejenigen, die aus dem Verhältnis der qualitativen Eigenschaften der Empfindungselemente einer Vorstellung, unter den extensiven solche, die aus der räumlichen oder zeitlichen Ordnung der Elemente entspringen« (ebd., S. 197). Die Namensverwandtschaft zu intensiven und extensiven Vorstellungen sollte aber nicht fälschlich suggerieren, daß sich intensive in der Beschaffenheit von extensiven Gefühlen unterscheiden (ihre Beschaffenheit ist nämlich jeweils eine intensive) – verschieden ist allein ihre Herkunft, sind ihre Entstehungsbedingungen. Auch sind »die intensiven und extensiven Gefühle nicht bloß die subjektiven Begleiterscheinungen der entsprechenden Vorstellungen, sondern, da jede Vorstellung einerseits aus qualitativ verschiedenen Elementen zu bestehen pflegt, anderseits irgendeiner extensiven Ordnung von Eindrücken sich

26 Die »Ambivalenz« des Kitzels, der »sich aus einem schwache äußere Tastempfindungen begleitenden Lustgefühl und aus den an die Muskelempfindungen gebundenen Gefühlen zusammensetzt, welche durch die von den Tastreizen ausgelösten Reflexkrämpfe entstehen« (Wundt 1909, S. 194 f.), ist auch sprachlich und bei metaphorischer Verwendung des Wortes erhalten geblieben (und demnach wohl eine der Bedeutungen, deretwegen es metaphorisch übertragen wird): Wenn uns etwas (zu tun) kitzelt, wenn von irgendetwas ein Kitzel ausgeht, dann sind wir angezogen und versprechen uns angenehme Gefühle – aber nicht ohne Zweifel, nicht ohne auf der Hut zu sein, wissen wir doch um die Schrecken und Gefahren, die vom vielversprechenden Gesuchten ebenfalls ausgehen, oder ahnen sie zumindest.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

einreiht, so kann eine und dieselbe Vorstellung gleichzeitig das Substrat intensiver und extensiver Gefühle sein. [...] Eine Aufeinanderfolge von Klängen ist mit einem intensiven Gefühl verbunden, das dem qualitativen Verhältnis der Klänge entspricht, und mit einem extensiven, das aus der rhythmischen oder arrhythmischen zeitlichen Folge derselben hervorgeht« (ebd., S. 197 f.). Die intensiven Gefühle erläutert Wundt am Beispiel der an Farben- und Klangverbindungen gebundenen Gefühle näher, die extensiven an den Formgefühlen des Gesichtssinnes, die sich etwa »in der Bevorzugung regelmäßiger vor unregelmäßigen Formen« oder der »Bevorzugung der Symmetrie« (ebd., S. 199) äußern, und den rhythmischen Gefühlen des Gehörssinnes. Wie komplex diese Erläuterungen werden können, wie diffizil und trickreich zusammengesetzt sich die zugrundeliegenden Totalgefühle ausnehmen können, läßt sich am Beispiel der optischen Formgefühle andeuten: »Diese Bevorzugung der Symmetrie und gewisser einfachster Proportionen [wie des goldenen Schnittes, A. K.] kann nicht wohl anders als so gedeutet werden, daß die Durchmessung jeder einzelnen Dimension mit einer inneren Tastempfindung des Auges und einem begleitenden sinnlichen Gefühl verbunden ist, das in das Ganze eines optischen Formgefühls als Partialgefühl eingeht, worauf das bei dem Anblick der ganzen Form entstehende Totalgefühl der regelmäßigen Ordnung durch das Verhältnis der Partialgefühle zueinander modifiziert wird« (ebd., S. 199 f.). Ein Anblick wirkt auf uns also nicht zuletzt deshalb »wohlproportioniert«, weil es ganz buchstäblich wohltut, das Auge darüber streifen zu lassen!

»Bei der ungeheuern Mannigfaltigkeit der zusammengesetzten Gefühle [...] kann man natürlich an eine sie alle umfassende psychologische Theorie von ähnlich einheitlicher Beschaffenheit, wie sie z. B. bei den räumlichen und zeitlichen Vorstellungen möglich ist, nicht denken« (Wundt 1909, S. 201). Eine solche »theoriesprengende« Mannigfaltigkeit war ja bereits, wie wir uns erinnern, bei den einfachen Gefühlen konstatiert worden. Dort wurde ihr mit dem Postulat der drei Dimensionen begegnet, die die einfachen Gefühle wenn schon nicht theoretisch repräsentieren, so doch wenigstens pragmatisch ordnen. Auch für die zusammengesetzten Gefühle werden zumindest noch allgemeine Eigenschaften formuliert: »Zwei Faktoren sind es nämlich, aus denen sich zunächst jede solche Gefühlswirkung zusammensetzt: erstens das Verhältnis der verbundenen Partialgefühle zueinander, und zweitens ihre Zusammenfassung zu einem einheitlichen Totalgefühl« (ebd., S. 201), also kurz Beschaffenheit und Verhältnis der beteiligten Elemente sowie die Art und Weise ihrer Verbindung (ich werde darauf zurückkommen).

Und auch die Einheitlichkeit des erfahrenden Subjektes im Gegensatz zur zusammenhangslosen Vielgestaltigkeit der Welt der Objekte, die auf

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

basaler Ebene zu einer einzigen, zusammenhängenden Mannigfaltigkeit der einfachen Gefühle, aber unterschiedlichen und voneinander getrennten, den Sinnen zugehörige Systeme von Empfindungen führten, kehrt auf übergeordneter Ebene wieder: »als das Prinzip der Einheit der Gefühlslage«, welches besagt, »daß in einem gegebenen Moment stets nur ein Totalgefühl möglich ist, oder, wie wir es auch ausdrücken können, daß alle in einem gegebenen Moment vorhandenen Partialgefühle schließlich zu einem einzigen Totalgefühl verbunden sind« (Wundt 1909, S. 201 f.).

Die bereits angesprochenen rhythmischen Gefühle, deren Partialgefühle vor allem die (bei den rhythmischen Vorstellungen bereits behandelten) Gefühle von gespannter und erfüllter Erwartung (also von Spannung und Lösung) darstellen, bilden – schon allein deswegen, weil sie an einen zeitlichen Verlauf gebunden sind – bereits den Übergang zu den Affekten.

2.2.4 Affekte

Denn wie erinnerlich sind zusammengesetzte Gefühle quasi Momentaufnahmen des (emotionalen) Erlebens, mal mehr, mal minder vereinfacht – und vereinfacht insbesondere da, wo mehrere, unterschiedlich schnell oder langsam verlaufende Prozesse komplex ineinandergreifen. Wo sich jedoch »eine zeitliche Folge von Gefühlen zu einem zusammenhängenden Verlaufe verbindet, der sich gegenüber den vorausgegangenen und den nachfolgenden Vorgängen als ein eigenartiges Ganzes aussondert, das im allgemeinen zugleich intensivere Wirkungen auf das Subjekt ausübt als ein einzelnes Gefühl, da nennen wir diesen Verlauf einen Affekt« (Wundt 1909, S. 204). Die Namen für solche Affekte – etwa »Freude, Hoffnung, Sorge, Kummer, Zorn usw.« (ebd., S. 205) – sind lediglich Gattungsbegriffe, die »gewisse typische Verlaufsformen von verwandtem Gefühlsinhalt« bezeichnen, weder aber eine Vielzahl jeweils vergleichbarer noch gar singuläre Fälle. »Je zusammengesetzter ein psychischer Vorgang ist, um so eigenartiger gestaltet er sich im einzelnen: ein individueller Affekt wird sich daher noch weniger als ein individuelles Gefühl jemals in identischer Form wiederholen« (ebd.).[27]

27 Woraus sich, nebenbei bemerkt, im Falle des Interesses an den Inhalten solcher »Affekterlebnisse« die Notwendigkeit ergibt, auf hermeneutische Analysen von in irgendeiner Form semantischen »Gefühlsprotokollen«, sprich z. B. auf Erzählungen vom Gefühl, zurückzugreifen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wie bereits angedeutet unterscheidet sich dieses neue, übergeordnete Ganze, das der Affekt bildet, vom zusammengesetzten Gefühl lediglich dadurch, »daß es einen bestimmten zeitlichen Verlauf zeigt, und daß es eine intensivere Wirkung und Nachwirkung auf den Zusammenhang der psychischen Vorgänge ausübt« (Wundt 1909, S. 205). Bei aller Unterschiedlichkeit von Affekten hält Wundt zum ersten Punkt, dem Verlauf, allgemein fest, daß ein Affekt mit einem (für ihn charakteristischen) Anfangsgefühl beginnt, welches entweder in einer durch einen äußeren Eindruck hervorgerufenen Vorstellung oder in einem inneren Vorgang (z. B. einer Assoziation oder einer Erinnerung) seinen Ursprung hat. Es folgt »ein von entsprechenden Gefühlen begleiteter Vorstellungsverlauf« (ebd., S. 206) mit unterschiedlicher Beschaffenheit und Geschwindigkeit. Schließlich zeigt sich ein (affektspezifisches) Endgefühl (das jedoch schnell in das Anfangsgefühl eines nachfolgenden Affektes übergehen kann). Was nun die gesteigerte Wirkung von Affekten angeht, sieht Wundt sie vor allem in einer Summation der Wirkungen der zugrundeliegenden Gefühle begründet – also ganz schlicht in der Tatsache, daß im Affekt ein einfaches Gefühl (oder auch ein zusammengesetztes Gefühl) seine Wirkung zu entfalten beginnen kann, wenn die Wirkung des vorangegangenen Gefühles noch nicht gänzlich vorüber ist, sondern andauert.

Die Steigerung der Wirkungen bezieht sich nun nicht nur auf den psychischen Inhalt der Gefühle, die den Affekt ausmachen, sondern »auch auf deren physische Begleiterscheinungen« (Wundt 1909, S. 206). Die Wirkungen der einfachen Gefühle auf Puls und Atmung (vgl. S. 181, Fußnote 21) intensivieren sich, hinzu kommen Bewegungen der Skelettmuskulatur – zunächst mimische, dann auch »solche der Arme und des Gesamtkörpers« (ebd.) –, »zu denen sich bei stärkeren Affekten noch ausgebreitete Innervationsstörungen, wie Muskelzittern, krampfhafte Erschütterungen des Zwerchfelles und der Antlitzmuskeln, lähmungsartiger Nachlaß des Muskeltonus, hinzugesellen« (ebd.). Obwohl solche Bewegungen im Regelfall ganz unwillkürlich auftreten – entweder reflexhaft oder als »impulsive Triebhandlungen« –, kann auch willkürlich eingegriffen werden: durch »Verstärkung oder Hemmung der Bewegungen oder selbst durch absichtliche Erzeugung solcher in der mannigfaltigsten Weise« (ebd., S. 207).[28] Diese Ausdrucksbewegungen lassen sich

28 Man ist hier sofort versucht, an Darwin und seinen kurzen Schluß von den Ausdrucksbewegungen direkt auf das zugehörige Gefühl zu erinnern (vgl. Kapitel 2.1), und hält Wundt demgegenüber für gefeit vor derartiger, gutmütig-naiver Gleichsetzung. Der Vollständigkeit halber sei dann allerdings auch daran erinnert, daß selbst Darwin ebenfalls bspw. vom »Heucheln« eines Gefühlsausdruckes spricht und *trotzdem* die Differenz von Gefühl und Ge-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nach ihrem »symptomatischen Charakter« – also je nachdem, für welchen Aspekt eines Affektes sie stehen bzw. welchen sie indizieren – in drei Kategorien einteilen: Da sind zum ersten »rein intensive Symptome« (ebd.); »sie sind durchweg Ausdrucksformen stärkerer Affekte und bestehen bei mäßigeren Graden in gesteigerten Bewegungen, bei sehr heftigen Affekten in plötzlicher Hemmung oder Lähmung der Bewegung« (ebd.) und hängen demnach mit der Intensität des Affekts zusammen. Da gibt es zum zweiten »qualitative Gefühlsäußerungen« (ebd.), die vor allem in mimischen Bewegungen bestehen und der Qualität des Affektes entsprechen. Drittens schließlich kommen »Vorstellungsäußerungen« vor, und zwar im allgemeinen in pantomimischen Bewegungen, »bei denen entweder auf die Gegenstände des Affekts hingewiesen wird [...], oder bei denen die Gegenstände sowie die mit ihnen zusammenhängenden Vorgänge durch die Form der Bewegung angedeutet werden« (ebd.). Die Vorstellungsäußerungen verweisen auf den Vorstellungsinhalt des Affekts. Sämtliche dieser »physischen Begleiterscheinungen« – die Bewegungen der Skelettmuskulatur und bei starken Affekten auch Herzbewegung, Atmung und Gefäßinnervation – wirken verstärkend auf den Affekt. Diese Wirkung beruht darauf, »daß die erregende oder hemmende Innervation bestimmter Muskelgebiete von inneren Tastempfindungen begleitet wird, an die sinnliche Gefühle geknüpft sind. Indem diese sich mit dem sonstigen Gefühlsinhalt der Affekte verbinden, steigern sie die letzteren in ihrer Intensität« (ebd. S. 209).

Was nun die Affekte selbst (und nicht ihre eben behandelten Ausdrucksformen) angeht, verbietet sich für Wundt (wie bei den zusammengesetzten und schon bei den einfachen Gefühlen) angesichts ihrer Vielfalt eine umfassende theoretische Abbildung. Immerhin werden auch hier drei Gesichtspunkte präsentiert, mit deren Hilfe sie unterschieden und beschrieben werden können: »1) die Qualität der in die Affekte eingehenden Gefühle, 2) die Intensität dieser Gefühle, und 3) die Verlaufsform, die durch die Art und die Geschwindigkeit des Wechsels der Gefühle bedingt wird« (Wundt 1909, S. 213).

Die *Qualität* der in einen Affekt eingehenden Gefühle ermöglicht die Unterscheidung von Lust- und Unlustaffekten, von exzitierenden und deprimierenden (oder erregenden und beruhigenden) und von spannenden und lösenden Affekten (vgl. ebd., S. 213 f.): zumindest dann, wenn »eine jener Gefühlsrichtungen als die für einen bestimmten Affekt primäre bezeichnet werden [kann, A. K.], an die sich dann Gefühlselemente, die den andern Richtungen angehören, als sekundäre Bestandteile anschließen« (ebd., S. 214). Die Veränderung der sekundären Be-

fühlsausdruck nicht weiter berücksichtigt.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

standteile führt überdies zu einer veränderten Unterform des gleichen, durch die primäre Qualität bestimmten Affektes: »So ist z. B. die Freude ihrem Grundcharakter nach ein Lustaffekt; sie wird dann in ihrem Verlauf durch die Steigerung des Gefühls meist zugleich zu einem exzitierenden, bei übermäßiger Stärke der Gefühle wird sie aber zu einem deprimierenden Affekt« (ebd.). Vor allem dieser erste Gesichtspunkt – die Qualität der eingehenden Gefühle – ist es, der den Affekten zu ihrer jeweiligen sprachlichen Bezeichnung verhilft; und öfter als die beiden anderen Dimensionen steht hier der Lust- bzw. Unlustcharakter Pate.[29]

Die *Intensität* der eingehenden Gefühle bestimmt darüber, ob es sich um einen schwachen oder einen starken Affekt handelt. Sie darf nicht mit der Intensität der erwähnten physischen Begleiterscheinungen gleichgesetzt werden: gerade die stärksten Affekte, die hemmend oder lähmend wirken, können einen asthenischen, also kraftlosen Eindruck vermitteln.

Nach der *Verlaufsform* des Affekts schließlich lassen sich drei Varianten unterscheiden: »1) Plötzlich hereinbrechende Affekte, wie Überraschung, Erstaunen, Enttäuschung, Schreck, Wut: sie alle erheben

29 Wundt unterscheidet die sprachlichen Bezeichnungen der Affekte in drei Gruppen: »1) Bezeichnungen subjektiver, hauptsächlich nach dem Gemütszustand selbst unterschiedener Affekte« (Wundt 1909, S. 215), worunter er Freude und Leid sowie als Unterarten des letzteren Wehmut, Kummer, Gram und Schreck zählt, »2) Bezeichnungen objektiver, auf einen äußeren Gegenstand sich beziehender Affekte« (ebd.), wozu Vergnügen und Mißvergnügen sowie als Varianten des letzteren Verdruß, Unwille, Zorn und Wut zählen, und »3) Bezeichnungen objektiver Affekte, die sich auf äußere Ereignisse beziehen, welche erst in der Zukunft zu erwarten sind: Hoffnung und Furcht und, als Modifikationen der letzteren, Angst und Sorge« (ebd.). Es ist hier nicht ganz klar, ob die erste Gruppe als »objektloser« Affekt (und damit, den Vorarbeiten im ersten Kapitel folgend, eher als Stimmung) aufgefaßt werden soll, während sich die zweite Gruppe auf »Gegenstände« (worunter auch Personen fallen müßten), die dritte dann auf (zukünftige) Ereignisse richtet. Da Wundt die Stimmung über die längere Dauer vom Affekt abgrenzt, und nicht über den fehlenden Objektbezug, wäre eine solche Lesart durchaus möglich. Das sich damit abzeichnende »Sortiment« denkbarer »Affekt-Objekte« bliebe dann jedoch merkwürdig lückenhaft. Wohlwollender und damit unseren Intentionen im Moment dienlicher, wäre wohl folgende Reformulierung: die erste Gruppe bezieht sich auf »innere« »Objekte« wie Erinnerungen, Imaginationen u. v. m., die zweite wie gehabt auf »externe« Objekte und Personen, die dritte auf erwartete Ereignisse. (Wobei dann die Abgrenzung noch immer nicht in jedem Falle trennscharf sein wird: Insbesondere der kategoriale Unterschied zwischen einem erwarteten Ereignis und einem »bloß subjektiven«, sich nicht »nach außen« richtenden Affekt harrt der Erhellung. Ist denn meine Erwartung ein Objekt der äußeren Welt? Und die Einordnung des Schrecks in die erste Gruppe wird weder durch die erste noch durch die zweite Lesart recht verständlich – weder also, wenn man ihn ohne Objektbezug, noch wenn man ihn auf ein »inneres« Objekt bezogen denkt.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sich sehr rasch zu einem Maximum, um dann allmählich abzunehmen und in die ruhige Gemütslage überzugehen. 2) Allmählich ansteigende Affekte, wie Sorge, Zweifel, Kummer, Traurigkeit, Erwartung, in vielen Fällen auch Freude, Zorn, Angst: sie steigen allmählich zu ihrem Maximum und sinken ebenso allmählich wieder. Eine Modifikation der allmählich ansteigenden Affekte bilden endlich: 3) die intermittierenden Affekte, bei denen mehrere auf- und absteigende Phasen aufeinander folgen. Zu ihnen gehören alle länger dauernden Affekte. So treten namentlich Freude, Zorn, Traurigkeit, aber auch die verschiedensten anderen allmählich ansteigenden Affekte paroxysmenweise auf« (ebd., S. 217). Manche Affekte, z. B. Freude und Zorn, können in allen drei Verlaufsformen vorkommen. Bei einer in systematisierender Absicht vollzogenen »Ordnung« der Affekte ist also »von zwei [bzw. eigentlich drei, wie im folgenden deutlich wird, A. K.] Faktoren auszugehen: 1) von der Qualität und Intensität der ihn zusammensetzenden Gefühle, und 2) von der Schnelligkeit der Aufeinanderfolge dieser Gefühle. Durch den ersten dieser Faktoren wird der allgemeine Charakter des Affekts, durch den zweiten wird zum Teil seine Stärke, außerdem aber namentlich seine Verlaufsform, und durch beide zusammen werden die physischen Begleiterscheinungen sowie infolge der mit diesen verbundenen sinnlichen Gefühle die psychologischen Affektverstärkungen verursacht« (ebd., S. 218). Wenn Qualität und Intensität der eingehenden Gefühle hier zu einem Faktor zusammengezogen erscheinen, sollte das nicht darüber hinwegtäuschen, daß das eine vom anderen unabhängig ist. Der zweite der genannten Faktoren, die »Schnelligkeit der Aufeinanderfolge dieser Gefühle« ist nicht dahingehend mißzuverstehen, daß die eingehenden Gefühle *in sukzessiver Folge* in den Affekt eingehen. Es sei an die Rolle erinnert, die bereits auf der Ebene der zusammengesetzten Gefühle Partial- und Totalgefühle, Gefühlskomponenten und Gefühlsresultanten spielten.

Die letzte »Gemütsbewegung«, die Wundt – aufbauend auf den Affekt – erläutert, ist der »Willensvorgang«: Darunter wird ein Affekt verstanden, der »in eine plötzliche Veränderung des Vorstellungs- und Gefühlsinhaltes« übergeht, »die den Affekt momentan zum Abschluß bringt« (Wundt 1909, S. 219). Diese plötzlich eintretenden (und durch den Affekt vorbereiteten) Veränderungen nennt Wundt *Willenshandlungen*, eine Willenshandlung einschließlich des zugehörigen Affektes *Willensvorgang*. Willenshandlungen können als äußere Handlungen vorkommen – die pantomimischen Ausdruckbewegungen, die manche Affekte begleiten, gelten Wundt hierfür als Vorläufer –, aber auch als innere Handlungen – z. B. als Fassen eines Entschlusses (vgl. ebd., S. 230). Die Willenshandlung beendet den Willensvorgang, indem sie

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wirkungen hervorbringt, die den Affekt aufheben: d. h. indem sie Gefühle hervorbringt, die mit denjenigen, die in den – im Willensvorgang enthaltenen – Affekt eingegangen sind, in einem Verhältnis des Kontrastes stehen. Die einfachsten Fälle äußerer Willenshandlungen eignen sich zur Veranschaulichung: Die »Entstehung primitiver Willensvorgänge geht wahrscheinlich stets auf Unlustgefühle zurück, die äußere Bewegungsreaktionen auslösen, als deren Wirkungen kontrastierende Lustgefühle auftreten. Das Ergreifen der Nahrung zur Stillung des Hungers« dient Wundt (ebd., S. 220) als Beispiel. In dem Affekt, der zu einer Willenshandlung führt, finden sich, wie oben erläutert, unterschiedliche (einfache und zusammengesetzte) Gefühle und an diese jeweils gebundene Vorstellungen. Einige dieser Gefühls-Vorstellungs-Verbindungen sind für die Willenshandlung irrelevant; die anderen, »vorzugsweise den Willensakt vorbereitenden [...] pflegt man als die Motive des Willens zu bezeichnen. Jedes Motiv läßt sich aber wieder in einen Vorstellungs- und einen Gefühlsbestandteil sondern, von denen wir den ersten den Beweggrund, den zweiten die Triebfeder des Willens nennen können« (ebd., S. 222). Die Untersuchung der möglichen Varianten, in denen ein Motiv im Affekt eingebettet sein kann, führt Wundt zur Unterscheidung unterschiedlicher Handlungstypen: der *Triebhandlung* als »einfacher Willenshandlung«, wo lediglich »ein einziges Gefühl mit begleitender Vorstellung zum Motiv wird und mit einer ihm entsprechenden äußeren Bewegung den Vorgang zum Abschluß bringt« (ebd., S. 223), der *Willkürhandlung* als »zusammengesetzter Willenshandlung«, wo »eine Mehrheit von Gefühlen und Vorstellungen in äußere Handlungen überzugehen strebt, und [...] diese zu Motiven gewordenen Bestandteile des Affektverlaufs zugleich auf verschiedene [...] Endwirkungen abzielen« [ebd.], bis eines dieser Motive zum vorherrschenden wird, und – als ein Sonderfall der Willkürhandlungen dann, wenn »ein Kampf solcher widerstreitender Motive deutlich wahrnehmbar der Handlung vorausgeht« (ebd.) – die *Wahlhandlung*. »Den der Handlung unmittelbar vorangehenden psychischen Vorgang des mehr oder weniger plötzlichen Herrschendwerden des entscheidenden Motivs nennen wir bei den Willkürhandlungen im allgemeinen die Entscheidung, bei den Wahlhandlungen die Entschließung« (ebd., S. 226).[30] Schließlich diskutiert Wundt Mechanismen, die

30 Es sei an dieser Stelle nochmals an die bereits erwähnte Veröffentlichung von Damasio (1997) erinnert, deren zentrale These war, daß Menschen für (lebenspraktisch relevante) Entscheidungsprozesse auch ihrer Gefühle notwendig bedürfen. Wundts Auffassungen betreffend kann man inhaltlich wohl unschwer große Ähnlichkeiten mit einer solch globalen These entdecken – etwa wenn man sich vor Augen führt, was Wundt über den Begriff des Motivs (so wie er ihn einführt) und dessen Bestandteile Beweggrund und Triebfeder bereits

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

dafür verantwortlich sein sollen, daß sich einerseits aus einfachen Willenshandlungen im Laufe der Zeit zusammengesetzte Willenshandlungen entwickeln, während sich andererseits auch zusammengesetzte Willenshandlungen allmählich zu Triebhandlungen vereinfachen können, oder sogar, wenn durch »die gewohnheitsmäßige Einübung der Handlungen [...] das bestimmende Motiv immer schwächer und vorübergehender« wird (ebd., S. 231), noch darüber hinaus bis auf die Stufe eines Reflexvorganges. Nicht nur auf der Ebene der reinen Empfindungen, also »wahrnehmungsnaher« physiologischer Prozesse, auch noch auf der Stufe der »psychischen Gebilde« bemüht sich Wundt im übrigen um empirische, auch experimentelle Belege für seine Ausführungen. Hierfür ein Beispiel, die eben angesprochene »Vereinfachung« wie »Verkomplizierung« von Handlungstypen betreffend (vgl. Wundt 1909, S. 235 ff.): Bei einfachen Reiz-Reaktions-Versuchen findet sich offenbar eine zweigipfelige Häufigkeitsverteilung der Reaktionszeiten, die man durch entsprechende Anweisungen »auflösen«, also auch experimentell in zwei sich überschneidende Verteilungen trennen kann. Sie gehen auf zwei Typen der Reaktion zurück, eine »vollständige oder sensorielle« Reaktion und eine »verkürzte oder muskuläre« (vgl. ebd., S. 237). Bei der vollständigen Reaktion, die man etwa durch »Wahlexperimente« (»Heben Sie möglichst schnell die linke Hand auf ein blaues Signal, die rechte auf ein rotes«) forcieren kann, konzentriert sich die Vp darauf, den Reiz zu erkennen; bei der verkürzten Reaktion, bei der die Anweisung die Geschwindigkeit der (immer gleichen) Reaktion auf den (immer gleichen) Reiz in den Vordergrund stellt, konzentriert sich die Vp dagegen auf die

konzeptionell »an Gefühl« in jede Handlung (und jeden Entschluß) »eingelassen« hat. »In jenen Verbindungen von Vorstellungen und Gefühlen, die wir Motiv nennen, kommt übrigens nicht den Vorstellungen, sondern den Gefühlen, also den Triebfedern, die entscheidende Bedeutung in der Vorbereitung der Willenshandlungen zu. Dies geht schon daraus hervor, *daß die Gefühle integrierende Bestandteile der Willensvorgänge selbst sind*« (Wundt 1909, S. 223, Hervorhebung A. K.). »Die Annahme eines aus rein intellektuellen Erwägungen entspringenden Wollens [...] schließt daher einen psychologischen Widerspruch in sich« (ebd.). Umso auffälliger sind – bei all der inhaltlichen Ähnlichkeit – die gravierenden Unterschiede in begrifflicher Präzision, theoretischer Elaboriertheit und auch in etwas, das man »phänomennahe Komplexität« nennen könnte. Da Damasios Vorschläge lediglich als *ein* Beispiel (unter vielen) für neuere Versuche dienten, die man allesamt als Versuche lesen kann, das Gefühl zu rehabilitieren (wie der ebenfalls behandelte Ansatz von Ciompi [1998], vgl. S. 103 ff.), läßt sich in aller Zurückhaltung zumindest eines folgern: Sämtliche derartige Versuche werden sich an Wundts Auffassungen, was die angesprochene Präzision, Elaboriertheit und Differenziertheit angeht, messen lassen müssen. (Daran ändert auch die permanent kategorienverwechselnde Pseudo-Empirie Damasios nicht das geringste.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

muskuläre Reaktion. Dies führt nicht nur, wie sich denken läßt, zu einer schnelleren Reaktion, sondern bietet Wundt den Prototyp einer »Rückbildung der Willenshandlungen zu Reflexbewegungen« (ebd., S. 239 f.), einer »Mechanisierung« (ebd., S. 240), da es den Vpn möglich ist, »die Verbindung des Eindrucks mit der ihm eindeutig zugeordneten Bewegung so einzuüben, daß der Auffassungsvorgang immer mehr verschwindet oder erst nach erfolgtem Bewegungsimpuls eintritt, sonach die Bewegung selbst reflexähnlich erfolgt« (ebd.). Umgekehrt liefert die »vollständige (sensorielle) Reaktion [...], da sich bei ihr leicht zwischen die Auffassung des Eindrucks und die Ausführung der Reaktion verschiedene psychische Prozesse einschalten lassen [nämlich z. B. durch eine erzwungene Wahl, A. K.], das Hilfsmittel, um von einfachen zu zusammengesetzten Willensvorgängen überzugehen« (ebd., S. 238). Auf diese Weise – durch Schaffung der Möglichkeit der Entwicklung von »höheren« Formen des Handelns aus »niedrigeren« und umgekehrt – werden natürlich auch die konzeptionellen Voraussetzungen hergestellt, um Veränderungen und Entwicklungen menschlicher Praxis sowohl onto- als auch phylogenetisch theoretisch zu erfassen.

Mit den Ausführungen zum »Willensvorgang« können wir unsere Rekonstruktion des Wundtschen »Systems« des psychischen Geschehens abschließen: Der Willensvorgang ist wie angedeutet das letzte »psychische Gebilde«, das Wundt behandelt, ehe er sich der nächsten »Systemebene«, nämlich dem »Zusammenhang der psychischen Gebilde« – z. B. dem Bewußtsein, der Aufmerksamkeit oder den Assoziationen – zuwendet. Der Willensvorgang ist überdies sozusagen der vollständige Prototyp eines Vorganges, der im Falle der Affekte prinzipiell vergleichbar, aber unvollständig abläuft (und im Falle der zusammengesetzten Gefühle »eingefroren« betrachtet wurde) – das ist aber nicht der einzige Grund dafür, ihn in der vorliegenden Arbeit noch anzusprechen (ich komme darauf zurück). Und die vorangegangenen, »basalen« Ebenen des Wundtschen Systems ebenfalls zu behandeln, war natürlich unumgänglich, um dasjenige, was ein Affekt, ein zusammengesetztes Gefühl für Wundt darstellt, überhaupt verständlich machen zu können. Denn es dürfte deutlich geworden sein, wie Wundt seine Überlegungen auseinander herleitet und aufeinander aufbaut – wie unverzichtbar demnach etwa der Nachvollzug der analytischen Trennung von Objekt der Erfahrung (»reine Empfindung«) und erfahrendem Subjekt (»einfaches Gefühl«) bereits bei den einfachsten Erfahrungen ist, wenn später richtig verstanden werden soll, was die Zerlegung eines Motivs in Beweggrund und Triebfeder bedeutet. Was bleibt ist nun die Frage, was eine zeitgenössische Theorie vom Gefühl für Anregungen von den skizzierten, rund hundert Jahre alten Überlegungen empfangen kann. Anders gefragt: Wo gibt es Berüh-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

rungs- oder Anknüpfungspunkte zwischen Wundts eben rekapitulierten Vorschlägen und den tastenden Klärungsversuchen aus Kapitel 1 der vorliegenden Arbeit?

2.2.5 Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen

Zunächst muß das uns interessierende Phänomen – das Gefühl – in Wundts Ansatz lokalisiert und identifiziert werden. Dabei ist natürlich darauf zu achten, daß das Wort *Gefühl* nun nicht mehr ausschließlich im Sinne Wundts verwendet wird – und zwar selbstverständlich deswegen, weil nun der notwendige Schritt »weg von Wundt« und zurück zu unserem Anliegen, einen theorieübergreifenden Standpunkt zu finden und zu festigen, getan werden muß. Erinnern wir uns an die begrifflichen Bestimmungen in Kapitel 1 der vorliegenden Arbeit, dann ist es wohl vor allem der Wundtsche *Affekt*, der dasjenige meint, was eine zeitgenössische Emotionstheorie zum Gegenstand haben sollte; wo von der zeitlichen Gestalt eines Gefühls (vgl. Kapitel 1.1.3) abgesehen werden kann, bieten sich auch bereits die zusammengesetzten Gefühle als Gegenstand der Überlegung an. Die einfachen Gefühle sensu Wundt interessieren dagegen lediglich als einfachste Bausteine: Man darf sie ihrem Bedeutungsgehalt nach wohl in etwa dort ansiedeln, wo in der vorliegenden Arbeit (in Kapitel 1.2.1) Gefühle von Wahrnehmungen bzw. Empfindungen abgegrenzt wurden.[31] Warum es gerade diese einfachen Gefühle

31 Dort wurden Empfindungen ja als eine Teilmenge von Wahrnehmungen aufgefaßt, und zwar als solche Wahrnehmungen, bei denen (fast) eine Einordnung auf der Dimension angenehm-unangenehm vorliegt, die also (eben) *als angenehm oder unangenehm empfunden* werden – und dadurch dann unmittelbar an der (begrifflichen) Grenze zum Gefühl zu liegen kommen. Daß nicht alle Wahrnehmungen so »gefühlsnah« zu verstehen sind, wurde am Beispiel komplexer visueller Wahrnehmungen, etwa beim Betrachten eines Kunstwerkes, erläutert. Für Wundt wäre demgegenüber jede Wahrnehmung – bzw. genauer, der »subjektive« Aspekt jeder sinnlichen Erfahrung, also *jedes einfache Gefühl* – bereits per definitionem irgendwo auf der Dimension Lust-Unlust angesiedelt (ebenso wie zusätzlich auf den Dimensionen Spannung-Lösung und Erregung-Beruhigung). Daß sich eine komplexe Wahrnehmung (wie das Betrachten des Kunstwerkes) jedoch nicht unmittelbar angenehm oder unangenehm anfühlt, würde er dadurch erklären können, daß eine solche in eine Vielzahl einfacher Wahrnehmungsakte – also zugehöriger einfacher Gefühle sowie entsprechender »reiner Empfindungen« im Sinne Wundts – zerfällt, die nicht ohne weiteres ein »Totalgefühl«, also ein zusammengesetztes Gefühl bilden müssen (welches obendrein, wenn es denn gebildet wird, nicht unbedingt durch die Begriffe Lust und Unlust näher charakterisierbar sein muß). Wundts Lösung des Problems dehnt den Gegenstandsbereich einer Theorie vom Gefühl vergleichsweise deutlich weiter aus – nämlich bis hinein

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sind, auf die in der emotionspsychologischen Literatur in der Regel so Bezug genommen wird, als erschöpfte sich Wundts Denken über Gefühle in dieser schlichten »Vorstufe«, ist mir wie angedeutet ganz und gar nicht klar. Ein Teil der Erklärung mag in der Schlichtheit, der »Griffigkeit« der drei charakterisierenden Dimensionen liegen, die ihre Rezeption erleichtern, verglichen jedenfalls mit dem komplexen und differenzierten Modell Wundts, zu dem hin sie führen.

Auch nutzt Wundt die drei Dimensionen gelegentlich selbst, um Affekte, also in der Zeit verlaufende »Konglomerate« verschiedener Gefühle (sowie anderer Bestandteile) zu beschreiben (vgl. Wundt 1911, S. 200 f.): Dabei bezieht er sich jedoch (sozusagen durch den Affekt hindurch) auf diese einfachen Bestandteile; wo jedoch die drei Dimensionen auf die psychischen Gebilde Anwendung finden sollen, geschieht dies schon auf der Ebene der zusammengesetzten Gefühle eher pragmatisch beschreibend und nur insoweit, als es möglich und sinnvoll ist – jedenfalls keineswegs in der theoriekonformen Verbindlich- und Lückenlosigkeit, wie sie für die einfachen Gefühle der Fall ist.

Ein dritter Teil der Erklärung mag in der Tatsache zu finden sein, daß Wundt selbst nicht überall in seinen Schriften immer wieder aufs neue unmißverständlich deutlich macht, daß es sich bei einfachen Gefühlen und Affekten um unterschiedliche Konzepte handelt und wie ihr Verhältnis zueinander ist.[32] Eine halbwegs befriedigende Erklärung allerdings bietet das alles zusammen noch nicht.

Fragt man nun nach dem empirischen Zugang, den Wundt zum Phänomen Gefühl gewählt hat, fällt eine eindeutige Einordnung schwerer als bei Darwin. Für Wundts Herangehensweise spielt jede der drei in Kapitel 1.1.1 differenzierten Zugangsweisen eine Rolle: eine *spekulative*, eine *introspektive* und eine (im engeren Wortsinn) *empirische*. Alle denkbaren »Symbolisierungen« des Gefühls kommen als »Schneisen« des *empirischen* Zugriffs in Betracht (auch wenn nicht durch alle diese

in jeden einzelnen Akt der Wahrnehmung –; sie scheint fürs erste eleganter.

32 So bspw. in den »Bemerkungen zur Theorie der Gefühle«, einer Zurückweisung der Kritik Titcheners an den drei Dimensionen einfacher Gefühle: Wundt spricht zunächst von den »Ausdrucksbewegungen der Affecte« (1900, S. 164), erläutert dann jedoch die »mimischen und pantomimischen Symptome« (ebd.) einfacher Gefühle, also von *Affektbestandteilen*. Allerdings finden sich auch ganz unmißverständliche Formulierungen: »Dass hier unter den psychischen Vorgängen, zu denen die Gefühle in Beziehung gebracht sind, nur die Affecte gemeint sein konnten, ist einleuchtend, *da sich ja nur die Affecte in Gefühle zerlegen lassen*« (ebd., S. 174, zweite Hervorhebung A. K.). »Die eigentliche Terminologie der Gefühle beschränkt sich nämlich ganz auf die [...] Bezeichnungen, bei denen man meist die *Affekte* zu Hilfe nimmt, *in die die Gefühle als Elemente eingehen*« (Wundt 1909, S. 98, Hervorhebung A. K.).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Schneisen gleich gut ausgerüstete Stoßtrupps ins Feld geschickt werden): seien es nun »mimische oder pantomimische Bewegungen« als Begleiterscheinungen der Affekte (was für Darwin den wichtigsten Zugangsweg darstellte), sei es die Sprache, in der Gefühle symbolisiert und kommuniziert werden,[33] seien es sogar die physiologischen Veränderungen, die Gefühle und Affekte begleiten. Für die zuletzt genannte Zugriffsweise – die Untersuchung physiologischer Parameter – ist der Stellenwert besonders zu beachten, den der Experimentalpsychologe Wundt ihr gibt. Denn er verwechselt keineswegs das eigentlich interessierende Phänomen mit seinen physiologischen Begleiterscheinungen, wie es heute – man setze »neurophysiologisch« für »physiologisch« – gang und gäbe ist. Stattdessen warnt er immer wieder vor dieser Verwechslung: »Doch können diese äußeren Hilfsmittel [wie z. B. Ausdrucksbewegungen, Puls, Atmung, Gefäßinnervation, A. K.] niemals die unmittelbare Beobachtung der psychischen Vorgänge selbst ersetzen; sie können höchstens die Aufmerksamkeit auf Eigenschaften und Beziehungen der Vorgänge lenken, die sonst vielleicht derselben entgehen würden« (Wundt 1909, S. 210). Unmittelbar beobachten lassen sich psychische Vorgänge natürlich, wenn überhaupt, lediglich beim Beobachter selbst, also durch *Introspektion*. Daran ändert sich auch nichts, wenn eine solche Perspektive der ersten Person »experimentelle Selbstbeobachtung« genannt wird und die angesprochenen physiologischen Prozesse als »Hilfsmittel der Kontrolle« dienen sollen (ebd., S. 212): »Denn für die Affekte gilt ganz besonders, daß die Beobachtung der im natürlichen Verlauf des Lebens sich von selbst einstellenden psychischen Vorgänge unzulänglich bleibt. Erstens bietet der Zufall dem Psychologen die Affekte nicht gerade in dem

33 Dies zwar nicht etwa durch »Interviews mit Fühlenden«, aber z. B. durch Reflexionen über die Sprache, die zur Beschreibung der Gefühle zur Verfügung steht: »Was ist das Gefühl? Sehen wir auf die Bedeutung zurück, welche die Sprache diesem Wort giebt, so finden wir dasselbe in sehr vieldeutigem Sinne gebraucht. Wir nennen Hunger und Durst Gefühle, wir reden vom Fühlen des Schmerzes, vom Befühlen der äußeren Gegenstände mit unseren tastenden Gliedern. Wir nennen aber auch Liebe und Haß, Freude und Kummer, Sorge und Hoffnung Gefühle. [...] Hat die Sprache hier nur auf's Gerathewohl und aus Mangel eine Reihe der aus einander liegendsten Erscheinungen mit demselben Namen belegt? Oder hat sie wirklich instinktiv das Richtige getroffen, indem sie in diesen Vorgängen trotz ihrer Verschiedenheiten etwas Gemeinsames ahnte« (Wundt 1990b, S. 2)? Betrachtet man dieses Zitat aus den *Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele* auf dem Hintergrund der in den Kapiteln 1.1 und 1.2 vorangetriebenen Differenzierungen und Abgrenzungen und fragt sich, wieviele der dort behandelten Punkte sich mit den Beispielen aus dem Zitat illustrieren lassen, dann enthüllt sich ein auf den ersten Blick in diesem kurzen Auszug gar nicht vermutetes, ausgesprochen nuanciertes Gegenstandsverständnis.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Augenblick, wo er sie wissenschaftlich analysieren möchte; und zweitens befinden wir uns namentlich bei stärkeren Affekten, denen reale Ursachen zugrunde liegen, am allerwenigsten in der Lage, uns selbst exakt zu beobachten. Viel besser gelingt dies, wenn man sich willkürlich in eine bestimmte Affektstimmung versetzt [unter ›Affektstimmung‹ verstehen wir ›simulierten Affekt‹ und nehmen beruhigt zur Kenntnis, daß auch Wundt nicht in jedem Falle an begrifflicher Konfusion vorbeizusteuern vermag, A. K.]. Da man nun hierbei nicht zu ermessen vermag, inwieweit der auf diese Weise subjektiv erzeugte Affekt mit einem aus objektiven Ursachen entstandenen gleicher Art in Intensität und Verlaufsweise übereinstimmt, so bildet die gleichzeitige Untersuchung der physischen Wirkungen, namentlich der dem Willenseinfluß am meisten entzogenen des Pulses und der Atmung, eine erwünschte Kontrolle« (ebd.). Physiologische Daten können also, das wird zum einen deutlich, lediglich ergänzend herangezogen werden, sind »Dienerin« eines anders, z. B. semantisch fundierten Vorgehens: »Eben deshalb würde nun aber auch eine Unterscheidung verschiedener Gefühlsdimensionen, wie sie in dem oben mitgetheilten Schema versucht worden ist, so lange in der Luft schweben, als sie nicht direct in der subjectiven Beobachtung der Gefühle selbst ihre Stütze fände« (Wundt 1900, S. 165). »Diese physischen Erscheinungen bleiben für uns [...] äußere Symptome, nichts weiter« (ebd.). Und zum anderen wird klar, wie nahe sich für Wundt die Vorgehensweisen stehen, die wir (in Kapitel 1.1.1) als empirisch (in einem engen Sinn des Wortes) und als introspektiv charakterisiert haben, ja, wie sehr sie sogar darüber hinaus einander bedürfen.[34] Auch *spekulative* Momente des Wundtschen Systems sind jedoch unabweisbar – selbst wenn Wundt in eigener Person eine solche Diagnose möglicherweise am ehesten als Vorwurf verstanden

34 Denn wie bereits in Kapitel 1.1.1 ausgeführt: Auch dem Verfasser scheint eine Beschränkung auf einen Empirie-Begriff, der in der Sammlung von Daten prinzipiell unterscheiden möchte zwischen dem Sammler und demjenigen, der die Daten liefert, wenig sinnvoll – zumindest angesichts eines Gegenstandes, der aus prinzipiellen Gründen allein im jeweils eigenen Erleben gänzlich unbeschnitten existiert. Für die gleichwohl unabdingbare »Verbreiterung der Datenbasis« ist es demgegenüber unverzichtbar, über die Prozesse der Symbolisierung und Kommunikation der zunächst je singulären, idiosynkratischen Erlebnisse nachzudenken. – Das ändert aber nichts daran, daß am Anfang *jeder* empirischen Erforschung des Gefühls Introspektion steht. Dies trifft natürlich auch zu, wenn man etwa »Vpn« zu ihren Gefühlen interviewt, sie darüber befragt oder ihnen (bzw. ihrem Gefühl) mit Fragebögen zu Leibe rückt. Noch die Reflexionen über den alltäglichen Sprachgebrauch hinsichtlich des Gefühls, für die sich in der vorangegangenen Fußnote ein Beispiel findet (und die hier und da in den Kapiteln 1.1 und 1.2 versucht worden sind), stellen so verstanden nichts anderes dar, als die Beschäftigung mit in der Sprache geronnener Introspektion.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und sich dementsprechend zur Wehr gesetzt hätte. (Jedenfalls weist er Titcheners Vorwurf, er sei allein »auf dem Boden der inneren Wahrnehmung und des allgemeinen Raisonnements« [vgl. Wundt 1900, S. 150] zur »Aufstellung eines mehrdimensionalen Gefühlssystems gelangt« [ebd.], vehement zurück; schon »die einfachsten und nächstliegenden Experimente« [ebd.] zeigten das Ungenügen einer einzigen Lust-Unlust-Dimension, so daß es sich bei seinen Überlegungen durchaus nicht »bloß um ›allgemeine Raisonnements‹, das heißt, deutlicher ausgedrückt, um gänzlich in die Luft gebaute Hypothesen handle« [ebd.].) Aber die Fülle der theoretisch-konzeptionellen Entscheidungen, die Wundt beim Aufbau seines Systems trifft, sind weder (streng) empirisch noch (in einem weiteren Sinne empirisch, d. h. in um intersubjektive Zustimmung bemühter Weise) introspektiv überprüf- oder rechtfertigbar. Die Zerlegung bereits der einfachsten denkbaren Erfahrung in einen »objekt-« und einen »subjekt-bezogenen« oder »ganzheitlichen« Aspekt ist – gerade auch dann, wenn man gleichzeitig insistiert, daß es sich um einen Akt der analytischen Abstraktion handele, der in der unmittelbaren Erfahrung selbstredend gar nicht gegeben sei – eine vorempirische Setzung, die ihre (erkenntnisgenerierende) Fruchtbarkeit erst erweisen muß und dabei als solche immun gegen jede (empirische oder introspektive) Bestätigung oder Widerlegung ist. Eine solche Setzung ist damit (wie eine Reihe weiterer Setzungen Wundts) im besten Wortsinne spekulativ. (Und das bleibt sie auch dann, wenn sie die in Rede stehende Fruchtbarkeit erwiesen hat.)

Der Begriff der »Abstraktion« eignet sich ohnehin gut dazu, Wundts Vorgehen insgesamt zu charakterisieren. Mehrfach wurde in den obigen Darlegungen darauf hingewiesen, wie unermüdlich Wundt wiederholt,[35] daß es abstrahierende – wenn man so will, rein fiktive, hypothetische – Schritte sind, die einzelne Partikel aus dem Erleben erst herauslösen und für die intellektuelle Analyse konturieren. Stets wiederholte Abstraktion liefert Wundt erst die Elemente, die dann synthetisch wieder zusammengesetzt werden – in der Hoffnung, das Resultat möge dem möglichst nahekommen, was der ursprünglichen, nicht zerlegenden Erfahrung (zumindest in groben Zügen) zugänglich, aber unverständlich ist. Daß Wundt sowohl die zerlegenden, abstrahierenden Schritte als auch die Versuche, die gewonnenen Elemente nach aufzufindenen Regeln wieder zusammenzusetzen, immer wieder – und auf ganz unterschiedlichen »System-Ebenen« – wiederholt, bringt zudem ein Moment der Rekursion in sein theoretisches Gebäude. »Selbstbezüglich« wird es demzufolge,

35 Daher wäre eine genauere Auflistung nur redundant (vgl. Wundt 1909, z. B. S. 34, 45, 91, 109 f., 112, 171 et passim).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

weil auf niederen Ebenen den Gegenstand erst konstituierende Schritte auf höherer Ebene (mit eben den auf diese Weise bestimmten Gegenständen) wiederholt werden. Als Beispiel sei etwa an die Auffassung des Einzelklanges, dann des Mehrklanges, schließlich des Geräuschs – jeweils als intensive Vorstellung – erinnert (vgl. S. 182 f.); als ein Beispiel mit größerer »Spannweite« an die Zerlegung in einen »objektiven« und einen »subjektiven« Aspekt sowohl einer einfachen Erfahrung zu Beginn des Wundtschen Unternehmens als auch eines Motivs im späteren Verlauf – eines Motivs, in dessen Begriff diese Unterscheidung auf niedrigeren Ebenen bereits vielfach eingegangen ist. Wollte man Wundts Vorgehen also knapp beschreiben, könnte man es *abstrahierend* und *rekursiv* nennen.

Damit ist zunächst einmal bestimmt und begründet, welche Teile des Wundtschen »psychologischen Systems« emotionspsychologisch besonders wichtig sind, sowie rekapituliert, welcher Zugangsweisen sich Wundt bedient und wie man sein Vorgehen als Ganzes kennzeichnen könnte. Wie also bestimmt Wundt das, was man heute »Emotion« nennen könnte, welches Gefühl behandelt er?

»Eine Emotionstheorie, die den Gefühlen in ihrer Vielfalt gerecht werden will, muß es [...] ermöglichen, die Einfachheit bzw. Komplexität von Gefühlen zu bearbeiten bzw. abzubilden« wurde in Kapitel 1.1.4 formuliert, wo (am Beispiel der Eifersucht) erörtert wurde, welche unterschiedlichen »Komponenten« – Kognitionen, Imaginationen, Erinnerungen, selbst andere Gefühle – zu konstitutiven Elementen eines Gefühls werden können. Im Kapitel 1.4 wurde diese Forderung wieder aufgenommen und um die Frage ergänzt, »*auf welche Weise* man sich die ›Zusammensetzung‹ aus diesen Elementen vorzustellen hat«. Wundts Konzeption des Affekts – bzw. bereits eines »zusammengesetzten Gefühls« – kommt zumindest der ersten der skizzierten Forderungen in nahezu idealer Weise nach: All die denkbaren Bestandteile eines komplexen Gefühls dürften sich als Wundtsche psychische Elemente bzw. als psychische Gebilde reformulieren lassen: als Gefühls-Empfindungs- bzw. als Gefühls-Vorstellungs-Komplexe. Am Beispiel einer Erinnerung sei das kurz angedeutet: Eine Erinnerung läßt sich auffassen als eine Empfindung oder (wohl häufiger) eine Vorstellung, die nicht von einem peripheren, sondern von einem inneren, zentralen Reiz ausgeht, und die stets von einfachen oder bereits zusammengesetzten Gefühlen begleitet wird. (Diese Darstellung scheint etwas vereinfacht, aber durchaus verträglich mit Wundts späterer gesonderter Behandlung der Erinnerungen [vgl. Wundt 1909, S. 293 ff.], in der vor allem der Frage der Entstehung von »Erinnerungsvorstellungen« [aus dem Wiedererkennen] im aktuellen Zusammenhang des psychischen Geschehens interessiert.) »Erinnerungen« müssen sich ja schon

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

definitionsgemäß unter Rückgang auf die einfachsten »psychischen Elemente« Wundts aufbauen lassen – ebenso wie Imaginationen, Kognitionen oder alle anderen der in Frage kommenden »psychischen Gegenstände«, die »in das Gefühl eingehen« können. Ein anderes Beispiel: Wo uns in den »Vorarbeiten« ein pfiffiger Hinweis gelungen schien – bei der Skizze eines Wutanfalles nämlich, in den wir nicht nur im engeren Sinne Gefühls-Anteile »eingehen« sahen, sondern auch körperliche Empfindungen, die von Bewegungsweisen herrührten, welche mit dem Wutanfall notwendig einhergehen: also etwa das Prickeln in der Sohle des Fußes, mit dem wir gerade aufstampften, oder unser japsendes Luftholen (vgl. Kapitel 1.2.4) – da haben wir wohl nur einen Fall geschildert, der für Wundt mit Leichtigkeit unter Rückgriff auf (vor allem) sinnliche Gefühle rekonstruierbar wäre. Als weiteres Beispiel könnte nochmals das Erröten dienen, welches mit einer Wärmeempfindung einhergeht. Was also in den Vorarbeiten im ersten Kapitel der vorliegenden Arbeit als Komplexität der Gefühle (bzw. mancher Gefühle) bezeichnet wurde, zeigt sich demnach in Wundts Ansatz bereits konzeptionell verankert. Auch wenn hier für die jeweilige inhaltliche Konkretisierung nicht unerheblicher »Übersetzungsaufwand« vonnöten wäre – müßten doch alle relevanten »modernen« psychologischen Termini in die Begrifflichkeit Wundts übertragen werden, und das noch deutlich präziser als es für die »Erinnerung« lediglich angedeutet werden konnte –, so erscheint ein solches Unterfangen doch problemlos durchführbar. Oder genauer: Probleme dürften eher auftauchen, weil bereits der entsprechende zeitgenössische Begriff zu heterogen (oder schlicht zu wenig) bestimmt ist, und weniger, weil Wundts System es nicht erlaubte, ihn einzupassen und in Wundtschen Begriffen zu reformulieren. Man denke beispielshalber an den Begriff »Kognition« und seine im »Exkurs über drei Begriffe der Kognition in der Psychologie« unterschiedenen Verwendungsweisen. Sowohl ein enger, am Problemlösen orientierter Begriff der Kognition, als auch ein mittlerer, von der kognitiven Psychologie her kommender, dürften jedenfalls durchaus rekonstruierbar sein: der erste als Vorstellungs-Gefühls-Komplex, bei dem bestimmte, komplizierte (und »problemspezifische«) Vorstellungen von besonderer Bedeutung sind. Der zweite »zerfiele« (wie gehabt) in jeweils eigene »psychische Funktionen« – die bereits angesprochene Erinnerung gehörte auch dazu –, die gesondert zu übertragen wären. Die in der 5. These des Kapitels 1.4 thematisierte Frage, ob Gefühle notwendig Kognitionen bedürfen, sollte auch Wundt nicht anders beantworten (können), wie dort bereits ausgeführt – nämlich in Abhängigkeit des dann zugrundegelegten Begriffs der Kognition. Als Folge einer solchen Übertragung wäre jedenfalls zu erwarten, das außergewöhnlich sensible und präzise begriffliche Instrumentarium zur Be-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schreibung und erkenntnisfördernden Durchdringung »des« Gefühls, als das Wundts System in den uns interessierenden Teilen gelten darf, in moderner Sprache zur Verfügung zu haben. Nur ein Beispiel für die postulierte Sensibilität und Präzision: Die in Kapitel 1.1.7 erörterte Ambivalenz von Gefühlen, die die Angemessenheit der verbreiteten Einordnung von Gefühlen als entweder angenehm oder unangenehm beschränkt und die sowohl in chronologischer Abfolge als auch »synchron« denkbar ist, läßt sich recht mühelos durch den Wundtschen Affekt und die ihn konstituierenden zusammengesetzten Gefühle in neue (alte) Worte kleiden.

Nicht ganz so deutlich faßbar, aber gleichwohl ebenfalls äußerst anregend fällt Wundts Beitrag zur Lösung der zweiten Frage aus: auf welche Weise nämlich man sich eine solche »Zusammensetzung« des Gefühls vorstellen kann.[36] Bei seinem Durchgang vom Einfachen zum Zusammengesetzten, von den psychischen Elementen zu den psychischen Gebilden (und dann, wie angesprochen, weiter), betont Wundt mehrfach, daß sich die Eigenschaften der gebildeten Komplexe nicht so ohne weiteres aus den Eigenschaften der Elemente vorhersagen oder ableiten lassen, so z. B. ganz allgemein, wenn er über die »Architektur« seines Systems äußert: »Da die wirklichen psychischen Erfahrungsinhalte stets aus mannigfachen Verbindungen von Empfindungs- und Gefühlselementen bestehen, so liegt der spezifische Charakter der einzelnen psychischen Vorgänge zum größten Teile durchaus nicht in der Beschaffenheit jener Elemente, sondern in ihren Verbindungen zu zusammengesetzten psychischen Gebilden begründet« (Wundt 1909, S. 35). Wo die psychischen Gebilde eingeführt werden, ist ihm dieser Hinweis sogar fast drei Zeilen Gesperrt-Druck wert: »Ferner gilt aber für alle psychischen Gebilde, mögen sie nun aus Empfindungen oder aus Gefühlen oder aus beiden zugleich bestehen, daß die Eigenschaften der psychischen Gebilde niemals durch die Eigenschaften der psychischen Elemente erschöpft werden, die in sie eingehen« (ebd., S. 108). Es fällt nicht schwer, in diesen Charakterisierungen eine Vorwegnahme zentraler Einsichten der Gestaltpsychologie zu erkennen; nach Herrmann stellt das zugrundeliegende Prinzip der »›schöpferischen Synthese‹ oder auch der ›schöpferischen Resultanten‹« (1996, S. 524) »vielleicht philosophisch

36 Um es ganz deutlich zu sagen: Wundt klärt diese innerhalb seines Modelles so eminent wichtige Frage nicht wirklich – es bleibt ein wenig im Dunkeln, welche Mechanismen, Regeln, welche Prozesse für die in Rede stehende »Zusammensetzung« sorgen. Aber er bietet Anregungen, und er schafft durch seinen theoretischen Rahmen auch den Ort, an dem sich diese hochinteressante Frage stellt.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und psychologisch Wundts wichtigste Idee überhaupt« dar (ebd., S. 523).[37] Wenn Wundt – in Unkenntnis der erst später zur vollen Blüte gelangenden Gestaltpsychologie – das Gefühl so konzipiert, daß es aus Bestandteilen besteht, bei deren Zusammenwirken das Ganze etwas anderes wird als die Summe seiner Teile: Was liegt dann näher, als die »Zusammensetzung« eines Gefühls gestaltpsychologisch zu denken (zu versuchen)? (Ich komme in Kapitel 3 darauf zurück.)

Aber das ist nicht die einzige Anregung, die Wundt hinsichtlich der Frage gibt, *wie* aus den Bestandteilen eines komplexen Gefühls eine »Resultante« mit z. T. neuartigen Eigenschaften wird. Betrachten wir nochmals folgende, bereits zitierte Passage: »Jedes zusammengesetzte Gefühl läßt sich somit zerlegen: 1) in ein aus der Verbindung aller seiner Bestandteile resultierendes Totalgefühl, und 2) in die einzelnen Partialgefühle, welche die Komponenten dieses Totalgefühls bilden, und welche wieder in Partialgefühle verschiedener Ordnung zerfallen, je nachdem sie aus einfachen sinnlichen Gefühlen bestehen (Partialgefühle erster Ordnung), oder selbst schon Totalgefühle sind (Partialgefühle zweiter und höherer Ordnung)« (Wundt 1909, S. 191 f.). Insbesondere die Rede von untergeordneten Partialgefühlen, die selbst im Kleinen wieder so aufgebaut sind, wie das Totalgefühl im Großen, erinnert an den Aufbau von Erzählungen (und ist, nebenbei bemerkt, einmal mehr »rekursiv«), der ähnlich »verschachtelt« sein kann: Auch in Erzählungen können kleinere Erzählungen oder Episoden eingeschlossen sein (Kochinka 1994, 1998a, 2001; vgl. auch Boueke, Schülein, Büscher, Terhorst & Wolf 1995, vor allem S. 67 ff.), die für sich genommen eine ganz ähnliche Struktur aufweisen, wie sie im Übergeordneten insgesamt wiederkehrt. Allein diese formalen Ähnlichkeiten könnten den Versuch begründen, die Zusammensetzung eines komplexen Gefühls einmal analog zur

37 Solche »gestaltpsychologischen« Charakterisierungen finden sich mehrfach, z. B. auch über das Gemeingefühl als zusammengesetztes Gefühl: »In der Tat entspringt das Gemeingefühl aus einer Vielheit von Partialgefühlen; aber es ist *nicht die bloße Summe* dieser Gefühle, sondern ein aus ihnen resultierendes einheitliches Totalgefühl« (Wundt 1909, S. 195, Hervorhebung A. K.). Es sei jedoch nicht verschwiegen, daß nicht in jedem Falle der Zusammensetzung von etwas Übergeordnetem aus untergeordneten Elementen so klar »gestaltpsychologische Rudimente« ausgemacht werden können. So heißt es etwa über Affekte: »Da aber die Affekte, wie wir in § 13 sehen werden, gesetzmäßige Verbindungen von Gefühlen sind, so ist es klar, daß die Grundformen der Affekte schon in den Gefühlselementen vorgebildet sein müssen« (ebd., S. 101). So klar ist das ja nun nicht, jedenfalls nicht aus gestaltpsychologischer Perspektive – man könnte hier durchaus bereits Widersprüchlichkeiten ausmachen. Wer das tut, dem sei mit der Freiheit des Lesers begegnet, welcher bei Spannungen oder Widersprüchlichkeiten eine Position nach Gutdünken wählen und gegen die andere verteidigen kann.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Bildung einer Erzählung zu denken.[38] (Auch hierauf komme ich zurück.)

Beschränkt sich also Wundts Beitrag für eine zeitgenössische Theorie vom Gefühl auf die bislang ausgeführten Aspekte – wäre dies doch ohne Zweifel bereits verdienstreich genug? Schon die Art der Fragestellung suggeriert zugegebenermaßen ihre Verneinung: Denken wir demnach als nächstes an den »motivierenden Aspekt«, der für so viele emotionstheoretische Ansätze als nachgerade unverzichtbar für das Gefühl gilt (vgl. Kapitel 1.3), den wir jedoch demgegenüber vom Gefühl abzugrenzen und stattdessen auszuweisen versucht haben als seinen gelegentlichen, aber keineswegs ständigen Begleiter. (Vgl. Kapitel 1.2.4 sowie Kapitel 1.4, 4. These – »Gefühle *können* uns dazu veranlassen, etwas zu tun, aber sie *müssen* es nicht«, hatten wir dort geschrieben.) In Wundts Konzeption eines Willensvorganges, der aus einem Affekt und der zu diesem hinzutretenden und ihn zur Auflösung bringenden Willenshandlung besteht, ist eine solche motivierende »Komponente« des Gefühls unschwer wiederzuerkennen. Weil der Affekt zu einer Willenshandlung führen kann (aber nicht führen muß), kann man durchaus mit Wundt der m. E. unzulässigen Verabsolutierung der »motivationalen Komponente« in der modernen Emotionsforschung begegnen. Weil jedoch eine Willenshandlung zum Affekt treten (und diesen damit zum Willensvorgang machen) *kann*, ist der Affektbegriff andererseits »offen« und »sensibel« genug gegenüber den Begriffen Handlung und Motivation, um einem *möglichen* »motivierenden Aspekt« des Gefühls gerecht zu werden. Daß dies sozusagen »begrifflich luzide« geschieht, daß also die beiden unterschiedenen Fälle – ein *Affekt* ohne Willenshandlung, ein Affekt mit Willenshandlung, also ein *Willensvorgang* – sich auch in unterschiedlicher Begrifflichkeit spiegeln, dürfte nicht nur mir als Vorzug erscheinen.

In einer weiteren These des Kapitels 1.4 (der sechsten) hatten wir auf den unterschiedlichen zeitlichen Verlauf von Gefühlen, ihre temporale Vielgestaltigkeit, aufmerksam gemacht und mit dieser Diagnose die Forderung an eine gegenstandsangemessene Emotionstheorie verbunden, die begrifflichen Möglichkeiten bereitzustellen, um der konstatierten Vielgestaltigkeit gerecht zu werden. Die meisten Emotionstheorien thematisieren diesen wichtigen Aspekt nicht weiter – bzw. behandeln ihn lediglich implizit, indem sie »Emotion« (auf je unterschiedliche Weise) als eine Art Antwort auf irgendeine Art von Reiz konzipieren. Damit

38 Eine weitere Begründung findet sich, wenn man rekapituliert, was in Kapitel 1.1.1 über die Rolle der »sprachlichen Symbolisierung« des Gefühls gesagt worden ist, die zumindest für einige Gefühle konstitutiv erscheint: »Wir kennen Gefühle, die erst *im Reden*, im Erzählen oder Zuhören, im symbolisch vermittelten Kommunizieren entstehen«, haben wir dort festgehalten.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

berücksichtigen sie zwar ganz allgemein die Zeitlichkeit – auch das Sich-Ereignen in der Zeit – von Gefühlen, bieten aber noch keine Mittel, temporal unterschiedliche Gefühle zu handhaben. In Wundts Affektbegriff ist demgegenüber ein – jeweils für ein bestimmtes Gefühl (in unserem Wortsinne) charakteristischer oder aber ein idiosynkratischer, als Gegenstand hermeneutischer Analyse sich erst konturierender – zeitlicher Verlauf von Anfang an mitgedacht: Wo sich »eine zeitliche Folge von Gefühlen [sensu Wundt, A. K.] zu einem zusammenhängenden Verlaufe verbindet, [...] da nennen wir einen solchen Verlauf einen Affekt« (Wundt 1909, S. 204). Wie dieser zeitliche Verlauf dann im Einzelfall aussieht, ist offen – schon auf begrifflicher Ebene also bietet Wundts Affekt die Möglichkeit, die temporale Vielfalt von Gefühlen zu berücksichtigen. (Wozu Wundt dann auch, zumindest für »typische« Fälle von Freude und Zorn, Vorschläge unterbreitet; vgl. Wundt 1911, S. 200 f.)

Fragt man sich nun abschließend umgekehrt, welche Aspekte des in den Vorarbeiten des ersten Kapitels erarbeiteten Gegenstandsverständnisses sich nicht oder nicht ohne weiteres in Wundts »Gefühlstheorie« wiederfinden lassen, dann scheinen lediglich zwei Punkte auf: Diese betreffen zum einen den Objektbezug von Gefühlen, zum anderen den Primat des Erlebens, den wir ihnen beilegen wollen. Was zunächst den Objektbezug anlangt: Es scheint mir nicht ganz klar, ob die referierte Unterscheidung der Affekte anhand ihrer sprachlichen Bezeichnungen (vgl. S. 193, Fußnote 29) in ausreichendem Maße Platz für den Objektbezug der Gefühle bietet; zumindest steht dieser nicht im Vordergrund der Wundtschen Analyse. (Gleichzeitig gibt es jedoch keinen Ort, an dem Wundt der Frage des Objektbezugs von Gefühlen näher kommt.) Es war dort wie erinnerlich von »subjektiven« und »objektiven« Affekten die Rede, wobei letztere auf äußere Gegenstände, Ereignisse oder auch erwartete Ereignisse bezogen erschienen, erstere »hauptsächlich nach dem Gemütszustand selbst« unterschiedene Affekte umfaßten, was »objektlose Gefühle« (oder Stimmungen) ebenso meinen kann wie Gefühle mit einem »inneren« Objekt. Die Schwierigkeiten, die die angesprochene Klassifikation in jedem Falle zumindest demjenigen bereitet, der sie auf ihren Beitrag zur Anerkennung der grundsätzlichen Bezogenheit des Gefühls hin liest, wurden angedeutet. Auch die Suche nach anderen Belegstellen in Wundts Werk kann diese Schwierigkeiten (und die Unklarheit, ob im Falle der subjektiven Affekte nun »objektlose« oder auf ein »inneres« Objekt bezogene Gefühle gemeint sind) nicht beseitigen. In den *Grundzügen der Physiologischen Psychologie* etwa findet sich ein »dem deutschen Wortschatz entnommene[s] Schema« (Wundt 1911, S. 211) – gemeint ist also die Darstellung der Ergebnisse einer Art semantischer Analyse von Gefühlsbezeichnungen –, das »unmittelbare Lust-Unlustaf-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

fekte« und »Spannungsaffekte« unterscheidet und bei ersteren »subjektive« und »objektive Formen« ausmacht (ebd.). Das Leid, das als subjektive Form eines Unlustaffektes gilt, wird weiter unterteilt in drei Unterformen: »rein subjektiv (Beziehung auf einen äußeren Affektreiz zurücktretend)«, »Zwischenformen« und »subjektiv-objektiv (Beziehung zu äußeren Affektreizen vorwaltend)« (ebd.). Die Frage wäre also, ob in dem Maße, in dem die »Beziehung auf einen äußeren Affektreiz« zurücktritt, die Beziehung auf einen inneren Affektreiz an Bedeutung gewinnt, oder aber ob der Affekt zu einem beziehungslosen wird. Die Namen der Vertreter der resultierenden Kategorie (also der »rein subjektiven« Unterformen des Leides, das selbst als »subjektive Form« eines Unlustaffektes gilt) legen leider letzteres nahe: Wehmut und Schwermut – beides erinnert eher an eine Stimmung als an ein Gefühl. Überhaupt scheint die Abgrenzung des Gefühls (bzw. des Wundtschen Affekts) von der Stimmung eine der wenigen eher schwachen Seiten des Wundtschen Nachdenkens über das Gefühl zu sein: Obwohl an und für sich mindestens über die längere Dauer der Stimmung bestimmt (vgl. auch S. 187, Fußnote 25), scheint diese Abgrenzung hier und da mehr oder minder verloren zu gehen. Noch besser als die eben genannten Affekte (oder eben doch Stimmungen?) Wehmut und Schwermut eignet sich ein anderer Auszug aus dem in Rede stehenden Schema (Wundt 1911, S. 211) zur Illustration: So stehen als Spannungsaffekte, unter der Rubrik »mit Unlust« die Affekte »Furcht«, »Angst (gesteigerte Form)« und »Sorge (Dauerform)« (ebd.) unmittelbar nebeneinander (und aufeinander verweisend).[39] Hier hätte auch Wundt selbst, dem allein die Dauer, nicht aber der Objektbezug eines Gefühls als Abgrenzungskriterium zur Stimmung dient, die Frage aufwerfen können, ob eine (so verstandene) »Sorge« denn überhaupt noch den Gefühlen (bzw. Affekten) zuzurechnen sei. Wie dem auch immer sei: Festzuhalten bleibt jedenfalls, daß der »Objektbezug« des Gefühls, wenn überhaupt, nur sehr schwache und auslegungsbedürftige Spuren im Wundtschen System hinterlassen hat.

Auch die verbleibende Frage – ob sich die zentrale Rolle, die wir dem Erleben im Konzept vom Gefühl eingeräumt wissen wollen, in Wundts System angemessen repräsentiert findet – ist nicht ganz eindeutig zu beantworten und verlangt nach knapper Erörterung. Wer das Erleben in den Mittelpunkt des Gefühlsbegriffes stellt, wird sich in der Folge

39 Womit nebenbei bemerkt zumindest eine der in der vorliegenden Arbeit aufgeworfenen Fragen einer Beantwortung näher kommt: Hätte der allgemeine Sprachgebrauch zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hinsichtlich der Unterscheidung von Angst und Furcht Freuds Vorschlag einer Sprachregelung (vgl. S. 64) entsprochen, hätte sich Wundt wohl kaum unkommentiert über diesen Sprachgebrauch hinweggesetzt.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wohl dagegen aussprechen, in welchen Zusammenhängen auch immer »unbewußte« oder gar »ungefühlte« Gefühle anzunehmen (wie oben mehrfach angedeutet, vgl. vor allem S. 53, Fußnote 32). Indem Wundt nun bereits die einfachsten Erfahrungen abstrahierend in einen auf das Objekt der Erfahrung bezogenen und in einen das Subjekt der Erfahrung mit umfassenden Aspekt zerlegt – indem er weiter diesen zweiten Aspekt »einfaches Gefühl« nennt, ihn entsprechend konturiert und präzisiert –, dehnt er den Gegenstandsbereich einer »Gefühlstheorie« bis an die Grenze der Empfindungen (in dem im Kapitel 1.2.1 entwickelten Wortsinne; vgl. auch S. 198, Fußnote 31) aus – und vielleicht noch darüber hinaus. Weil Wundt dem Gefühl seinen Platz – metaphorisch gesprochen – bereits in den Fundamenten seines Denk-Gebäudes einräumt, finden wir es nun eben *auch* im Keller; im Ernst: Wenn der Gegenstandsbereich einer Theorie vom Gefühl bis in jeden einzelnen Akt der Wahrnehmung reicht, dann liegt die Vermutung nahe, daß ein (so verstandenes) Gefühl eben *immer* vorliegt – zumindest dann, wenn etwas wahrgenommen wird, und jedenfalls auch dann, wenn jemand auf Nachfrage keinesfalls bestätigen würde, daß er (oder gar sagen können, was er) gefühlt hat. Denn eine Wahrnehmung (oder zumindest eine sensorische Empfindung) können wir bekanntlich auch nicht bewußt haben;[40] und da *jede* Empfindung mit

40 Ob wir neben einer sensorischen Empfindung auch Wahrnehmungen nicht bewußt haben, hängt von getroffenen terminologischen Festlegungen ab. Oft (aber nicht immer) werden als »Wahrnehmungen« nur solche Empfindungen bezeichnet, die bereits (zentral) weiterverarbeitet worden sind. Bei einer solchen Redeweise kann man sich dann trefflich darüber streiten, ob es überhaupt »nicht bewußte Wahrnehmungen« gibt, weil man diskutieren kann, wieviel an »Verarbeitung« notwendig ist, damit aus Empfindungen Wahrnehmungen werden, und ob oder inwieweit solche Verarbeitungsprozesse nicht bewußt sein können – oder eben per definitionem bewußt sind. – Für unser Argument reicht es aber völlig, nicht bewußte Empfindungen anzunehmen: Und das fällt bekanntlich nicht schwer, weil unsere (bewußte) Verarbeitungskapazität nicht ausreicht, alle »Empfindungskanäle« gleichzeitig und bis zu ihrer maximalen Bandbreite zu »bedienen«. Mit Hilfe der Aufmerksamkeit können wir uns etwa mitten beim Lesen dieser Fußnote bewußt machen, in welcher Körperhaltung wir uns befinden und wo wir sitzend, liegend oder stehend den Druck der Außenwelt auf der Haut verspüren. Bereits innerhalb eines Sinneskanals gibt es etwas wie nicht bewußtes Wahrnehmen – oder genauer eine nicht bewußte Aufnahme von Reizen, die *nachträglich* bewußt werden können. Man denke bspw. an die bekannten Experimente von Sperling (1960, 1967; vgl. Anderson 1996, S. 82 ff.) zur visuellen Wahrnehmung bzw. zum Gedächtnis (oder ähnliche Experimente), in denen mehr Information, als auf einmal im Kurzzeitgedächtnis behalten werden kann, für eine sehr kurze Zeit (Sekundenbruchteile) dargeboten wird. Bei freier Wiedergabe können Probanden in keinem Fall zwölf Buchstaben, die in drei Reihen zu vier Buchstaben stehen, reproduzieren. Sagt man ihnen jedoch unmittelbar *nach der Reizdarbietung*, welche Reihe sie reproduzieren sollen, gelingt dies häufig –

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

einem Gefühl verbunden ist, müßten wir demnach auch »unbewußt fühlen« – eine Rede, die sich schwerlich mit der erklärtermaßen verfolgten Stärkung des Erlebensaspekts eines Gefühls verträgt. (Denn auch auf die Gefahr hin, uns zu wiederholen: Etwas »unbewußt fühlen« ist eine »Contradictio in adjecto«, ein Widerspruch in der Beifügung.)

Man mag die beiden zuletzt erörterten Punkte – der kaum vorhandene oder unklare Objektbezug im Wundtschen Gefühlskonzept, die kritische Frage nach »unbewußten« Gefühlen – gewichten, wie immer man möchte: Es ist schon wirklich frappierend, was für eine lange Liste an Gemeinsamkeiten und Anknüpfungspunkten zunächst erstellt werden konnte: seien es komplexe Gefühle als »zusammengesetzte Gefühle« sensu Wundt, betreffe es die »kognitiven« oder »motivationalen Komponenten« des Gefühls oder seine zeitliche Gestalt. Wundt erweist sich als ein reicher Denker des Gefühls;[41] von der Auseinandersetzung mit seinen Vorschlägen profitiert auch der Zeitgenosse nicht wenig. Und wenn wir Darwin betreffend etwas polemisch formuliert hatten, er gehöre aus der Gewalt der Evolutionstheoretiker befreit, dann läßt sich im »Fall Wundt« und in Anbetracht der Figur, die er in der emotionspsychologi-

---

was natürlich bedeutet, daß ihnen sämtliche Information noch in irgendeiner Weise zugänglich sein muß.

41 Wer hierfür noch weitere Belege nötig hat, der vergleiche z. B. die Argumente, die Wundt (1909, S. 211) gegen die Emotionstheorie von James und Lange formuliert: Sie erinnern stark an die heute geläufigen Auflistungen, die in der Regel Cannon (1927; vgl. 1975, S. 203 ff.) zugeschrieben werden (vgl. auch Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1993, S. 103 ff.). Genauer gesagt finden sich von den fünf Kritikpunkten Cannons, die dort behandelt werden, zumindest zwei sehr genau von Wundt vorweggenommen (vgl. hierzu Kapitel 2.3). Selbst für noch modernere Ansätze in der »Gefühlstheoriebildung« finden sich Vorläufer bei Wundt, so etwa, wenn er schreibt, daß sich in »den allgemeinen Innervationswirkungen« eines Affekts »nicht die Gefühlsinhalte derselben, sondern nur die formalen Eigenschaften der Stärke und der Geschwindigkeit des Verlaufs der Gefühle« widerspiegeln (Wundt 1909, S. 211). Erzeugt man nämlich analoge Innervationswirkungen »durch eine bloße Folge indifferenter Eindrücke, z. B. durch die Taktschläge eines Metronoms«, so stellen sich zwar beim Anhören ebenfalls Affekte ein, jedoch »haben die Affekte in diesem Versuch gewissermaßen einen bloß formalen Charakter: sie zeigen inhaltlich eine große Unbestimmtheit, die erst dann schwindet, wenn man sich in einen konkreten Affekt von den gleichen formalen Eigenschaften hineindenkt« (ebd., S. 211 f.). Was Wundt nutzt, um die große Fähigkeit der Musik »zur Schilderung wie Erregung von Affekten« (ebd., S. 212) zu erhellen, erinnert den Zeitgenossen natürlich an die emotionspsychologischen Vorstellungen von Schachter (1964) bzw. Schachter und Singer (1962). Und der »bloß formale Charakter« der durch ein Metronom erzeugten Affekte erinnert dementsprechend an die »Als-Ob-Gefühle«, die Marañon (vgl. Cornelius 1991; 1996, S. 73; vgl. auch Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1993, S. 108 ff.) durch Adrenalingaben erzeugte.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schen Literatur gegenwärtig abgibt, eine (vermeintlich) bescheidenere Forderung aus der Relektüre ableiten: Wundt gehört gelesen. Endlich. Wieder.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

2.3 William James

Obwohl es kaum zu erwarten und noch weniger zu erhoffen ist, daß der genauere Blick auf eine weithin bekannte Emotionstheorie ein drittes Mal so ergiebige und erfreuliche Resultate erbringt, wie das bei Charles Darwin und Wilhelm Wundt der Fall war, wollen wir ihn riskieren: und sei es nur, um unsere Vorüberlegungen einer weiteren Bewährungsprobe zu unterziehen. Die Bewährung ist dabei durchaus eine doppelte: Zum einen steht die Gültigkeit dieser Vorüberlegungen zur Debatte, zum anderen ihre Nützlichkeit als ein hermeneutisches Instrument der Lektüre, als »Gegenhorizont« für die Auseinandersetzung mit den klassischen Texten.

Aus der Reihe möglicher Kandidaten für eine solche letzte Probe wurde William James gewählt, und dies vor allem aus zwei Gründen: Zum einen komplettiert er die Auswahl bedeutender Emotionstheorien auf in historischer Hinsicht überzeugende Weise. Mit Darwin und Wundt läßt er sich als Emotionstheoretiker im 19. und um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ansiedeln – und damit zumindest aus heutiger Sicht in einer früheren Epoche als andere in Frage kommende Ansätze, etwa derjenige Watsons (vgl. etwa Watson 1919; 1924, S. 214 ff.; 1968, S. 154 ff.; Watson & Rayner 1920) oder gar noch »jüngere« Ansätze.[42] Der zweite Grund ist jedoch noch wichtiger: William James war ohne jeden Zweifel, ebenso wie die vorgenannten, ein ausgeprochen kluger Mann; als Mitbegründer des amerikanischen Pragmatismus hat er sich – auch gänzlich unabhängig von seinem Versuch einer theoretischen Abbildung des Gefühls – bleibende Verdienste erworben (vgl. etwa James 2001, Martens 1975, Nagl 1998, Putnam 1995). Es erscheint daher kaum zu glauben, daß sich sein Denken über Gefühle auf ein paar Sätze von pubertärem Charme beschränkt, die gemeinhin unter Bezug auf seinen Namen referiert, um nicht zu sagen kolportiert, werden – wobei niemals der Hinweis vergessen wird, wie sehr sie dem gesunden Menschenverstand zuwiderlauten (was über ihre Gültigkeit freilich nicht das geringste aussagt).

42 Ein anderer, in geschichtlicher Perspektive »passender« Vertreter wäre McDougall gewesen (vgl. z. B. Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1997, S. 93 ff.). Allerdings scheint er für unsere Zwecke aufgrund der Nähe zu Darwins Vorstellungen weniger interessant als ein nochmals »ganz anderer« Ansatz. Schließlich geht es ja immer *auch* um die Frage, ob unsere Vorüberlegungen in der Auseinandersetzung mit *unterschiedlichsten* theoretischen Ansätzen hilfreich sind.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Hat James also, als er pointiert schrieb, wir weinten nicht, weil wir traurig seien, sondern wir seien traurig, weil wir weinten, tatsächlich auch gemeint, wir verliebten uns unsterblich, weil uns das Herz klopfe?

2.3.1 James' Idee

Um dieser Frage nachzugehen, müssen wir zunächst knapp James' Vorstellungen vom Gefühl skizzieren – auch wenn es hierzu, im deutlichen Gegensatz zur Situation Wundt betreffend, durchaus bereits lesenswerte und informative Darstellungen gibt (vgl. etwa Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1993, S. 90 ff.). Die Jamesschen Vorstellungen vom Gefühl lassen sich, wie Meyer, Schützwohl und Reisenzein (ebd., S. 92) konstatieren, in zwei unterschiedlichen Fassungen zum Thema machen. Die vor allem rezipierte erste geht auf den berühmten Aufsatz in *Mind* mit dem Titel *What is an emotion?* (James 1884) zurück und ist (etwas ausführlicher) auch in den *Principles of Psychology* (James 1950a, 1950b; zuerst 1890) oder der deutschen Übersetzung (James 1920) des in Harvard als »Jimmy« (also »kleiner James«) bekannten *Psychology: Briefer Course* (James 1984; zuerst 1892) nachzulesen – passagenweise sind die drei Texte identisch bzw. wörtlich übersetzt.[43] Eine zweite Fassung (James 1994) reagiert als Revision bereits auf einige kritische Einwände. Ich diskutiere im folgenden zunächst die berühmte erste Fassung, die Modifikationen der Revision werden vor allem im Abschnitt »Einwände« deutlich werden, ehe dann aus zeitgenössischer Sicht besonders interessante Fragen und Aspekte erörtert werden können.

James' zentrale These, die sich in allen drei Texten nahezu identisch wiederfindet, kehrt bekanntlich den intuitiven Zusammenhang zwischen den beiden Phänomenen, die beide in der Folge einer Wahrnehmung auftreten (können) – nämlich einem empfundenen Gefühl einerseits und den physiologischen Veränderungen (sowie den »Ausdrucksbewegungen«), die es begleiten, andererseits –, um. Er formuliert sie (zunächst) für die »gröberen« Gefühle, worunter er etwa »grief, fear, rage, love, in which every one recognizes a strong organic reverberation« (James 1950b, S. 449), versteht: »Die Auffassung, die man gewöhnlich von den gröberen Gemütsbewegungen hat, ist die, daß die psychische Wahrnehmung irgendeiner Tatsache diejenige psychische Affektion herbeiführt, die wir Gemütsbewegung nennen, und daß dieser letztere psychische

43 Wo es ohne gravierende Bedeutungsänderungen möglich erschien, wurde daher der besseren Lesbarkeit wegen der deutschen Fassung (James 1920) der Vorzug gegeben, ansonsten auf die amerikanischen Originale (James 1884, 1950a, 1950b) zurückgegriffen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Zustand die körperlichen Ausdruckserscheinungen veranlaßt. Meine Theorie dagegen ist die, daß die körperlichen Veränderungen direkt auf die Wahrnehmung der erregenden Tatsache folgen, und daß das Bewußtsein vom Eintritt eben dieser Veränderungen die Gemütsbewegung ist [...], und daß man infolgedessen behaupten muß, wir sind traurig, weil wir weinen, zornig weil wir zuschlagen, erschrocken, weil wir zittern: statt zu sagen: wir weinen, schlagen zu oder zittern, weil wir traurig, zornig oder erschrocken sind« (James 1920, S. 376).[44] Ehe ich auf einige Schwierigkeiten dieser Bestimmung hinweise, seien zunächst die Argumente rekapituliert, die James für sie ins Felde führt.

2.3.2 Argumente

Geradezu eine Denkvoraussetzung für den Nachvollzug des Jamesschen Ansatzes stellt seine spezifische Konzeption einer Emotion (oder genauer: einer emotionalen Reaktion) in Analogie zu einer Instinkthandlung dar. Gleich (den Abschnitt über Emotionen) einleitend wird diese Nähe in den *Principles* betont: »In speaking of the instincts it has been impossible to keep them seperate from the emotional excitements which go with them. [...] *Instinctive reactions and emotional expressions thus shade imperceptibly into each other. Every object that excites an instinct excites an emotion as well*« (James 1950b, S. 442, Hervorhebung im Original). Der einzige Unterschied, den James ausmachen kann, besteht darin, daß die Instinkthandlung tendenziell eher über den eigenen Körper hinaus und sozusagen »in die Welt« (also auf das relevante, auslösende »äußere« Objekt) zielt, jedenfalls im Vergleich zur emotionalen Reaktion. Dieser Verweis auf die Ähnlichkeit von Instinkthandlungen und emotionalen

44 Da es sich um eine zentrale Stelle handelt, sei sie auch im Original wiedergegeben: »Our natural way of thinking about these coarser emotions is that the mental perception of some fact excites the mental affection called emotion, and that this latter state of mind gives rise to the bodily expression. My theory, on the contrary, is that *the bodily changes follow directly the perception of the exciting fact, and that our feeling of the same changes as they occur* IS *the emotion* [...] and that the more rational statement is that we feel sorry because we cry, angry because we strike, afraid because we tremble, and not that we cry, strike or tremble, because we are sorry, angry, or fearful, as the case may be« (James 1950b, S. 449 f.). Diese Passage findet sich bereits in dem frühen Aufsatz, abgesehen von der Tatsache, daß die »coarser emotions« (vgl. ebd., S. 449) dort »*standard* emotions« (Hervorhebung im Original) heißen und die »Theorie« (zumindest an dieser Stelle) noch als »These« firmiert (vgl. James 1884, S. 189 f.).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Reaktionen findet sich in den *Principles* vermutlich deshalb gleich zu Beginn, weil sich so ein geeigneter Übergang vom vorangegangen XXIV. Kapitel, in dem der Instinkt behandelt wird, gestalten läßt. Denn in dem Aufsatz von 1884 wird die in Rede stehende Ähnlichkeit erst *nach* der zentralen These konstatiert – und solcherart gleich zum ersten Argument für diese These gewendet: Instinkthandlungen, so der Gang dieses Argumentes, sind ein Ausdruck der Anpassung des Organismus an seine Lebenswelt, sie stellen einen direkten, »verkürzten« (und biologisch »sinnvollen«) Zusammenhang zwischen bestimmten Objekten der äußeren Welt und bestimmten Verhaltensweisen her;[45] durch ihre Existenz antizipieren sie in gewisser Weise sogar die Bedingungen der Umwelt. Und eben das tun nun auch emotionale Reaktionen: »Now among these nervous anticipations are of course to be reckoned the emotions, so far as these may be called forth directly by the perception of certain facts. In advance of all experience of elephants no child can but be frightened if he suddenly find one trumpeting and charging upon him. No woman can see a handsome little naked baby without delight,[46] no man in the wilderness see a human form in the distance without excitement and curiosity« (James 1884, S. 191). Der Akt der Wahrnehmung, der die oben erwähnten »körperlichen Veränderungen« *direkt* zur Folge hat, ist also so gedacht, wie die Wahrnehmung, die eine Instinkthandlung auslöst – und beides ist sozusagen im biologischen Programm des Menschen implementiert.

Die resultierenden körperlichen Veränderungen sind höchst vielfältiger Natur: Änderungen in Atmung, Herzschlag und solche des ganzen Kreislaufes (letzteres z. B. durch Weitung oder Verengung von Gefäßen, sowohl nahe der Hautoberfläche als auch die tiefer liegenden Organe des Körpers betreffend), Schwankungen in der Tätigkeit aller Drüsen mit Folgen etwa für Schweiß-, Speichel- oder Tränenbildung, eine veränderte

45 Hier und da erinnert die Charakterisierung, die James gibt, an die damals noch gar nicht in der Form beschriebenen »angeborenen Auslösemechanismen« (AAM), etwa wenn er schildert: »Every living creature is in fact a sort of lock, whose wards and springs presuppose special forms of key, – which keys however are not born attached to the locks, but are sure to be found in the world near by as life goes on« (James 1884, S. 191), also jedes Lebewesen metaphorisch als ein Schloß beschreibt, dessen Zuhaltungen sich durch eben jene (und genau jene) Schlüssel bewegen lassen, die in der Umwelt des Lebewesens als relevante Objekte vorkommen.

46 Nehmen wir einfach mal an, das sei überhaupt richtig: Wäre es in diesem Fall auch dann richtig, wenn es sich nicht um ein »niedliches, nacktes Baby«, sondern bspw. um ein »plärrendes Balg« handeln würde? In dieser scherzhaft und etwas ungeduldig vorgetragenen Bemerkung steckt natürlich ein sehr wichtiger Punkt, den zu entfalten wir uns noch ein bißchen zügeln müssen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Innervation der Eingeweide – etwa der Blase, des Gedärms, des Magens, des Zwerchfells usw. – und der gesamten Skelettmuskulatur, entweder in der Form von Bewegungen, aber auch in Ruhe durch Veränderung des Mukeltonus und anderes mehr (vgl. James 1884, S. 191 f.; auch 1920, S. 391; 1950b, S. 447, 482). Zu beachten ist, daß hierbei sowohl sichtbare als auch unsichtbare Phänomene angesprochen sind, also neben allen Erscheinungen, die auch als »Ausdruck« eines Gefühls bezeichnet werden können, auch weitere – etwa nicht sichtbare Durchblutungsänderungen –, für die das nicht mehr zutrifft (jedenfalls nicht im engeren Sinn des Wortes »Ausdruck«, vgl. Kapitel 1.4, These 3). Obendrein finden sich in dieser Liste willkürlich zu beeinflussende Ereignisse – vor allem natürlich die Vielzahl von Bewegungen der Skelettmuskulatur, die teilweise als gestischer und mimischer Gefühlsausdruck aufgefaßt werden kann – ebenso wie solche, die sich jeder willkürlichen Kontrolle entziehen. Stellt man sich all die möglichen Variations- und Kombinationsmöglichkeiten der angesprochenen Parameter vor, dann ergibt sich – zumindest unter der Voraussetzung, daß sie unabhängig voneinander sind – tatsächlich eine so große Zahl voneinander differenzierbarer (und ineinander übergehender) körperlicher Zustände, daß sie durchaus in der Lage erscheint, die große Zahl denk- und erfahrbarer Gefühle zu repräsentieren. Dabei wäre außerdem eine Anschlußfrage – die sich durchaus im Sinne von James stark machen ließe – noch gar nicht aufgeworfen: ob nämlich all diese unterschiedlichen Parameter und Veränderungsprozesse dann für ein Gefühl lediglich »zusammenkommen«, oder ob, wie bei Wundt wiederum in Vorwegnahme gestaltpsychologischen Denkens, durch ihr Zusammenkommen auch etwas Neues, etwas Zusätzliches ins Spiel kommt? James selbst scheint an die zweite Möglichkeit weniger zu denken: »Wenn eine derartige Theorie richtig ist, dann ist jede Gemütsbewegung die Resultante einer Summe von Elementen, und jedes Element wird durch einen physiologischen Prozeß von bereits bekannter Art veranlaßt. Die Elemente sind alle organische Veränderungen und jedes derselben ist die Reflexwirkung des erregenden Gegenstandes« (James 1920, S. 382; vgl. auch 1950b, S. 453). Explizit ausgeschlossen ist sie damit aber auch nicht.

Für alle der aufgelisteten Phänomene bzw. Veränderungen gilt nach James (vgl. 1884, S. 192; 1950b, S. 450f; 1920, S. 378 f.) nun außerdem, daß sie im Moment ihres Eintretens fühl- oder wahrnehmbar sind – zwar nicht in jedem Falle wirklich als bewußte Wahrnehmung, aber doch so, »daß jede der körperlichen Veränderungen, welcher Art sie auch sein mag, im Moment ihres Eintritts scharf oder unbestimmt empfunden wird« (James 1920, S. 378). Inwieweit sich diese Annahme im Lichte des gegenwärtigen physiologischen Wissens aufrech-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

terhalten läßt, wäre Schritt für Schritt nachzuprüfen. Einerseits sind heute Rezeptoren bekannt, von deren Existenz man sich vor hundert Jahren keine Vorstellung machte, und die dem Gehirn auch »ausgefallene« sensorische Informationen liefern, so m. W. etwa über den Gehalt bestimmter gelöster (Atem-)Gase im Blut oder den Blutzuckerspiegel. Andererseits ist ein ausgesprochen wichtiges »informationelles« System des Körpers, nämlich das Hormonsystem, bei James in der Liste der »körperlichen Veränderungen« noch gar nicht angesprochen, obwohl wir mittlerweile wissen, daß Gefühle auch mit Modulationen in der Ausschüttung und dem »Verbrauch« von Hormonen, also Veränderungen der entsprechenden Hormonspiegel, einhergehen. Ein in die Höhe »schnellender« Adrenalinspiegel wird nun wohl vermutlich kaum »direkt«, also etwa durch »Adrenalinrezeptoren« wahrnehmbar sein, weder scharf noch unbestimmt. (Zumindest ist kaum davon auszugehen, daß es für sämtliche Hormone entsprechende Rezeptoren gibt.) Umgekehrt darf allerdings nicht übersehen werden, daß eine Reihe von *Wirkungen* des veränderten Adrenalinspiegels wiederum wahrnehmbar sind, etwa (bei Erhöhung) Herzklopfen, Zittern, Hitzewallungen und Atembeschleunigung (vgl. etwa Schachter & Singer 1962, S. 382). (Ohne umfassende physiologische Kenntnisse kann immerhin grundsätzlich und mit Rückgriff auf die Kybernetik über die zugrundeliegende Frage nachgedacht werden: Wenn die hormonalen Systeme und ihre Wirkungen in Gestalt von Regelkreisen gedacht werden können – wogegen nach allem, was wir wissen, nichts spricht –, dann sind zu ihrer Konzeption auch System-Elemente erforderlich, die ihre Effekte quantitativ rückmelden. Nicht erforderlich ist es aber, daß bspw. direkt ihre Konzentration zurückgemeldet wird, es würde reichen, die von ihnen ausgelösten Wirkungen zurückzumelden.)

Wie dem auch sei: Betrachtet man die oben angeführte, lange Liste möglicher »körperlicher Begleiterscheinungen« von Gefühlen und fragt danach, ob man sie bei sich selbst wahrnehmen kann oder nicht, dann fällt einem nicht nur eine ähnlich lange Reihe von Beispielen ein – man stellt auch mehr oder minder überrascht fest, daß diese Beispiele *gerade im Zusammenhang mit Gefühlen* in reicher Auswahl in der Alltagssprache abgebildet sind: Da kann einem etwa (aus diesem oder jenem Gefühl) die Luft weg- oder das Herz stehenbleiben, oder jemand schnappt nach Luft, vielleicht weil sein Herz rast oder bis zum Halse schlägt. Manchmal wird einem schwindlig, er wird schwach, vielleicht errötet er oder wird blaß, mitunter wird ihm dabei heiß und kalt, womöglich, wenn er zu derberen Formulierungen neigt, könnte er gar kotzen. Zum Glück zeigt sich der Magen nicht immer so feindselig, auch wenn man, ehe man sich über die Schmetterlinge im Bauch freuen darf, nicht selten mit dem Kloß im Hals fertigwerden muß. Manchmal bleibt einem auch einfach die Spucke weg

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

oder man bricht in Schweiß aus, wenn nicht in Tränen. Tränen kann man immerhin auch lachen, solange, bis das Zwerchfell schmerzt – jedenfalls dann, wenn man nicht vorher mal ganz schnell wohin muß... Daß wir die vielfältigen Bewegungen (und auch die Lage) unseres Körpers nicht einfach nur (im Regelfall) sehen, sondern auch über ein kompliziertes Sensorium in den Muskelspindeln und den Sehnen »wahrnehmen« können, muß da gar nicht mehr ausführlich erläutert werden – es ist schon eindrucksvoll, wie vielfältig die körperlichen Veränderungen sind, die sich wahrnehmen lassen, und wie wichtig die Rolle ist, die sie in jeder Rede vom Gefühl spielen. Die Frage, die wir hier verfolgen, lautet jedoch, ob diese körperlichen Veränderungen und ihre Wahrnehmung die Gefühle regelmäßig *begleiten*, oder ob sie tatsächlich, wie James meint, diese Gefühle *sind*, letzlich also, ob es sich bei den eben angeführten Beispielen um Fälle metaphorischer Rede handelt oder um solche buchstäblicher.

Beide referierten Punkte zusammen, die Komplexität der Muster körperlicher Zustände (sowie die resultierende Vielzahl unterscheidbarer) einerseits, die Tatsache, daß sie auf die eine oder andere Weise »zentral repräsentiert« werden andererseits, ist jedoch m. E. – anders als James es uns zu suggerieren scheint – weniger ein unschlagbares Argument für die Richtigkeit seiner Gefühlstheorie als vielmehr lediglich die Voraussetzung für ihre Möglichkeit. Sie sagen nichts aus über die in Frage stehende Richtung der Verursachung (sind diese Veränderungen eine Folge des Gefühls, oder das Gefühl ihre Folge bzw. identisch mit ihrer Wahrnehmung) und können für sich genommen sogar richtig sein, ohne überhaupt irgend etwas mit dem Gefühl zu tun zu haben.

Als zentrales Argument – er spricht sogar vom »Kernpunkt meiner ganzen Theorie« (James 1920, S. 379) – formuliert James dagegen sein bekanntes Gedankenexperiment: »Wenn wir nämlich irgendeine starke Gemütsbewegung vorstellen und dann versuchen, von dem Bewußtsein derselben alle Empfindungen ihrer körperlichen Symptome abzuziehen, dann werden wir finden, daß wir nichts übrig behalten, kein ›psychisches Material‹, aus dem die Gemütsbewegung wieder aufgebaut werden könnte, und daß ein kalter und neutraler Zustand intellektuellen Erfassens allein zurückbleibt« (ebd.). Die Struktur des Argumentes ist so klar, daß keine der erläuternden Beispiele James' (etwa Angst oder Wut betreffend) angeführt werden müssen: Wenn interessiert, ob A und B nicht im Grunde dasselbe sind, dann nehme ich A, entferne davon alles, was B ist, und wenn dann nichts übrigbleibt, dann habe ich nachgewiesen, daß A und B wohl wirklich dasselbe ist – oder aber einen Fall unsinniger Rede vor mir. So schlagend dieses Argument – zumindest für wirklich heftige Gefühle – auf den

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ersten Blick zu sein scheint, so sehr erinnert es an gewisse andere Argumente, deren »Beweiskraft« einer genaueren Analyse nicht standhält: In vergleichbarer Weise taucht etwa im Zusammenhang mit der Frage nach der »wahren Natur« des Menschen, nach seiner Eigenart noch *vor* jeder »Kulturalisierung« oder »Sozialisierung« immer wieder ein Gedankenexperiment auf, das dazu auffordert, sich den Mensch aufgewachsen vorzustellen ohne jeden Einfluß durch andere Menschen, durch eine Gesellschaft, durch Erziehung. Aber der Mensch ohne andere Menschen ist kein Mensch, und was scheinbar dazu führen soll, ein »natürliches« Fundament von einem »sozialisierten« Überbau zu trennen, ist faktisch ein Ding der Unmöglichkeit: Eine solche »natürliche« Basis existiert im Falle des Menschen nicht, er ist zunächst unfertig und bekanntermaßen gerade daraufhin angelegt, sich selbst im Umgang mit den anderen festzulegen und zu komplettieren. (Die Kultur des Menschen, könnte man sagen, ist Teil seiner Natur.) Der von jedem Einfluß durch andere abgeschirmte Säugling enthüllt nicht die »wahre Natur« des Menschen, sondern er geht zugrunde. Und soll auch nur verhindert werden, daß er zugrundegeht, wird bereits sozialisatorischer Einfluß ausgeübt, der, metaphorisch gesprochen, begierig aufgenommen wird (und demnach nicht ohne Folgen bleibt). Natürlich gilt dies auch für die stets als Faszinosum angesehen Fälle von »Wolfs-«, »Schafs-«, »Bären-« oder sonstigen Kindern, die ausgesetzt wurden und dann von Tieren aufgezogen worden sein sollen. Wenn wirklich so etwas wie »Interaktion« mit solchen Tieren zustandekommt und dazu führt, daß ein Säugling nicht stirbt – gerade im Falle Neugeborener nicht ganz leicht vorstellbar –, dann doch nur deswegen und insoweit, als es dem Säugling, kraft seiner Offenheit und Unfertigkeit, gelingt, die Interaktionen so zu gestalten, daß die Tiere »damit zurechtkommen«: Der Wolfsmensch zeigt den Menschen nicht, wie er »wirklich« oder »im Grunde« ist, sondern wie er wird, wenn ihn nicht Menschen, sondern Wölfe erziehen. Daß im übrigen auch in solchen Fällen prä- und perinatal bis mindestens zur »Aussetzung« sozialisatorische Einflüsse von anderen Menschen ausgehen, ist dabei noch gar nicht berücksichtigt. Die Suche nach der »wahren Natur« des Menschen ist also nichts anderes als die Jagd nach einem Phantom. – Und vielleicht ist eben auch das, was James von der Angst zurückbehalten will, wenn er das Zittern und Herzrasen, die Gänsehaut und die weichen Knie »entfernen« möchte, ein Phantom und keineswegs das Wesen der Angst. Umgekehrt kann jedenfalls aus der Tatsache, daß dieses Phantom nicht dingfest gemacht werden kann, durchaus nicht umstandslos gefolgert werden, daß die Angst mit dem Zittern usw. *identisch* sei – sowenig wie der Mensch *nichts anderes* als die Summe sozialisatorischer Einflüsse ist: Eine solche Einflußnahme setzt ja (schon

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

begrifflich) immer schon etwas voraus, auf das Einfluß genommen wird, selbst dann, wenn dieses Etwas weder genau bestimmt noch gar als »Mensch« ausgegeben werden kann. Anders gesagt: Nur weil wir uns etwas nicht vorstellen können – etwa das, was von einem Wutanfall übrigbleibt, wenn wir alles Körperliche abziehen –, heißt das noch nicht, daß dieses Etwas nichts ist. Das Unvorstellbare muß nicht inexistent sein, es kann ja auch schlicht unvorstellbar sein. – Was bleibt bspw. von einem Auto, wenn wir uns jede mögliche Farbe, die es haben kann, wegdenken? Ein Auto, das dem Auge nicht gelb oder grün, nicht blau oder rot, nicht eisenfarben (wie unlackiert) noch Perleffekt-Sonstwas erscheint, ein Auto, das überhaupt keine Farbe hat, wenn wir es in die Sonne stellen, können wir uns nicht vorstellen. Aber das heißt doch noch lange nicht, daß ein Auto nichts anderes ist als seine Farbe – oder können wir mit der Farbe eines Autos in den Urlaub fahren? Die Farbe ist ein notwendiges Attribut des Autos (wie jedes gegenständlichen Objekts) – vielleicht sind die körperlichen Begleiterscheinungen auch notwendige Attribute von (bestimmten, eben den »gröberen«) Gefühlen. Daß Gefühle dann nichts anderes sind als diese ihre Attribute folgt daraus, wie erläutert, noch lange nicht. Das von James präsentierte Gedankenexperiment läßt sich wohl als ein anregender Vorschlag auffassen, über das Verhältnis von körperlichen Veränderungen und Gefühl nachzudenken, kaum aber als schlagender Beweis für die Richtigkeit seiner Gefühlstheorie.

Die Tatsache, daß sowohl Fälle »normaler« emotionaler Reaktionen (oder normaler »Reaktivität«) als auch »pathologischer« Reaktivität mit Hilfe derselben theoretischen Grundlagen erhellt werden können, unterbreitet James als ein weiteres Argument für letztere (1884, S. 199 ff.; 1950b, S. 458 ff.; 1920, S. 377 f.): »Einer der Hauptvorzüge der von mir vorgeschlagenen Theorie scheint in der Tat der zu sein, daß mit ihrer Hilfe pathologische und normale Fälle so leicht unter ein gemeinsames Schema gebracht werden können. In jeder Irrenanstalt gibt es Fälle von gänzlich unbegründeter Angst, Zorn, Melancholie oder Einbildung; und andere von ebenso unmotivierter Apathie, die den Kranken nicht verläßt, wenn auch die äußeren Umstände geeignet wären, sie zu verscheuchen. Im ersteren Fall müssen wir annehmen, daß der nervöse Apparat nach irgendeiner emotionalen Richtung hin so ›labil‹ ist, daß fast jeder (wenn auch noch so ungeeignete) Reiz ihn veranlaßt, in jener Weise zu funktionieren« (James 1920, S. 377 f.), also an eine Art »Überempfindlichkeit« des »emotionalen Reaktionssystems« denken, während im zweiten Fall entsprechend natürlich von einer zu geringen Erregbarkeit, einer Unterempfindlichkeit oder Stumpfheit dieses Systems, demzufolge von »emotional insensibility« (James 1884, S. 200) auszugehen ist. Dieser Punkt ist nun tatsächlich ein Argument für eine Theorie – wenn auch sozusagen

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

phänomen-exmanent, nämlich ein solches theoretischer Ökonomie (wenn man eben keine weiteren »Spezialtheorien« für Abweichungen von der beobachteten Norm benötigt). Allerdings fällt es mir schwer, mir eine Emotionstheorie vorzustellen (oder zu rekapitulieren), die solche »pathologischen« Fälle erhöhter oder erniedrigter Empfindlichkeit nicht bereits konzeptionell von vornherein mit berücksichtigen würde. (Immer läßt sich ein Mehr oder Weniger – oder gar ein »Anders« – der die Emotion verursachenden und beeinflussenden Faktoren annehmen: sei es bei kognitiv-physiologischen Theorien ein unterschiedliches Maß an physiologischer Erregung, unterschiedliche interpretierende Kognitionen; sei es bei »Appraisal«-Theorien eine unterschiedliche Bewertung und Zuschreibung usw.) Dies scheint mir daran zu liegen, daß bereits das theoretisch zu erklärende Phänomen nicht in fest definierten, auch quantitativ zu bestimmenden »Einheiten« vorliegt, sondern immer schon und vor jeder Theorie in gleitenden Abstufungen und Varianten, für die die erwähnten »pathologischen« Fälle dann bestenfalls noch Extrema, aber keine im Prinzip neuartigen und unerklärlichen Vorfälle darstellen dürften. Kurz gesagt: Der von James ins Spiel gebrachte Vorteil könnte möglicherweise von jeder anderen Emotionstheorie (einfach qua Emotionstheorie) auch reklamiert werden.

Den von ihm postulierten Zusammenhang zwischen den körperlichen Veränderungen während eines Gefühls und dem Empfinden dieses Gefühls selbst – daß also ersteres letzteres »verursacht« oder letzteres nichts anderes ist, als die Wahrnehmung des ersteren – versucht James in zweierlei Hinsicht in eine überprüfbare Hypothese zu formen und so als Argument zu verwenden: Zum einen müßte demnach die bewußte Erzeugung derselben Veränderungen auch das entsprechende Gefühl zur Folge haben, zum andern dürften Menschen, die aufgrund einer umfassenden Empfindungslosigkeit, einer totalen Anästhesie (oder Agnosie) diese Wahrnehmungen nicht haben können, auch keine entsprechende Gefühle erleben. Beides sei kurz nachgezeichnet:

»Wenn unsere Theorie richtig ist, muß sich mit Notwendigkeit folgende Konsequenz derselben ergeben: jedes willkürliche und kaltblütige Hervorrufen der sogenannten Ausdruckserscheinungen einer bestimmten Gemütsbewegung muß uns die Gemütsbewegung selbst erzeugen. Nun kann man sagen, daß die Erfahrung innerhalb der Grenzen, innerhalb deren eine Verifikation möglich ist, diese Schlußfolgerung eher bestätigt als widerlegt« (James 1920, S. 383). Natürlich ist eine vollständige »Simulation« der körperlichen Veränderungen nicht möglich, schon allein wegen der Vielfalt und Komplexität der beteiligten Prozesse, vor allem aber, weil nicht wenige davon sich jeder willkürlichen Kontrolle entziehen (bspw. weitestgehend die Drüsentätigkeiten oder Herz- und Kreis-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

laufprozesse). Es verwundert also nicht, daß James von Grenzen der Verifizierbarkeit spricht; innerhalb derselben immerhin wüßte jedermann, »wie die Panik durch die Flucht vergrößert wird und wie das Sich-gehen-lassen bezüglich der Symptome von Kummer oder Zorn diese Leidenschaften selbst verstärkt. Jeder Anfall von Schluchzen macht die Trauer heftiger und ruft einen weiteren noch stärkeren Anfall hervor, bis schließlich nur deshalb Beruhigung eintritt, weil der Mechanismus erschlafft und offenbar an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt ist. In die Wut können wir uns bekanntlich immer mehr ›hineinarbeiten‹ durch wiederholte Ausbrüche in den Ausdruckserscheinungen. [...] Wenn man sagt, jemand pfeife, um sich Mut zu machen, so ist das mehr als eine bloße Redensart« (ebd.). James erwähnt in diesem Zusammenhang schließlich Schauspielerinnen und Schauspieler, die berichten, in der Darstellung einer Rolle auch von den dieser Rolle entsprechenden Gefühlen heimgesucht zu werden (insbesondere, wenn ihre Darstellung für gut befunden wird; vgl. James 1950b; S. 464). (Hier läßt sich auch an jene in Umlauf befindlichen Ratschläge erinnern, die denselben Zusammenhang quasi in umgekehrter »Wirkrichtung« zugrundelegen und Schauspielerinnen und Schauspielern empfehlen, für eine möglichst authentische Darstellung sich vorrangig darum zu bemühen, die Gefühle der verkörperten Figur in sich »wachzurufen«. [Im übrigen läßt sich hier spitzfindig ein Hinweis auf die Jamessche These bereits im Sprachgebrauch erblikken, der in diesem Zusammenhang ausgerechnet von einer »verkörperten« Figur spricht.]) Allerdings berichtet James auch von Gegenbeispielen, also von Schauspielerinnen und Schauspielern, die angeben, bei der perfekten Darstellung eines Gefühls selbst keinerlei Gefühl zu empfinden (vgl. James 1950b, S. 464). Er erklärt sich (und uns) diese Diskrepanz damit, daß wohl diejenigen Anteile der körperlichen Veränderungen, die vorderhand nichts mit dem Bewegungsapparat zu tun haben (also etwa die viszeralen und glandulären Anteile), bei manchen Darstellern unterdrückt werden könnten und bei anderen nicht, während sie gleichzeitig offenbar die für das Empfinden relevanteren seien. Wie dem auch immer sei: Tatsächlich scheint mir hier – im Zusammenhang zwischen der willkürlichen Kontrolle über körperliche Zustände (z. B. des Bewegungsapparates) und den erlebten Gefühlen bzw. ihren Veränderungen – ein höchst interessanter Punkt getroffen, auf den unten (vgl. »Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen«) zurückzukommen sein wird.

Was nun das zweite Argument angeht, also den Beleg durch jemanden mit totaler Anästhesie, der seine »körperlichen Veränderungen« nicht empfinden kann und demzufolge auch keine Gefühle erleben dürfte, erläutert James: »A positive proof of the theory would, on the other hand, be given if we could find a subject absolutely anæsthetic inside

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

and out, but not paralytic, so that emotion-inspiring objects might evoke the usual bodily expressions from him, but who, on being consulted, should say that no subjective emotional affection was felt. Such a man would be like one who, because he eats, appears to bystanders to be hungry, but who afterwards confesses that he had no appetite at all. Cases like this are extremely hard to find« (1950b, S. 455),[47] wie man sich denken kann – insbesondere, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ein solcher Fall für die umfassende Prüfung der Jamesschen Theorie genauer auszusehen hätte: Es müßte sich um jemanden handeln, dem die eigenen körperlichen Zustände bzw. Veränderungen vollkommen unzugänglich sind, der sozusagen vollständig »deafferenziert« ist, gleichzeitig müßte er aber das Objekt, welches (analog zu einer Instinkthandlung) eine unmittelbare emotionale Reaktion auslöst, unverändert wahrnehmen können[48] und, vor allen Dingen, in unveränderter Weise körperlich reagieren. Eine unveränderte »körperliche Reaktion« erscheint notwendig, um in dem Falle, in dem eine solche Person – wie von James im Sinne seiner Theorie gefordert – angibt, keine Gefühle mehr zu empfinden, dann auch ausschließen zu können, daß dieses Nicht-Empfinden irgendwelche anderen Ursachen hat und *dazu erst führt*, daß keine körperlichen »Ausdruckserscheinungen« mehr auftreten. Erst das Nicht-Empfinden bei »unauffälligem«, aber eben nicht mehr wahrnehmbarem physiologischen Geschehen kann als Beleg für James' Vorstellungen gelten. Gerade letzteres, also eine unveränderte körperliche Reaktion, scheint in einem strengen Sinne kaum denkbar, da wir mittlerweile wissen, daß viele solcher Reaktionen als »Efferenzen« zu ihrer adäquaten Ausführung stetiger afferenter Rückmeldung bedürfen. Jede gewöhnliche Bewegung der Skelettmuskulatur bspw. erfolgt auf dem Hintergrund des ständigen »Informationsstromes« aus Muskeln und Sehnen (und dem Gleichgewichtsorgan), der über Körperlage und Lageveränderungen »auf dem laufenden« hält. Kappen wir diesen Strom, dann fehlen uns nicht einfach nur ein paar redundante körperliche Wahrnehmungen – dieser Mangel hat vielmehr gravierende Folgen für die Ausführung von Bewegungen, die

47 Vgl. auch die frühere Charakterisierung: »A case of complete internal and external corporeal anaesthesia, without motor alteration or alteration of intelligence except emotional apathy, would afford, if not a crucial test, at least a strong presumption, in favour of the truth of the view we have set forth« (James 1884, S. 203).

48 Oder, wie man also präzisieren könnte, »intern deafferenziert«: Er dürfte keinerlei Rückmeldung über körperliche Veränderungen empfangen, während die Rückmeldungen über »äußere« Veränderungen, also solche in der Umwelt, unbeeinträchtigt erhalten bleiben müßten. Denkt man nur an die Haut, wird sofort klar, daß ein solcher Fall kaum eintreten dürfte. Das Einwirken mancher Umweltreize ist eben von körperlichen Veränderungen nicht zu separieren.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

denn auch erheblich leidet. Doch selbst Fälle, die die geforderten Bedingungen nicht vollständig erfüllen, ihnen jedoch zumindest nahekommen, sind ausgesprochen selten: James erwähnt zunächst insgesamt drei, »the famous case of Remigius Leims« (James 1884, S. 204 f.; vgl. James 1950b, S. 455) sowie jeweils einen von Dr. Georg Winter und Prof. Strümpell berichteten. Zusammenfassend kommt er zu dem Ergebnis, daß entweder kein oder zuwenig Augenmerk auf die emotionale Verfassung des jeweiligen Patienten gelegt worden sei, oder aber daß – wie im zuletzt erwähnten Fall, wo Prof. Strümpell bei seinem Patienten Kummer, Scham, Ärger und Angst beobachtet haben will – nicht sorgfältig genug darauf geachtet worden sei, zwischen dem tatsächlich empfundenen Gefühl und den es gewöhnlich begleitenden Verhaltensweisen zu unterscheiden (also irrtümlich von letzteren auf das erstere geschlossen worden ist). Zehn Jahre nach der Veröffentlichung seines Aufsatzes liefert James drei weitere, von Dr. Sollier dokumentierte Fälle (vgl. James 1894, S. 527 ff.): einen »echten« und zwei weitere Fälle, in denen die Empfindungslosigkeit durch Hypnose suggeriert worden war. Allesamt und anders als die bereits angesprochenen Fälle lassen sie sich als Beleg für James' Hypothese lesen, auch wenn natürlich »the fallibility of experiments made by the method of ›suggestion‹« (James 1894, S. 529) berücksichtigt werden müsse. (Dr. Sollier war übrigens, wie sich James' Hinweis entnehmen läßt, mit dessen Auffassung über die Gefühle vertraut.)

Das Bild, das James von den Gefühlen – zumindest von den »gröberen«, sozusagen eher »körperlichen« – entwirft, dürfte damit hinreichend klar nachgezeichnet sein; die Argumente, die er zusammenträgt, skizziert und gewürdigt. Ehe wir uns der Frage zuwenden, was er zu den anderen, den »feineren« Gefühlen zu sagen hat, sollten wir uns – soweit noch nicht angesprochen – mit dem einen oder anderen Einwand beschäftigen.

2.3.3 Einwände

Erinnern wir zu diesem Zweck nochmals an die zentrale Charakterisierung der Idee James' in seinen eigenen Worten: »Meine Theorie dagegen ist die, daß die körperlichen Veränderungen direkt auf die Wahrnehmung der erregenden Tatsache folgen, und daß das Bewußtsein vom Eintritt eben dieser Veränderungen die Gemütsbewegung ist« (James 1920, S. 376). An dieser Bestimmung lassen sich einige Probleme thematisieren.

Eine ihrer klärungsbedürftigen Komponenten ist sicherlich, was hier »direkt auf die Wahrnehmung folgen« heißen soll oder heißen kann.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Schon die Wahrnehmung einer »erregenden Tatsache« ist ja mitunter so diffizil (und dauert dabei so lange), daß nicht mehr so recht verständlich ist, an welcher Stelle eines solchen Prozesses etwas »direkt folgen« soll. Das Erblicken und Erkennen eines Bären im Wald (oder irgendeines zeitgenössischeren »Schreckauslösers«) mag ja blitzartig geschehen (und vielleicht auch recht unmittelbare physiologische Folgen haben) – wie aber sieht es mit den kunstvollen Beleidigungen aus, die jemand in seiner an mich gerichteten, zehnminütigen Gardinenpredigt aneinanderreiht und die ich in Art und Ausmaß überhaupt erst erkenne und zu würdigen weiß, nachdem die Ansprache längst vorüber ist? Kurz: Die Interpretation von »Umweltreizen« ist in ihrer »Wahrnehmung« eben immer schon enthalten und nimmt auch im Falle von »Emotionsauslösern« nicht selten ein solches Ausmaß an, daß nicht mehr klar ist, wann hier etwas worauf »direkt folgen« soll. Ein Grund hierfür ist natürlich, daß unser instrumentelles Handeln nur recht selten als Instinkthandlung erklärbar ist (von anderen Handlungstypen ganz zu schweigen) – und unsere »emotionale Reaktion« auch nicht öfter in Analogie zu einer solchen.[49] Diesen wichtigen Einwand hat bereits Worcester (1883, S. 287) erhoben und in hübscher Anspielung auf den Jamesschen Bären formuliert: »A chained or caged bear may excite only feelings of curiosity, and a well armed hunter might experience only pleasurable feelings at meeting one loose in the woods. It is not, then, the perception of the bear that excites the movements of fear«, sondern, wie sich ergänzen läßt, der im weitesten Sinne des Wortes »wahrgenommene« Bär, der als Handlungsangebot oder -aufforderung in unterschiedlichster Weise interpretierbare Bär, der dann auch ganz verschiedene Gefühle zur Folge haben kann – aber sie wohl kaum »direkt« auslöst. Ein anderes hübsches Beispiel findet sich bei Lange (1910, S. 69): »Fange ich an zu zittern, wenn ich mit einer Pistole bedroht werde, so ist es offenbar nicht der Sinneseindruck, der die Furcht hervorruft; denn die geladene Pistole sieht nicht anders aus, als die leere, die ich gar nicht beachtet hätte«. Dies Beispiel macht umißverständlich deutlich, wie problematisch die von James postulierten »direkt auf die Wahrnehmung der erregenden Tatsache« folgenden körperlichen Veränderungen sind. Dies läßt sich noch zuspitzen, indem man fragt, welches Gefühl man wohl in den folgenden drei Fällen hätte, in denen man

49 Ein weiteres gewichtiges Argument dagegen, Gefühle analog zu einer Instinkthandlung aufzufassen, stellt die (auch von James nicht bestrittene) Möglichkeit dar, daß »innere« Auslöser – ein Gedanke, eine Vorstellung, eine Erinnerung – Gefühle zur Folge haben. Dies ist bei Instinkthandlungen m. W. ausgeschlossen – weder Auerhahn noch Stichling beginnen mit der Balz, wenn sie sich an gewisse Momente der letzten lebhaft erinnern. Die Frage »innerer« Auslöser wird unten (vgl. S. 233 ff.) noch im Detail diskutiert.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

jeweils *exakt dasselbe wahrnehmen* könnte (wenn auch auf je unterschiedlichem Kenntnisstand): 1) Ich überrasche einen Einbrecher in meinem Arbeitszimmer. Er greift in die Schreibtischschublade, die er, so hat es den Anschein, eben durchsuchte, nimmt meine stets geladene Waffe heraus und bedroht mich damit. 2) Derselbe Fall, nur daß ich meine Waffe niemals geladen in der Schreibtischschublade verwahre. Munition für die seltene Waffe befindet sich allein im Nachtschränkchen. 3) In der Schreibtischschublade befanden sich, wie ich weiß, zwei Waffen desselben Typs, ein geladenes, aber gesichertes Exemplar, und ein ungeladenes. Ich kann von meiner Seite des Schreibtisches nicht unterscheiden, welches der Einbrecher an sich nimmt. (Hat er eben schon im Herausnehmen den Sicherungshebel umgelegt oder sieht sein Umgang mit der Waffe nicht vielmehr ziemlich ungeübt aus?)

James versuchte diesem Einwand zu begegnen, indem er die »Macht der Assoziationen« ins Feld führte (vgl. James 1894, S. 518): Sicherlich seien es zunächst einfache, gegenständliche Objekte, die eine Reflexbewegung (oder reflexive körperliche Veränderungen) auslösten. Diese Objekte kämen jedoch immer wieder als Elemente ganzheitlicher »Situationen« vor, in denen sich das Individuum befinde; Situationen, die auch andere Elemente enthielten, die wiederum zu anderem Verhalten »aufriefen«. (Tatsächlich sei in seiner, James', Begrifflichkeit mit dem »Objekt«, das eine Reaktion auslöse, immer diese gesamte Situation gemeint.) »But whatever be our reaction on the situation, in the last resort it is an instinctive reaction on that one of its elements which strikes us for the time being as the most vitally important« (James 1894, S. 518). Es darf sich schon jeder selbst die Frage stellen, ob es der Instinktbegriff mit seiner »kurzschlüssigen« Verknüpfung von Reiz und Reaktion übersteht, daß wir uns als »instinktiv Reagierende« erst überlegen, welches der Elemente einer Situation wohl das mit der gegenwärtig größten Wichtigkeit ist – der suggestiven Prosa James' zum Trotz, nach der das die Elemente für uns zu entscheiden scheinen, wenn sie uns »in den Sinn kommen« oder »auffallen« (...elements which strikes us). Mal ganz abgesehen davon, daß *verschiedene* (und je Unterschiedliches auslösende) *Elemente in einer Situation* den »Instinktapparat« nicht ganz vor dasselbe Problem stellen (wenn auch ohne jeden Zweifel ebenfalls vor ein Problem), das *ein- und dasselbe Element in verschiedenen Situationen*, also der Bär in wechselnden Kontexten bereithält: »The same bear may truly enough excite us to either fight or flight, according as he suggests an overpowering ›idea‹ of his killing us, or one of our killing him« (James 1894, S. 518). »Instinktiv« also können wir nicht nur das jeweils wichtigste Element einer Situation zum Auslöser einer Reaktion wählen – naja, ungeachtet der Inadäquatheit dieses Wortes, vielleicht sollten wir allen

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ernstes sagen, das Element wählt uns –, wir können darüber hinaus *dasselbe* »Element« in unterschiedlichen Situationen ganz unterschiedlich... interpretieren – um nochmals einen verfehlten Begriff zu wählen. James geht offensichtlich recht weit, um eine grundlegende Prämisse seiner Idee – die instinktive Reaktion – beizubehalten; man muß ihn sicher nicht zwingend bis zum Schluß begleiten.

Eine ebenfalls erläuterungsbedürftige Komponente der eben zitierten Bestimmung stellt wohl die Rede von den »körperlichen Veränderungen« dar. Es wurde bereits angedeutet, daß hier Reaktionen gänzlich unterschiedlichen Typs angesprochen sind: von unwillkürlichen (und unbewußten) Veränderungen physiologischer Parameter über »halb-willkürliche« mimische Ausdrucksbewegungen – halb-willkürlich, weil sie zwar die willkürlich kontrollierbare Bewegungsmuskulatur betreffen, aber zum einen ohne Gefühl nicht sämtlich perfekt »simulierbar«,[50] zum anderen jedoch umgekehrt, wenn das entsprechende Gefühl tatsächlich vorliegt, oft nicht vollständig unterdrückbar sind – bis hin zu vollkommen willkürlichen Bewegungen oder gar Bewegungsabfolgen (wie der Flucht vor dem Bären). Ein Teil der Argumente James' – etwa daß die bewußt gezeigten Ausdrucksbewegungen eines Gefühls dieses auch hervorrufen – beruht ja gerade darauf, daß *auch* willkürliche Reaktionen auf den »emotionsauslösenden Reiz« als Teil der »körperlichen Veränderungen« figurieren, die zu dem Gefühl führen (bzw. deren Wahrnehmung identisch mit ihm ist). Gerade die willkürlichen Reaktionen auf einen solchen Reiz können jedoch recht unterschiedlich ausfallen; sie müßten gleichwohl in all ihrer Unterschiedlichkeit wiederum eine und dieselbe Emotion zur Folge haben. Auch dieser Einwand wurde bereits von Worcester (1893, S. 291) erhoben: »If I see a shower coming up, and run for a shelter, the emotion is evidently of the same kind, though perhaps less in degree, as in the case of the man who runs from the bear. According to Professor James, I am afraid of getting wet because I run. But supposing that, instead of running, I step into a shop and buy an umbrella. The emotion is still the same. I am afraid of getting wet. Consequently, as far as I can see, the fear, in this case, consists in buying the umbrella«. James tritt diesem Hinweis entgegen, indem er die Bedeutung der unwillkürlichen, viszeralen Veränderungen auf Kosten der willkürlichen Reaktionen unterstreicht; letztere in den Vordergrund zu stellen sei ein Mißverständnis, zu dem er selbst durch übertriebene Knappheit beigetragen habe, wo sein Text »said ›we are frightened because we run‹. Yet let the word ›run‹ but stand for what it was meant to stand for, namely, for

50 So lassen sich wohl eine Reihe unterschiedlicher Formen des Lächelns unterscheiden – wenn man nur genau genug hinsieht (vgl. Ekman & Friesen 1982).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

many other movements in us, of which invisible visceral ones seem by far the most essential [...]. Whatever the fear may be in such a case it is not constituted by the voluntary act« (James 1894, S. 519). Ob James bereits zehn Jahre zuvor wirklich vor allen Dingen an viszerale Reaktionen gedacht, aber dies ungeschickt und mißverständlich zum Ausdruck gebracht hat, können wir dahingestellt sein lassen. Tatsache ist jedenfalls, daß ein Teil der Beispiele und Argumente, die James zunächst zur Stützung seiner Theorie unterbreitete, auf dieser neuen Grundlage nun nicht mehr reformuliert werden können.

Eine letzte kommentierenswerte Formulierung der in Frage stehenden Bestimmung charakterisiert schließlich dasjenige, was ein Gefühl nun eigentlich ist, nämlich »das Bewußtsein vom Eintritt eben dieser Veränderungen«. Einerlei, ob es sich bei diesen Veränderungen nun *auch* um viszerale oder gar *vor allem* um solche handelt: Das »Bewußtsein« ihres Eintrittes kann schon allein deswegen nicht das Gefühl sein, weil dieses ihr Eintreten großteils überhaupt keine Spur in unserem Bewußtsein hinterläßt. Dies mag eine begriffliche Unsauberheit sein, lediglich ein Übersetzungsproblem vielleicht, ist doch im Original von »feeling« die Rede: Die entsprechende Stelle lautet demnach »*that our feeling of the same changes as they occur* IS *the emotion*« (James 1950b, S. 449; vgl. S. 215, Fußnote 44). Das Gefühl ist also identisch mit der (sinnlichen) Wahrnehmung dieser körperlichen Veränderungen (und nicht etwa mit diesen selbst, wie man in einigen Formulierungen der Jamesschen Texte irrtümlich glauben könnte; ich komme noch einmal darauf zurück, vgl. S. 239, Fußnote 57). Anders als die bislang kommentierten Teile stellt dies zunächst einmal lediglich eine begriffliche, eine definitorische Setzung dar; wir können diese Setzung daher nicht behandeln, ohne unsererseits einen Begriff des Gefühls ins Spiel zu bringen. (Erst dann läßt sich für Angemessenheit oder Unangemessenheit eintreten; auch hierauf komme ich, S. 251, Fußnote 63, noch zu sprechen.) Vorher sollten James' Ansichten über das Gefühl – bis hierher an seinen »Paradebeispielen«, den »coarser« oder gröberen Emotionen entwickelt – jedoch vervollständigt werden. Es sei immerhin nicht verheimlicht, daß uns die bereits bis zu diesem Punkt der Darstellung zu Tage getretenen Probleme und Schwierigkeiten der Jamesschen Position durchaus nicht unerheblich erscheinen. Man könnte polemisch zu fragen versucht sein, ob es überhaupt noch nötig war, die von James' selbst vorgeschlagene »Nagelprobe« – die Suche nach eventuell verbleibenden Emotionen, wenn es keine Afferenzen aus dem Körper mehr gibt – auch wirklich vorzunehmen (indem man bspw. Katzen »sympathicotomisierte«, also operativ der »entire sympathetic division of the autonomic system« beraubte; vgl. Cannon [1927, S. 108].) (Womit natürlich nicht unterstellt sein soll, daß es nicht wo-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

möglich andere wichtige Gründe für das angedeutete Vorgehen gab, das ja keineswegs als eine solche Nagelprobe gedacht gewesen sein muß.) Ich möchte jedenfalls die auf dieser Grundlage formulierte Kritik an James gar nicht im Detail referieren, auch wenn sie nicht selten als erstes genannt wird – manchmal noch vor einer genaueren Beschäftigung mit der Jamesschen Theorie selbst. Kurz gesagt formuliert Cannon (1927; 1975, S. 203 ff.; vgl. auch Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1993, S. 103 ff.) – z. T. gestützt auf eigene experimentelle Untersuchungen, z. T. unter Verweis auf die Arbeiten anderer – fünf Kritikpunkte, die James' Ansatz entweder belasten oder ihm sogar schlichtweg widersprechen und die allesamt das Verhältnis von Emotionen zu den (von James schließlich für besonders wichtig gehaltenen) *viszeralen* Veränderungen betreffen: 1. »Die völlige Isolierung der Eingeweide vom Zentralnervensystem verändert nicht das emotionale Verhalten« (Cannon 1975, S. 204), 2. »Die gleichen viszeralen Veränderungen treten bei sehr verschiedenartigen emotionalen Zuständen ebenso wie bei nicht emotional bedingten Zuständen auf« (ebd., S. 205), 3. »Die Eingeweide als relativ unempfindliche Organe« (ebd., S. 207) können nur derart grobe und wenig differenzierte Rückmeldungen an das Zentralnervensystem geben, daß diese kaum als Ursache des wesentlich differenzierteren Gefühlslebens in Frage kommen, 4. »Viszerale Veränderungen sind zu langsam, um emotionale Empfindungen auslösen zu können« (ebd.) und 5. »Die künstliche Herbeiführung von für starke Emotionen typischen Eingeweideveränderungen läßt solche Emotionen nicht entstehen« (ebd., S. 208). Sicherlich wären einige dieser Kritikpunkte wiederum zu diskutieren und zu relativieren – so ist bspw. vom »emotionalen« *Verhalten* von Katzen ohne Sympathikus-Anteil des autonomen Nervensystems nicht ohne weiteres auf ein unverändertes *Erleben* bei diesen Tieren zu schließen (oder auch nur auf ein Erleben überhaupt, da ja bereits bei gesunden Tieren ein Schluß vom Verhalten auf das Erleben grundsätzlich belastet bleibt). Eine solche Katze könnte durchaus dem bereits erwähnten Mann ähneln, »who, because he eats, appears to bystanders to be hungry, but who afterwards confesses that he had no appetite at all« (James 1950b, S. 455). Dennoch läßt sich wohl konstatieren, daß sich die Vorschläge James' und Langes nicht mehr von den kritischen Einwänden (und vergleichbaren Hinweisen) erholt haben, wie sie etwa Cannon präsentiert hat.

Wie in Fußnote 41 (S. 211) bereits angedeutet hat Wundt einige der Cannonschen Einwände vorweggenommen: »Wenn freilich C. Lange und W. James in dieser begleitenden Erscheinung [womit hier vor allem an die an Ausdrucksbewegungen gebundenen sinnlichen Gefühle gedacht ist, A. K.] die ausschließliche Ursache der Affekte selbst erblicken wollten [...], so ist diese paradoxe Annahme aus drei Gründen unhaltbar.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Erstens treten die entscheidenden äußeren Symptome der Affekte erst in einem Moment hervor, wo die psychische Natur des Affekts schon deutlich differenziert ist: dieser selbst geht also denjenigen Innervationswirkungen voran, die hier als seine Ursachen in Anspruch genommen werden [vgl. oben Cannons 4. Punkt, A. K.]. Zweitens ist es absolut unmöglich, die Mannigfaltigkeit der psychischen Affektzustände dem verhältnismäßig einfachen Schema der Innervationsänderungen einzuordnen: die psychischen Vorgänge selbst sind um vieles reicher als ihre spezifisch verschiedenen Ausdrucksformen [vgl. die Punkte 2 und 3, A. K.]. Endlich stehen drittens die physischen Begleiterscheinungen der Affekte in durchaus keiner konstanten Beziehung zu der psychologischen Qualität derselben. Dies gilt namentlich von den Puls- und Atmungswirkungen, aber auch z. B. von den pantomimischen Ausdrucksbewegungen. Affekte, die einen sehr verschiedenen, ja entgegengesetzten Gefühlsinhalt haben, können unter Umständen in bezug auf diese physischen Erscheinungen zu der nämlichen Klasse gehören [vgl. Punkt 2, A. K.]« (Wundt 1909, S. 211).

Gleichzeitig bereiteten solche Einwände den Weg für kognitiv-physiologische Emotionstheorien wie etwa die bekannte, von Schachter (1964) bzw. Schachter und Singer (1962) formulierte, die sich ja explizit auf James bezog, aber die (z. B. von Cannon) zu Bedenken gegebene »Indifferenz« der körperlichen Veränderungen durch eine kognitiv-bewertende Komponente wettzumachen suchte.

Doch damit zur angekündigten Vervollständigung: Was denkt James über die Gefühle, die kaum oder gar nicht von körperlichen Veränderungen begleitet werden?

2.3.4 »Feinere« Gefühle

Feinere oder »subtilere« Gefühle sind nach James solche, die nicht – wie die »gröberen« – von starken und gut wahrnehmbaren körperlichen Veränderungen begleitet (bzw. eben durch letztere verursacht) sind. Als Beispiele nennt er »ästhetische«, »moralische« und »intellektuelle« Gefühle, »Gefühle wie moralische Genugtuung, Dankbarkeit, Wißbegierde, Erleichterung bei der Lösung eines Problems mögen hierher gehören« (James 1920, S. 385). »We have, then, or some of us seem to have, genuinely *cerebral* forms of pleasure and displeasure, apparently not agreeing in their mode of production with the ›coarser‹ emotions we have been analyzing« (James 1950b, S. 468). Aber ehe nun die Gegner seiner Theorie vorschnell triumphieren und solche abweichenden Fälle als Argument gegen seine Theorie insgesamt ins Felde führen, weist James sie

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

darauf hin, daß es sich eben nur dem Anschein nach um abweichende Fälle handele: Denn »a sober scrutiny of the cases of pure cerebral emotion« (James 1884, S. 201) fördert zutage, daß sie so »rein zerebral« gar nicht sind; und schon gar keine Gegenbeispiele, die James' Theorie gefährden könnten. Denn »die Schattenhaftigkeit und Blässe dieser Gefühle, wenn sie nicht von körperlichen Wirkungen durchsetzt sind, steht in recht auffallendem Gegensatze zu den gröberen Gemütsbewegungen. Bei allen sentimentalen und impressionablen Leuten treten körperliche Wirkungen hinzu: die Stimme verändert sich und die Augen werden feucht, wenn moralische Wahrheit empfunden wird usw. Wo man irgendwie stärker hingerissen wird, der Grund mag noch so intellektuell sein, da treten diese sekundären Prozesse deutlich zutage. Wenn wir nicht tatsächlich lachen über die Nettigkeit einer Beweisführung[51] oder einen witzigen Einfall; wenn wir nicht zittern gegenüber der Gerechtigkeit, oder ein Prickeln empfinden gegenüber einem Akt der Großmut, dann kann der psychische Zustand, in dem wir uns befinden, überhaupt kaum ein emotionaler genannt werden. Er ist dann in Wirklichkeit nichts als eine intellektuelle Wahrnehmung davon, wie gewisse Dinge zu nennen sind – nett, richtig, witzig, großmütig usw. Ein derart urteilender Geisteszustand müßte eher der Klasse der erkennenden als jener der emotionalen Akte beigezählt werden« (James 1920, S. 385 f.).

Der Umgang James' mit solchen Gefühlen, die (zumindest auf den ersten Blick) nicht in sein Modell passen oder zu passen scheinen, solchen, die er selbst »feinere« nennt, ist also, zurückhaltend geurteilt, ausgesprochen ernüchternd: Betrachte man sie nur genauer, stelle man fest, daß entweder kein Unterschied zu den behandelten »gröberen« Gefühlen besteht – jedenfalls nicht in dem Sinne, als daß sie sich tatsächlich ohne (oder weitgehend ohne) körperliche Veränderungen im diskutierten Sinne ereigneten –, oder aber daß man, falls man nun demgegenüber nach wie vor auf einen solchen Unterschied insistiert, als Resultat

51 An diesem und ähnlichen Beispielen läßt sich nochmals zugespitzt als Problem präsentieren, daß James die Auslösung einer emotionalen Reaktion in Analogie zu der einer Instinkthandlung denkt (und denken muß): Demnach muß uns »die Nettigkeit einer Beweisführung« auf vergleichbar unmittelbare Weise packen wie ein lautes Geräusch im Dunkeln, da »die körperlichen Veränderungen direkt auf die Wahrnehmung der erregenden Tatsache« (James 1920, S. 376), hier also der in Rede stehenden Nettigkeit, folgen. Es ist überflüssig, auf die jahrelange, hochspezialisierte Ausbildung zu verweisen, die jemanden überhaupt erst in die Lage versetzt, eine Beweisführung als solche zu erkennen und sie obendrein nach ihrer Nettigkeit, ihrer Eleganz, ihrem Witz oder was auch immer zu beurteilen – schwer vorstellbar, daß in all diesen Jahren nur eine »instinktive Reaktion« – ja, was eigentlich: wiederentdeckt, implementiert, aktiviert? – wird.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

einer geschickten definitorischen Volte ganz einfach gar keine Gefühle mehr vor sich hat.[52]

Im Zusammenhang mit den »feineren« Gefühlen wird nun auch, das machen die obigen Beispiele klar, ein Problem virulent, das im Prinzip auch schon die gröberen Gefühle betrifft. Wie nämlich sollen wir uns diejenigen Fälle denken, in denen ein Gefühl nicht von einem äußeren Reiz ausgelöst wird, sondern von einem »inneren«, etwa einer Erinnerung (auch der witzige Einfall oder die erwähnte Nettigkeit einer Beweisführung gehören natürlich bereits hierher)? Daß es solche Gefühle gibt, räumt auch James ohne weiteres ein. »Sowohl beim Instinkt wie bei der Gemütsbewegung kann die bloße Erinnerung oder Einbildung des Objekts hinreichen die Erregung auszulösen. Man kann beim Gedanken an eine erlittene Beleidigung zorniger werden, als da, wo sie einem zugefügt

52 Die Darstellung der »feineren« Gefühle in den *Principles* (James 1950b) weicht ein wenig von der skizzierten, die sich in den beiden anderen Quellen (James 1884, 1920) finden läßt, ab; allerdings muß auch dort eine im Grundsatz vergleichbare Diagnose gestellt werden. Im Unterschied zu den anderen Quellen ist in den *Principles* zusätzlich – zunächst für ästhetische Gefühle – auf eine etwas verworrene Weise von »sekundären« (Wohl-)Gefühlen die Rede, die zu den »primären« Gefühlen, die der »klassische« Kunstgenuß schätzt, hinzutreten. Denn die primären seien das Resultat reiner Wahrnehmungen und ihrer wohlgefälligen Kombination, während die sekundären Folge eines Widerhalles seien, der »repercussion backwards of other sensations elsewhere consecutively aroused« (James 1950b, S. 468), erzeugt durch »complex suggestiveness, the awakening of vistas of memory and association, and the stirring of our flesh with picturesque mystery and gloom« (ebd., S. 469 f.). Diese sekundären Gefühle spielten in der romantischen Auffassung von Kunst die Hauptrolle; »and in the practical enjoyment of works of art by the masses of mankind« nicht weniger (ebd., S. 468). In den solcherart skizzierten Disput zwischen Klassik und Romantik möchte sich James zwar keinesfalls wertend einmischen – das muß er aber auch gar nicht: Denn beide, primäre wie sekundäre Gefühle, erscheinen wiederum mit seiner Theorie konform und ergo nur insoweit überhaupt Gefühle, als körperliche Veränderungen »mit von der Partie« seien. (Ob der Kunstgenuß auch mit Gefühlen verbunden ist, hängt ja tatsächlich nicht vom beteiligten Sachverstand ab. Naiv vom Kitsch ergriffen zu werden [oder vom »Falschen« im Angesicht großer Kunst] kann ebensogut ein Gefühl sein, wie umgekehrt die Expertise keines voraussetzt oder mit sich bringen muß. Dennoch trägt James hierzu vielleicht etwas dick auf: »›Not so very bad‹ is, in a person of consummate taste, apt to be the highest limit of approving expression. ›*Rien ne me choque*‹ is said to have been Chopin's superlative of praise of new music. A sentimental layman would feel, and ought to feel, horrified, on being admitted into such a critic's mind, to see how cold, how thin, how void of human significance, are the motives for favor or disfavor that there prevail« [James 1950b, S. 471].)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wurde,[53] und mehr Rührung empfinden beim Gedanken an eine Mutter, die tot ist, als solange sie gelebt hat. Im weiteren Verlauf des Kapitels werde ich mich des Ausdrucks Objekt der Gemütsbewegung bedienen, ganz gleich ob ich von einem körperlich gegenwärtigen oder bloß gedachten Gegenstand spreche« (James 1920, S. 374; vgl. James 1950b, S. 442 f.). Richtig ist also sicher, daß nicht jedes Gefühl von einem äußeren Reiz veranlaßt wird, aber die Frage ist, wie wir uns dergleichen – eingebettet in James' Modell – überhaupt vorstellen sollen. Denn solche »intern verursachten« Gefühle müssen ja, ebenso wie »extern verursachte« »gröbere« Gefühle sein, also von körperlichen Veränderungen begleitet werden (bzw. genauer mit deren Wahrnehmung identisch sein), wenn sie überhaupt, wie wir eben erfahren haben, im eigentlichen Sinne Gefühle sein wollen.

Wenn ich richtig sehe, gibt es hierfür zweierlei Möglichkeit: Wenn »im Normalfall« direkt auf eine (afferente) Wahrnehmung reflexhaft körperliche Veränderungen erfolgen (natürlich efferent verursacht – wenn auch vielleicht tatsächlich hier und da als »Reflexbogen«, also ohne Beteiligung des ZNS), die dann wiederum afferent wahrgenommen werden (was die Emotion ist), dann wäre eine Möglichkeit, die zuletzt angesprochene afferente Wahrnehmung anders zu verursachen. Der Gedanke – die Erinnerung – an eine »erregende Tatsache« müßte demnach in derselben Weise efferent wirken (und so zur afferenten Rückmeldung führen) wie die unmittelbare Wahrnehmung. Damit sich die propagierte Komplexität, die Vielzahl von Mustern körperlicher Veränderungen, die den Reichtum des Gefühlslebens abbildet, auch bei »innerer Verursachung« unbeschränkt zeigt – und unsere Erfahrung besteht ja durchaus darauf, daß die Bandbreite der Gefühle, die den Erinnerungen entwachsen, nicht geringer ist als diejenige, die sich aktueller Wahrnehmung verdankt[54] – wäre es demnach notwendig, daß sich zwei unterschiedlich initiierte, komplexe physiologische Prozesse an einer Stelle ihres Verlaufs plötzlich gleichen: a) Wahrnehmung einer äußeren »erregenden Tatsache« – möglichst unmittelbare efferente Reaktion (körperliche Veränderungen) – afferente Wahrnehmung der Veränderungen; b) Erinnerung, z. B. an eine emotional relevante Episode – beliebige Ko-

53 Vielleicht weil man sie erst im Nachhinein ganz versteht? Nicht die unverfälschte Erinnerung an einen »Auslöser« hat dann eine Wiederholung desselben Gefühls zur Folge (warum auch, in diesem Fall, stärker als ursprünglich?), sondern die Re-Interpretation (und Neu-Konstitution) eines »Auslösers« hat ein verändertes (und möglicherweise auch stärkeres) Gefühl zur Folge.

54 Womit nicht gesagt sein soll, daß das »Sortiment« identisch ist: Es mag tatsächlich schwer sein, in der Erinnerung zu erschrecken, aber man versuche auch mal, ohne Erinnerung Nostalgie oder Sehnsucht zu empfinden.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gnitionen, die zu einer efferenten Reaktion führen (körperliche Veränderungen) – afferente Wahrnehmung der letzteren. Man kann es auch anders sagen: Wir müßten auf eine Erinnerung hin (in der Folge einfacher oder komplizierter mentaler Prozesse, aber koordiniert) sozusagen kognitiv dasselbe komplizierte »Arrangement« körperlicher Veränderungen »einleiten«, wie es sich nach James unmittelbar und als direkte Folge einer Wahrnehmung ergibt. Vergißt man nie den unterschiedlichen Ursprung der beiden in Rede stehenden Prozesse, erscheint mir das durchaus unwahrscheinlich – auch wenn es nicht gänzlich ausgeschlossen ist. Die andere Möglichkeit ist allerdings wohl auch nicht plausibler: Sie besteht natürlich darin, auch die Afferenzen gar nicht mehr wirklich zu verursachen (durch entsprechende, vorangegangene Efferenzen), sondern dem Gehirn nur noch sozusagen vorzugaukeln. Eine entsprechende Anregung gibt James selbst in einer Fußnote, in der er Fälle einräumt, in denen krankhafte Angst (oder eine Panikattacke) ohne Herzrasen usw. beobachtet wurden. Diese Fälle »however, fail to prove anything against our theory, for it is of course possible that the cortical centres normally percipient of dread as a complex of cardiac and other organic sensations due to real bodily change, should become *primarily* excited in brain-disease, and give rise to an hallucination of the changes being there, – an hallucination of dread, consequently, coexistent with a comparatively calm pulse, etc. I say it is possible, for I am ignorant of observations which might test the fact. Trance, ecstasy, etc., offer analogous examples, – not to speak of ordinary dreaming. Under all these conditions one may have the liveliest subjective feelings, either of eye or ear, or of the more visceral and emotional sort, as a result of pure nerve-central activity, and yet, as I believe, with complete peripheral repose« (James 1950b, S. 459, Anmerkung). Nun, auch wenn ganz so vollständig – bspw. beim Träumen – die Ruhe in der Peripherie bekanntlich gar nicht immer ist: Daß es aufgrund irgendwelcher »Fehlfunktionen« im Gehirn nicht allein zur »Fehlinformation« über einen bestimmten Parameter, sondern zur »Phantomwahrnehmung« eines so komplexen Musters körperlicher Veränderungen kommen soll, wie es für ein Gefühl typisch ist, darf wohl ohne Risiko als nicht sehr wahrscheinlich bezeichnet werden.[55] Auch wenn

55 Mal ganz abgesehen davon, daß James, wollte er an einer solchen Idee ernsthaft festhalten, so in einer Fußnote den Keim zur Aushebelung seiner ganzen Konzeption setzte. Denn seine zentrale These müßte dann ergänzt werden: Die Emotion besteht in der Wahrnehmung von peripheren Veränderungen, die direkt durch die Wahrnehmung eines Reizes verursacht werden – oder in vollständig zentralen Zuständen, die der »Phantomwahrnehmung« nicht existierender peripherer Veränderungen entsprechen. Zieht man hinzu, daß auch »im Regelfall« die Wahrnehmung der Veränderungen »scharf oder unbestimmt« erfolgt, daß (zumindest ein Teil der) Wahrnehmungen dem ein Gefühl Empfin-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

James also immerhin sieht, daß Gefühle nicht allein von äußeren Objekten, sondern auch von inneren – wie etwa einer Erinnerung – herrühren können, erklärt er uns nicht so recht, wie wir uns das in den Begriffen seiner Theorie vorzustellen haben.

Weit gravierender ist jedoch der festgestellte Umgang mit »feineren« – weitgehend oder ganz ohne körperliche Veränderungen im Jamesschen Sinne bleibenden – Gefühlen. Ein solches Vorgehen erscheint nicht nur immunisierend, also die eigene Theorie jeder denkbaren Prüfung von vornherein entziehend; es erinnert sogar bereits an ein zirkuläres Vorgehen: Wenn ich Fällen begegne, die mit meiner Theorie nicht in Übereinklang zu bringen sind, dann sehe ich genauer hin und unterscheide sie in Fälle, die mit mehr oder minder großer Mühsal doch noch zugeordnet und »eingemeindet« werden können – und in die verbleibenden, die ich dann einfach per Dekret aus dem Gegenstandsbereich meiner Theorie ausschließe: Da handelt es sich dann eben kurzerhand nicht mehr um Gefühle. Die solcherart vorgeschlagene Lösung des Problems »feinerer« Gefühle vermag keineswegs zu befriedigen. Das angesprochene Problem ist so zentral – schließlich geht es um nicht weniger als die Frage, ob wir eine klassische Emotionstheorie unter der Lupe haben, oder aber (im Gegensatz zum erhobenen Anspruch!) eine solche für manche, eben die »coarser« Emotionen –, und seine Lösung so hart am Rande der Seriosität, daß ein unplanmäßiger Exkurs geboten erscheint, auf das Gebiet einer Theorie, für die sich dieses Problem (wie manch andere der skizzierten) in ganz vergleichbarer Weise gestellt haben muß. Vielleicht also vermögen uns Langes Lösungsvorschläge eher zu überzeugen.

Exkurs: Lange

Im Jahr nach der Veröffentlichung von James' *What is an emotion* legte der dänische Physiologe Carl Lange eine Abhandlung vor (vgl. Lange 1910), in der er – gestützt vor allem auf Beobachtungen – das Verhältnis von körperlichen »Begleiterscheinungen« und Affekt untersucht und,

denden gar nicht bewußt werden, dann hätte James, wollte er seine Theorie aufrechterhalten, zwei Fälle zu unterscheiden. Erstens: Jemand hat nicht bewußte »Phantomwahrnehmungen«, die den nicht bewußten Wahrnehmungen realer körperlicher Veränderungen entsprechen, wie sie ein bestimmtes Gefühl kennzeichnen (ohne natürlich diese Veränderungen zu zeigen), und demzufolge auch das entsprechende Gefühl. Zweitens: Jemand hat – der Jamesschen These zum Trotz – einfach ein Gefühl, und zwar ohne bestimmte körperliche Veränderungen, die es angeblich erst hervorrufen. Die Unterscheidung dieser beiden Möglichkeiten dürfte empirisch nicht ganz einfach sein – weshalb aus Gründen der Ökonomie dann die erste verzichtbar erschiene.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

unabhängig von James, zu einer (im groben) vergleichbaren Schlußfolgerung[56] kommt: Nicht die Affekte führen zu »körperlichen Reaktionen«, vielmehr sind es umgekehrt die physiologischen Veränderungen, die die Affekte erst bewirken. Die Unterschiede zwischen James und Lange betreffen vor allem die Auswahl der »körperlichen Veränderungen«, die sie jeweils in Beziehung zum Gefühl setzen: Während es für James wie angesprochen zunächst alle denkbaren Veränderungen sind (inklusive willkürlicher Bewegungen), dann (1894) vor allem Änderungen der viszeralen Innervationen zu sein scheinen, stellt Lange (1910) Innervationsstörungen (oder -veränderungen) dreier »Muskelsysteme« in den Vordergrund: zum einen der willkürlichen Muskulatur, wobei er hierbei jedoch weniger an tatsächlich ausgeführte (Ausdrucks-)Bewegungen denkt als vielmehr an das, was er »latente Innervation« nennt (ebd., S. 13, 86 [Addendum 6]) und was heute wohl als Muskeltonus bezeichnet wird;[57] zum zweiten des Muskelapparates der Eingeweide (vgl. ebd., S.

56 Die Ähnlichkeiten sind genauer gesagt so gravierend, die Unterschiede so gering (und im Prinzip vermittelbar), daß auf beide oft zusammengefaßt als »James-Lange-« oder »Lange-James-Theorie« der Gefühle Bezug genommen wird. Weil es mir hier nicht um die detaillierte Relektüre einer zweiten, der Jamesschen so ähnlichen Theorie geht – so wenig wie um die Präsentation etwa der McDougallschen Vorstellungen als Weiterentwicklung der Darwinschen –, sondern schlicht um die Suche nach der Antwort auf eine wichtige Frage, kann ich mich auf eine knappe Skizze beschränken. Die Tatsache, daß Lange demzufolge als Exkurs in der Darstellung der Jamesschen Theorie auftaucht, stellt natürlich in keiner Weise eine Bewertung des Beitrages dar, den sie jeweils für eine zeitgenössische Emotionstheorie liefern könnten – so wenig, wie die gewählte Reihenfolge Darwin-Wundt-James eine Entwicklung (sei sie pro-, sei sie regressiv) nahelegen soll. Diese Reihenfolge ist, sieht man von der Schwierigkeit ab, bei Wundts fortlaufenden Revisionen eine Fassung zeitlich zu fixieren, mehr oder minder chronologisch, aber jede andere hätte unseren Zwecken ebensogut gedient. Wundts Ansatz zwischen die beiden anderen zu stellen und damit auch zwischen 1872 und 1884 zu verorten, entspricht damit dem in Kapitel 2.2 begründeten Verzicht auf eine Rekonstruktion der in der ersten Auflage der *Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele* entfalteten »Frühform« der Wundtschen Gefühlstheorie und legt den Beginn der für uns relevanten (und von uns aufbereiteten) Auffassungen auf die ersten Auflagen der *Grundzüge der physiologischen Psychologie* (erste Auflage 1873/74, zweite Auflage 1880; vgl. Boring 1950, S. 345).

57 »Ich habe [...] mit der Bezeichnung ›latente Innervation‹ ein Phänomen bezeichnet, das für das Verständnis vieler Krankheitserscheinungen sehr wichtig, bisher aber von Physiologen und Pathologen nicht beachtet worden ist; es gehen nämlich vom Gehirn ausser den in die Augen fallenden Impulsen, welche die sogenannten willkürlichen Bewegungen veranlassen, zugleich kontinuierliche Bewegungsimpulse aus, die in der Regel unter normalen Verhältnissen nicht beachtet werden, weil sie so schwach sind, dass sie keine deutliche Kontraktion der Muskeln bewirken, sondern sie nur in einem leichten Grade von Spannung erhalten. Dadurch behalten unsre Muskeln auch bei

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

39 ff.); und zum dritten der unwillkürlichen Gefäßmuskulatur, die durch Kontraktion die kleineren Gefäße verengt und so Einfluß auf Blutfluß und -verteilung hat. Den zuletzt genannten »Veränderungen in der Gefäßinnervation« (ebd., S. 42) räumt er in der Folge eine herausragende Rolle als *primäre* Erscheinungen ein. Da immerhin – trotz der »heut noch so lückenhaften Einsicht in die Physiologie des Nervensystems« (ebd., S. 43) und aller »Unzulänglichkeit des empirischen Materials« (ebd., S. 46) – erwiesenermaßen sämtliche Organe in ihrer Funktionsfähigkeit durch Änderungen in der Blutversorgung entschieden beeinflußt werden, formuliert Lange diejenige These, anhand derer er sich deutlich von James abhebt: die Vermutung nämlich, »dass die vasomotorischen Störungen, die Veränderungen der Weite der Blutgefässe und damit der Blutmenge in den einzelnen Organen, die eigentlichen, primären Elemente der Affekte sind, während die übrigen Erscheinungen [...] nur sekundäre Effekte sind, die ihre Ursache in Variationen der Gefässinnervation haben« (ebd., S. 43). Damit steht er (und stehen wir) schließlich vor der Frage, »die das wesentliche Interesse in psycho-physiologischer Hinsicht besitzt und deshalb den Mittelpunkt dieser Untersuchung bildet, vor der Frage nach dem Wesen des Verhältnisses zwischen den Gemütsbewegungen und den gleichzeitigen körperlichen Erscheinungen« (ebd., S. 50) – eine Frage, auf die Lange wiederum eine Antwort findet, die ganz der von James angebotenen ähnelt.

Um sich dieser Antwort zu nähern, präsentiert Lange das Problem in folgender Weise: »Wir haben bei jeder Gemütsbewegung als sichere und handgreifliche Faktoren: 1) eine Ursache – einen Sinneseindruck, der in der Regel vermittels einer Erinnerung oder einer assoziierten Vorstellung wirkt; – und darauf 2) eine Wirkung, nämlich die oben erörterten vasomotorischen Veränderungen und die fernerhin aus ihnen hervorgehenden Veränderungen in den körperlichen und geistigen Funktionen. Es ensteht nun die Frage: Was liegt zwischen diesen beiden Faktoren? – Liegt überhaupt etwas zwischen denselben?« (Lange 1910, S. 52). Was im herkömmlichen Verständnis der Angelegenheit »dazwischen« liegt, ist natürlich das Gefühl, ein »Geschehen in der Seele«, womit Lange eine Art »Überhang« der physiologischen Ereignisse anspricht – eben jenes nicht allein in der Physiologie aufgehende (sondern z. B. auch semantisch zu untersuchende) Geschehen, um das es in der vorliegenden Arbeit geht. Wer einwenden möchte, mit der Behauptung, das uns interessierende

vollkommenem Ruhezustande, z. B. im Schlafe, einen gewissen Grad der Kontraktion, sodass der Körper des Schlafenden gewöhnlich eine Stellung einnimmt, die nach dem Tode nicht bestehen bleiben kann« (Lange 1910, S. 86 [Addendum 6]).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Phänomen lasse sich nicht (oder nicht vollständig) in der Physiologie abbilden, werde die Unangemessenheit der Jamesschen und Langeschen Bemühungen präjudiziert, der sieht bei beiden Autoren nicht genau genug hin: Eigentlich müßten beide nämlich einer solchen Aussage durchaus zustimmen, da sie übereinstimmend das Gefühl keineswegs mit irgendwelchen physiologischen Veränderungen identifizieren, sondern mit *deren Wahrnehmung*. Es geht also in beiden Varianten genau genommen um die Frage, ob ein Gefühl zu haben »im Grunde« nichts anderes ist, als körperliche Zustände und Veränderungen *zu empfinden* – und keinesfalls um die Frage, ob Gefühle rein körperliche Veränderungen *sind*. (Und es hierbei genau zu nehmen, ist durchaus von Bedeutung.)

Zugegebenermaßen finden sich sowohl bei James als auch bei Lange mitunter Formulierungen und Gedankengänge, die fraglich erscheinen lassen, ob ihnen dieser entscheidende Unterschied im Detail ausreichend bewußt war. Ob nun Lange die »populäre Vorstellung« der Gemütsbewegungen als »Entitäten, Substanzen, Kräfte, Dämonen, die den Menschen erfassen und körperliche wie geistige Erscheinungen bei ihm hervorbringen« (Lange 1910, S. 50) ironisiert, als stelle sich demgegenüber auf der Grundlage seines Vorschlages das Leib-Seele-Problem erst gar nicht mehr, oder ob sich James gegen einen noch gar nicht erhobenen Materialismus-Verdacht verteidigt (vgl. James 1950b, S. 453; 1920, S. 381): Beide scheinen hier eher zu verschleiern, daß sich eben die »Probleme«, deren Lösung sie hier und da zu präsentieren vorgeben, natürlich nur an einen anderen Ort verschieben. Ein »Überhang«, der nicht allein innerhalb der Physiologie entfaltet werden kann, findet sich ja in den beiden folgenden Positionen gleichermaßen: 1) *Ich empfinde* ein Gefühl, das von körperlichen Veränderungen, zumindest teilweise ebenfalls wahrnehmbar, begleitet wird, oder das solche Veränderungen zur Folge hat; und 2) Ein Gefühl ist nichts anderes, als wenn *ich* bestimmte körperliche Veränderungen *empfinde*. Gleichsam »verschoben« hat sich lediglich der (kursiv markierte) Ort, an dem die Physiologie die Waffen strecken muß. (Wäre dem nicht so, würden also James oder Lange das untersuchte Phänomen in der Tat mit physiologischen Veränderungen *identifizieren*, dann würde sich jede ernsthaftere Auseinandersetzung mit ihren Positionen – unter Verweis auf die dann vorliegende Kategorienverwechslung [vgl. Ryle 1969, S. 14 ff.] – erübrigen.)

Doch damit zurück zu der Lange beschäftigenden Frage nach dem (für ihn ominösen) »Dazwischen«, demjenigen zwischen einem »Gefühlsauslöser« und den physiologischen »Gefühlsfolgen«. »Der rein seelische Affekt ist eine Hypothese und diese hat wie jede Hypothese, nur ihre Berechtigung, wenn sie zwei Bedingungen erfüllt, nämlich 1) die Erscheinungen, zu deren Erklärung sie aufgestellt wird, zu erklären, und 2)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

zur Erklärung dieser Erscheinungen notwendig zu sein« (ebd., S. 53). Weil Lange den »rein seelischen Affekt« nicht nur den Bemühungen der Physiologie, sondern schlicht jeden empirischen Zugriffs entzogen sieht, diagnostiziert er der Hypothese (also dem Affekt) mit der ersten Bedingung »ebenso leichtes Spiel, wie alle Hypothesen der spekulativen Wissenschaft überhaupt, [...] allerdings mehr, weil sie sich einer Prüfung entzieht, als weil sie dieselbe besteht« (ebd.). An der zweiten Bedingung aber scheitert sie letztlich – und indem Lange den Nachweis dieses Scheiterns führt, kehren nicht wenige Argumente wieder, die uns von der Darstellung James' inzwischen vertraut sind[58] – und zwar, um ehrlich zu sein, sogar in solcher Vielzahl und Ähnlichkeit, daß man erstaunt zur Kenntnis nimmt, wie vergleichbar die Resultate zweier ganz verschiedener Menschen sein können, wenn sie eine originelle Idee (oder zwei sehr ähnliche Ideen) in Ruhe und bis in ihre Verästelungen durchdenken:

Erstens wird (wie von James) konstatiert, daß der Vorschlag wohl kaum auf spontane Gegenliebe stoßen werde, weil er als kontraintuitiv bzw. »durch die persönliche Erfahrung bestimmt widerlegt« erscheinen müsse (Lange 1910, S. 54).

Zweitens wird, wie von James im Zusammenhang mit der Zurückweisung des Materialismus-Vorwurfs, deutlich gemacht, daß die vorgeschlagene physiologische Basis das Gefühl nicht entwerte: »Allein unsere Gemütsbewegungen müssen unter allen Umständen immer etwas Innerliches sein, welches auch der physiologische Grund ihres Auftretens sein mag. Wenn sie auf Grund irgendeiner verständigen Theorie ihres physiologischen Ursprungs als etwas Tiefes, Reines, Wertvolles, Geistiges erscheinen, bleiben sie etwas ebenso Tiefes, Reines, Geistiges und Wertvolles auch unter dem Gesichtspunkt der vorliegenden sinnlichen Theorie. Sie tragen ihren eigenen inneren Wertmaßstab in sich« (James 1920, S. 381; vgl. 1950b, S. 453). »Ich zweifle nicht daran, dass die Mutter, die über ihr totes Kind trauert, sich sträuben, ja vielleicht entrüsten wird, wenn man ihr sagt, dass, was sie fühlt, die Müdigkeit und

58 Mir sind in der entsprechenden Literatur nirgendwo Überlegungen begegnet, die die Möglichkeit ausloten, ob nicht vielleicht doch der eine von den Vorschlägen des anderen bei der Abfassung der eigenen Ideen Kenntnis hatte, ob also z. B. – zunächst von den Veröffentlichungsjahren her geschlossen – Lange den Aufsatz James' kannte. (James veröffentlichte den ersten Aufsatz in der Zeitschrift Mind, 1884, 9, während Lange sein ca. 100 Seiten starkes Buch »früh im Jahr 1885« publizierte; vgl. Gardiner, Clark Metcalf & Beebe-Center 1970, S. 297). Diese Frage ist im Vergleich zu den Anregungen der beiden in systematischer Hinsicht ohne Zweifel zweitrangig. Immerhin sind die Ähnlichkeiten und Parallelitäten in beiden Ansätzen – wie sich gleich zeigt – jedenfalls derart frappierend, daß sie auch eine solche Nachforschung rechtfertigen würden.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Schlaffheit ihrer Muskeln, die Kälte ihrer blutleeren Haut, der Mangel ihres Gehirns an Kraft zu klarem und schnellem Denken [...] ist, alles das verschmolzen mit der Vorstellung der Ursache dieser Phänomene. Aber diese Konstatierung berechtigt nicht zu moralischer Entrüstung, denn ihr Gefühl ist gleich stark, gleich tief und rein, ob es aus der einen oder der andern Quelle stammt« (Lange 1910, S. 54 f.). Interessanterweise läßt sich, nebenbei bemerkt, der Halbsatz »alles das verschmolzen mit der Vorstellung der Ursache dieser Phänomene« von Lange nicht »innerhalb« seiner Theorie, also in »theorieeigener Terminologie« sagen (ebensowenig wie von James). Entweder also diese »Vorstellung« verschmilzt nicht eben innig mit dem Affekt und bleibt zu Recht »theorieexmanent«, oder aber die Theorie umfaßt hier nicht das ganze Phänomen.

Drittens schließlich findet sich sogar das oben diskutierte Gedankenexperiment James' wieder, wenn auch unter Verweis auf ein anderes Gefühl, nämlich den Schreck, ausbuchstabiert. Und der Schreck ist, anders als Furcht, Wut und Kummer, nun gerade ein Gefühl, das James in diesem Zusammenhang nicht behandelt: »Welches emotionale Bewußtsein von Furcht zurückbleiben sollte, wenn weder die Empfindung beschleunigter Herztätigkeit noch flachen Atmens, weder die Empfindung des Lippenzitterns noch die der Gliederschwäche, weder die der Gänsehaut noch die eines Aufruhrs in den Eingeweiden vorhanden wäre, das kann ich mir unmöglich denken. Kann man sich den Zustand der Wut vorstellen und dabei das Schwellen der Brust, Blutandrang ins Gesicht, das Blähen der Nasenflügel, das Aufeinanderbeißen der Zähne und den Drang zu kräfiger Handlung ignorieren, sowie statt dessen schlaffe Muskeln, ruhiges Atmen und ein gelassenes Antlitz sich ausmalen? Ich für meine Person kann das nicht. [...] Ebenso beim Kummer: was würde er sein ohne seine Tränen, sein Schluchzen, seine Herzbeklemmungen, sein Brustweh?« (James 1920, S. 380). »Man nehme dem Erschrockenen die körperlichen Symptome, lasse seinen Puls ruhig schlagen, seinen Blick fest sein, seine Farbe blühend, seine Bewegungen schnell und sicher, seine Sprache kräftig, seine Gedanken klar, – was bleibt dann noch von seinem Schrecke übrig?« (Lange 1910, S. 55).

Viertens bemüht sich Lange – wie James – um die Klärung der Frage, »ob die körperlichen Äusserungen der Affekte auf rein körperlichem Wege zustande kommen können«, geht dann allerdings insofern einen anderen Weg, als er sich auf die Einflüsse »substanzinduzierter« (also etwa durch Alkoholgenuß hervorgerufener) Gefühle konzentriert (vgl. Lange 1910, S. 55 ff.), während der erstere ja, nachdem er die Vielfalt der möglichen »körperlichen Veränderungen« konstatiert hat, den Nachweis vor allem durch die postulierten Wirkungen künstlicher (simulierter) Ausdrucksbewegungen auf das Gefühl zu führen versucht.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Genau wie James präsentiert Lange schließlich fünftens »pathologische« Fälle als Argument für seine Theorie: »Gibt es etwas, was in schlagender Weise die Entbehrlichkeit dieser Hypothese [›rein seelischer‹ Affekte, A. K.] beweisen kann, so ist es sicher der Umstand, dass die Affekte entstehen, ohne durch irgend eine äussere Einwirkung, irgend ein Erlebnis hervorgerufen zu werden« (Lange 1910, S. 60). Denn auf der Grundlage der von ihm (und James) vorgeschlagenen Theorie ließen sich solche Fälle einfach als Erkrankungen des physiologischen Systems (entsprechend seiner von James konstatierten Unter- oder Überempfindlichkeit, vgl. oben, S. 221) erläutern – »denn selbstverständlich kann der vasomotorische Apparat gelegentlich ebenso leicht erkranken, wie jeder andere Abschnitt des Nervensystems, sodass er in abnormer Weise funktioniert oder ausser Funktion gesetzt wird« (Lange 1910, S. 61) –, während im Falle »rein seelischer« Affekte wohl größere Schwierigkeiten bei einer solchen Erklärung vorhergesehen werden, müßte man doch »abnorme« emotionale Reaktionen in einem unveränderten, »normalen« Arrangement von »Umweltreizen« erklären.[59]

Soviel zur von Lange vorgeschlagenen Theorie, ihren Unterschieden zu James' Ansatz, den Gemeinsamkeiten und den Argumenten, mit denen sie entfaltet und gestützt werden soll. Eine genauere Erörterung und Bewertung dieser Argumente ist an dieser Stelle nicht nötig; wo sie denen James' ähneln (und das tun sie mehr als punktuell), lassen sich die dort geäußerten kritischen Bemerkungen und Differenzierungen unschwer übertragen. Damit nun also zurück zu den uns interessierenden Fragen: Wie geht Lange mit »feineren«, weitgehend (oder ganz?) ohne körperliche Veränderungen vonstatten gehenden Gefühlen um? Wie steht er zu so etwas wie einer »inneren Auslösung« von Gefühlen?

59 Lange wie James, das läßt sich diesem Argument im Umkehrschluß entnehmen, haben dabei offenbar eine ziemlich »entkörperlichte« (oder besser »entmenschte«) Alternativ-Theorie im Auge, gegen die sie argumentieren. Wenn solcherart »unveränderte« Reize »abnorme« Gefühle auslösen, und sie als Argument für sich in Anspruch nehmen, dies mit Hilfe eines »schadhaften« körperlichen Apparates, der ersteres in letzteres überführt, leicht (oder überhaupt erst) erklären zu können, dann dient als Gegenmodell offenbar keines, in dem z. B. ein geistiger (oder sonstiger) menschlicher »Apparat« diese vermittelnde Funktion übernimmt und dabei ebenfalls so oder so, also jedenfalls mit gewissen Freiheiten arbeiten würde (und demzufolge ebenfalls »schadhaft« oder abnorm funktionieren könnte). Ein wirkliches Gegenbild bietet nur eine irgendwie »direkte« und jedem menschlichen Zu- und Eingriff entzogene Wirkung dieser Umweltreize auf die Gemütsbewegungen; tatsächlich die erwähnten »Entitäten« oder »Dämonen«, die unabhängig vom Menschen wirken (und die Erklärung »pathologischer« Fälle so verstanden dann wirklich erschwerten).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Zunächst zur ersten Frage: Die Möglichkeit, es könne Gefühle geben, die nicht mit den postulierten körperlichen Veränderungen einhergehen (oder auf sie angewiesen sind), wird von Lange in einer Fußnote abschlägig beschieden. »Ich will mich nicht dabei aufhalten, dass man mir vielleicht entgegenhalten wird, man könne rein ›seelisch‹ Kummer, Freude etc. empfinden, wenn der Affekt nicht stark genug ist, um zu körperlichen Symptomen zu führen. Eine derartige Annahme beruht natürlich nur auf unvollständiger Beobachtung, oder darauf, dass man rein subjektive Allgemein-Empfindungen – die der Leichtheit oder des Drucks, der Stärke oder Schwäche – als psychisch ansieht« (Lange 1910, S. 54, Anmerkung 1). Ein Gefühl ohne körperliche Symptome[60] wird also nicht einmal als eine schwächer ausgeprägte Variante eines der von ihm behandelten Affekte in Betracht gezogen; entweder die Symptome werden in solchen Fällen nicht sorgfältig genug beobachtet (oder liegen vielleicht, im Falle schwächerer Affekte, unterhalb der Nachweisgrenze verwendeter Meßgeräte), oder aber rein physiologische Empfindungen werden fälschlich für Gefühle gehalten. (Wieder einmal zeigt sich, daß es notwendig ist, Gefühle auf die eine oder andere Weise von bestimmten Formen der Wahrnehmung abzugrenzen; vgl. als ein Vorschlag hierzu Kapitel 1.2.1.) Immerhin kann man Lange zugute halten, daß er bei der einleitenden Bestimmung des Phänomens, dem seine folgenden Bemühungen gelten, wesentlich vorsichtiger und zurückhaltender ist als James. »Kummer, Freude, Furcht, Zorn [als die von Lange vorrangig behandelten Gefühle, A. K.] und dergleichen auf der einen, und Liebe, Hass, Verachtung, Bewunderung etc. auf der anderen Seite sind offenbar zwei Gruppen von Phänomenen, die in psychologischer Beziehung auseinandergehalten werden müssen. Nur für die erste Gruppe will ich hier die Bezeichnungen ›Gemütsbewegungen‹ beibehalten, während die Erscheinungen der anderen Gruppen Leidenschaften, Gefühle oder wie man sie sonst nennen will, bleiben« (Lange 1910, S. 5). Nach der Klage, daß die Grenze zwischen den angesprochenen beiden Gruppen niemals genauer bestimmt worden sei, »obgleich es schwer zu erklären ist, daß nicht wenigstens die wissenschaftliche Psychologie das Bedürfnis nach einer genauen Abgrenzung empfunden hat« (ebd.), fährt er fort: »Wir dürfen Dinge, wie Schreck, Wut, Freude nicht zusammenwerfen mit Neid, Liebe, Freiheitsdrang etc. Der Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen liegt nicht allein darin, dass die letzte viel komplizierter und aus verschiedenartigen Seelenbewegungen zusammengesetzt ist, so dass

60 Vgl. hierzu die ausgesprochen detaillierten und lesenswerten Schilderungen, vor allem der Affekte Kummer, Freude, Schreck und Zorn bzw. Wut (Lange 1910, S. 13 ff.). Ein Beispiel (die Wut betreffend) findet sich unten in knappen Auszügen (vgl. »Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen«).

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

namentlich auch Bewegungen im Vorstellen, Reflexion, eine Rolle in ihrer Entstehung spielen [...], sondern sie sind auch in den Bedingungen für ihre Entstehung ebenfalls kompliziert und heterogen. Gemütszustände wie Liebe, Hass, Bewunderung etc. sind aus einem ganzen Komplex psychischer Phänomene gebildet, in welche Gemütsbewegungen wie Freude, Zorn, Furcht etc. als einzelne Elemente eintreten können, während diese selbst abgegrenzte einfache Phänomene sind« (Lange 1910, S. 5 f.). Auch wenn zunächst ganz unklar bleibt – und auch das letzte Zitat nicht vollständig klärt[61] –, nach welchen Kriterien »Gemütsbewegungen« vom Rest, wie immer man ihn sonst nennen will, abgegrenzt werden: Immerhin ist ganz explizit erklärt, daß nicht alle der unterschiedlichen Vertreter dessen, was uns als Gefühl interessiert, von Lange auch tatsächlich angesprochen sind. Und damit ist auch nicht gänzlich ausgeschlossen, daß er so etwas wie »feinere« Gefühle für denkbar hält – selbst wenn er in seiner berühmten Abhandlung weiter kein Wort darüber verliert.

Zur Klärung dieser Frage liegt es dann natürlich nahe, andere Schriften Langes heranzuziehen, vor allem die bereits in der Einleitung Kurellas genannte, posthum ebenfalls von Kurella herausgebene Abhandlung *Sinnesgenüsse und Kunstgenuss*, die den vom Herausgeber hinzugefügten Untertitel *Beiträge zu einer sensualistischen Kunstlehre* trägt (Lange 1903). Gerade eine solche Schrift heranzuziehen liegt auf der Hand, waren doch die ästhetischen Gefühle auch bei James (sehr plausible) Kandidaten für »feinere« Gefühle, also für solche ohne (oder nahezu ohne) körperliche »Begleiterscheinungen«. Wenn Lange demnach »feinere« Gefühle (im Jamesschen Sinne) für möglich hält, sollte er sie in einer Schrift über den Kunstgenuß behandeln. Deren Untertitel deutet jedoch bereits an, »wohin die Reise geht«. In der genannten Schrift findet sich tatsächlich der Versuch, jede Form von Kunstgenuß – die Dekoration, die Malerei, die Dichtkunst, die Bühne; die Musik allerdings bleibt unbehandelt (sieht man von gelegentlichen Bemerkungen wie bspw. auf S. 30 ff. zum Rhythmus ab) – auf eine physiologische Grundlage, ähnlich der zuvor entworfenen (Lange 1910), zu stellen. »Die Schönheit ist der Eindruck, den wir von gewissen Einwirkungen erhalten, welche unser Organismus erfährt. Soll der Aesthetik die Aufgabe gestellt werden, das Schöne zu analysiren, so heisst das mit anderen und klareren Worten, dass ihr Ziel die Untersuchung des Vorganges ist, durch welchen Genusszustände in uns zu Stande kommen. Für die Aesthetik der Kunst be-

61 Immerhin meint der aufmerksame Leser gerade in diesem deutliche Spuren von Wundts Konzeption zu entdecken, etwa wenn von »zusammengesetzt« die Rede ist, oder von Elementen, die in größere Einheiten eintreten, und von abgrenzbaren Phänomenen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

schränkt sich dann die Untersuchung auf die künstlich hervorgebrachten Einwirkungen, welche durch das Auge oder durch das Ohr aufgenommen werden. Die Aufgabe ist ihrem Wesen nach rein physiologischer Natur« (Lange 1903, S. 100). Wenn es ihm geglückt sei, dies klarzumachen, dann sei das Ziel seiner kleinen Abhandlung erreicht, fährt Lange fort – und macht damit unzweideutig klar, daß wir in der Frage der Existenz »feinerer« Gefühle von ihm kein wohlwollenderes Votum erwarten dürfen als von James.

Was die zweite Frage betrifft, insistiert auch Lange nicht auf die Ausschließlichkeit äußerer, »materieller« Reize, wenn er der Frage nachgeht, was alles als Auslöser eines Gefühls in Frage kommt. Stattdessen nimmt er nicht nur selbstverständlich an, daß sich Gefühle »einer ›seelischen Ursache‹, einer Erinnerung oder einer Ideenassoziation« (Lange 1910, S. 69) verdanken können, sondern argumentiert umgekehrt dafür, keinen prinzipiellen Unterschied zwischen »geistig und körperlich bedingten Affekten« (Lange 1910, S. 66) zu machen. Er tut dies etwa am Beispiel des Schrecks, der unmittelbar auf ein lautes Geräusch folgt – die »Phänomene des Schrecks folgen dem Knall unmittelbar ohne die Spur eines ›geistigen‹ Schrecks« (Lange 1910, S. 66) – und daher »wenn nicht direkt durch den Hörnerven, so doch durch eine direkte Leitung vom Hörzentrum aus« verursacht wird. Will man den Schreck nicht anders behandeln denn als Affekt, so läßt sich, diesem Argument zufolge, keine »scharfe Grenzlinie zwischen materiellen und psychischen Ursachen der Affekte« (ebd., S. 65) mehr ziehen. Die Argumentationsrichtung ist also gerade umgekehrt wie bei James (der von solchen »extern« verursachten Gefühlen ausgeht, »intern« verursachte zwar ebenfalls einräumt, aber ihre Genese innerhalb seines Modells nicht ausreichend erläutern kann) – dies dürfte natürlich an der Bedeutung liegen, die James der Instinkthandlung bei der Konzeption seiner Vorstellungen (nicht nur als Denkmuster) einräumt. Ähnliches wie für den Schreck gilt für Lange übrigens hinsichtlich der »in der Regel allerdings weniger intensiven, aber doch hinreichend ausgeprägten Emotionen, die durch einfache Eindrücke von den anderen Sinnesorganen hervorgerufen werden, ohne mit einer Ideenassoziation verbunden zu sein: die Freude über eine hübsche Farbe oder Farbenzusammenstellung, der Widerwille gegen einen hässlichen Geschmack oder Geruch, die Unlust bei einem Schmerz« (1910, S. 66). Die Beispiele erinnern wiederum an Wundt und seine Einführung der einfachen Gefühle (bzw. genauer der sinnlichen Gefühle), dessen Einfluß sich in Langes Auffassungen, im Gegensatz zu denen James', deutlich zeigt.

Wie gesagt sieht Lange keine prinzipiellen Unterschiede zwischen »intern« und »extern« verursachten Gemütsbewegungen: »Was auch die

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ursachen sind, welche die Affekte hervorrufen, so treffen ihre Einwirkungen auf das Nervensystem alle auf einen Punkt, das vasomotorische Zentrum, die Gruppe von Nervenzellen, welche die Innervation der Blutgefässe regulieren« (Lange 1910, S. 67). Da Lange dem vasomotorischen System eine primäre Bedeutung in der Entstehung von Gefühlen zuschreibt – und »primär« darf hier durchaus auch temporal verstanden werden –, stellen sich die Probleme, die eben für das Jamessche »Ensemble« körperlicher Veränderungen bei einer alternativen »Verursachung« durch innere vs. äußere »Reize« aufgezeigt wurden, nicht in der Form. Für Langes Auffassung reicht es demgegenüber aus, unterschiedliche »Verursachungswege« solcher Gefühle *bis hin* zu der ersten zentralen und beiden gemeinsamen Schaltstelle zu postulieren, eben dem vasomotorischen Zentrum. Mit diesem Zentrum und den dort sich ereignenden Prozessen ist der Ort benannt, an dem sich, wie oben bei den Ausführungen zu James problematisiert, »zwei unterschiedlich initiierte, komplexe physiologische Prozesse [...] gleichen« (vgl. oben, S. 234 f.). Allein »die Wege *dorthin* sind verschieden nach der Natur der Ursachen, nicht allein, ob sie durch das eine oder das andere Sinnesorgan von aussen einwirken, sondern auch, ob sie in einfachen Sinneseindrücken allein bestehen oder in mehr oder minder komplizierten, sogenannten psychischen Prozessen. Bezüglich der Entstehung derjenigen Emotionen, die durch einen einfachen Sinneseindruck, einen starken Laut, eine schöne Farbenzusammenstellung u. dgl. zu Stande kommen, scheint es, dass der Weg zum vasomotorischen Zentrum ganz direkt sein muß, der zerebrale Mechanismus also sehr wenig kompliziert« (Lange 1910, S. 68, Hervorhebung A. K.). »Etwas verwickelter wird die Sache indessen, wenn es sich um Affekte handelt, die nicht durch einen einfachen Eindruck auf irgend ein Sinnesorgan zu Stande kommen, sondern zunächst einer ›seelischen Ursache‹, einer Erinnerung oder einer Ideenassoziation entstammen, wenn auch gerade diese letztere selbst durch einen Sinnes-Eindruck wachgerufen worden ist« (ebd., S. 69). Immerhin unternimmt Lange noch den Versuch, diese »etwas verwickeltere« Sache an einem möglichst einfachen Beispiel verträglich mit seiner Theorie zu entwerfen. Die entstehende Skizze läuft letztlich darauf hinaus, daß durch »Lernen« oder »Bahnung« – um bewußt Begriffe ganz unterschiedlicher Kontexte und mit ganz unterschiedlichen Implikationen zu wählen – sozusagen »Umwege« geschaffen werden, auf denen die Erregung nicht mehr direkt vom Sinnesorgan zum vasomotorischen Zentrum läuft.

Diese Skizze verdient höchstes Interesse, und das aus (zumindest) zwei Gründen: zum einen, weil der wohlwollende Leser ein weiteres Mal eine Art »Prototheorie« des klassischen Konditionierens vorfinden wird (vgl. Seite 154, Fußnote 9), zum anderen, weil im Zusammenhang mit

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

der »Bahnung« von Verbindungen innerhalb des Gehirns Bemerkungen fallen, die mir ausgesprochen zeitgemäß (und daher möglicherweise der Zeit ihrer Niederschrift voraus) erscheinen. Das Beispiel, an dem Lange seine Skizze entwickelt, erinnert schon in der Beschreibung (und bis in die Wortwahl hinein) an Musterbeispiele für die klassische Konditionierung: »Als ein Beispiel einfachster Art will ich folgendes anführen, dessen Richtigkeit mir jede Mutter attestieren wird. Das kleine Kind schreit, wenn es den Löffel sieht, mit dem ihm ein paar mal eine schlecht schmeckende Medizin eingegeben worden ist. Wie geht das zu« (Lange 1910, S. 70)? »Der Anblick des Löffels hat [...] zunächst nichts an sich, was die Gefässnerven in Aktion setzen kann; zeigt man den Löffel einem Kinde in seinem Unschuldszustande, ehe es die Bitterkeiten gekostet hat, die er enthalten kann, so greift es nach ihm, anstatt zu schreien. Wenn es indessen den Löffel ein paar mal in Funktion gesehen und gemerkt hat, dass dieser Anblick jedesmal den abscheulichen Geschmack mit sich bringt, so zeigt es sich, dass der Anblick des Löffels jetzt für sich allein die Macht erhalten hat, das Kind zum Schreien zu bringen, mit anderen Worten, sein vasomotorisches Zentrum in Tätigkeit zu versetzen« (ebd., S. 71). Wie also geht das zu?

Lange erklärt es folgendermaßen: Zunächst lägen zwei im Prinzip unabhängige Prozesse mehr oder minder gleichzeitig vor. Der optische Reiz treffe auf ein subkortikales optisches, der Geschmacksreiz auf ein subkortikales Geschmacksareal, von wo sie »dadurch zum Bewußtsein kommen, dass sie zu den Geschmacks- und Gesichtszentren der Rinde geleitet werden« (ebd.). (Zwischen diesen kortikalen Regionen kommt es dann später auch zu einer Verbindung durch Bahnung.) Gleichzeitig führe einer der beiden separaten Teilprozesse – der gustatorische – (unabhängig vom anderen) das Gefühl des Kindes herbei, indem über eine direkte Verbindung vom subkortikalen Geschmacksareal das vasomotorische Zentrum gereizt werde. Durch das Lernen (oder die Konditionierung) komme es zu einer »neuen« Verbindung von der kortikalen optischen zur kortikalen gustatorischen Region, und zwar durch »Bahnung«. Wenn das Kind dann also ausreichend »Bitterkeiten gekostet« hat, so daß der Anblick des Löffels alleine ausreicht, die ablehnende Reaktion hervorzurufen, laufe der Reiz folgenden neuen (und längeren) Weg: vom Auge zum subkortikalen optischen Areal, von dort zur entsprechenden kortikalen Region des Gesichtssinnes, weiter zur kortikalen Region des Geschmackssinnes, aufgrund der Verbindung mit dem zugehörigen subkortikalen Areal (des Geschmackssinnes) dann dorthin, und von dort schließlich (wie auf dem »direkten« Weg) zum vasomotorischen Zentrum.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Bei allen Auslassungen, Ungenauigkeiten oder auch Fehlern im Detail – so wüßte man heute natürlich die Stationen der Verarbeitung optischer oder gustatorischer Reize weit präziser zu benennen; man würde auch nicht mehr in Erwägung ziehen, ob vielleicht auf dem zweiten, längeren Weg dieselbe Bahn zwischen dem kortikalen und dem subkortikalen gustatorischen Areal benutzt wird, wie auf dem ersten Weg in umgekehrter Richtung (vgl. ebd., S. 72, Anmerkung 1), weil man sich inzwischen sicher ist, daß Nervenfasern aufgrund der »Ventilfunktion« des synaptischen Spaltes Aktionspotentiale in vivo nur in einer Richtung leiten; eine »Bahnung« direkt zwischen kortikalen Arealen würde man wohl aufgrund der »vertikalen« Organisation des Gehirns für unmöglich halten – bei all diesen Mängeln also ist doch das, was Lange über die »Bahnung« zu sagen hat, nach wie vor hochspannend (und, wie mir scheint, noch – oder wieder? – aktuell): »Ich fürchte, dass die Annahme einer neuen, bis dahin nicht angebahnten funktionellen Verbindung zwischen [den kortikalen Regionen des Gesichts- und des Geschmackssinnes, A. K.] [...] auf den ersten Blick vielleicht wie einer der vielen Auswege aussehen wird, welche die physiologische Psychologie nicht immer für ihre Theorieen [sic!] zu gebrauchen verschmäht hat. Es ist verführerisch leicht, mit einem Federstrich ›neue Bahnen zu eröffnen‹, wenn man etwas zwischen zwei Stellen besorgt haben will, die bisher in keiner gegenseitigen Verbindung gestanden haben. Wenn man sich solche neue Bahnen durch Nervenfasern repräsentiert denken will, so befindet man sich gewiss auf dem Gebiet einer sehr lockeren Hypothese; denn wir haben, ausser in den frühen Entwicklungsperioden, kein Beispiel davon, dass Nervenfasern, die früher nicht leitend gewesen sind, es mit einmal werden« (ebd., S. 72 f.). »Das, was in dem vorliegenden Falle geschieht, ist [daher, A. K.] nun nicht die Bahnung eines neuen Weges in dem Sinne, dass bisher uneröffnete Bahnen gangbar werden. Die neue Wirkung des Sinneseindrucks auf das Kind beruht [...] darauf, dass die [kortikale, A. K.] Region [des Geschmackssinnes, A. K.] [...] in einen solchen Zustand gekommen ist, dass sie stärker von dem aus [der kortikalen Region des Gesichtssinnes, A. K.] [...] iradiierenden Impulse beeinflusst wird, als alle anderen Zellengruppen, zu denen der Irradiations-Impuls gelangt [...]. Als Grund dieser grösseren Empfänglichkeit kennen wir allein den Umstand, dass diese Zellengruppe vorher zu wiederholten Malen gleichzeitig mit [der kortikalen Region des Gesichtssinnes, A. K.] [...] in Aktivität versetzt worden ist; dadurch ist in ihren Zellen eine Veränderung hervorgerufen worden, ein Zustand von Erregbarkeit, der sich nicht in den übrigen von Irradiation betroffenen Hirnzellen findet. Es tritt eine Summation der in [der kortikalen Region des Geschmackssinnes, A. K.] [...] noch bestehenden und der durch Irradiation von [der

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

kortikalen Region des Gesichtssinnes, A. K.] [...] zugeleiteten funktionellen Tätigkeit ein« (ebd., S. 74 f.).

Exkurs Ende

Wir können damit unseren unvorhergesehenen Ausflug zur Theorie der Gemütsbewegungen Carl Langes beenden und zurückkehren zu den Ausführungen William James' (wobei Lange für den folgenden, abschließenden Abschnitt selbstverständlich herangezogen wird, wo es sich anbietet). Auf eine zentrale Frage in der Folge unserer bisherigen Überlegungen, die Frage nämlich nach den sogenannten »feineren« Gefühlen und wie man sie sich in den angesprochenen Theorien zu denken hat, haben wir noch immer keine Antwort. Mit James' hätte man einfach ihre Existenz in Abrede zu stellen, mit Lange könnte man immerhin – jedenfalls solange man allein von seiner berühmten Abhandlung über die Gemütsbewegungen (1910) ausgeht und von der weniger bekannten über Sinnesgenüsse und Kunstgenuß (1903) absieht – hoffen, daß es sie nach wie vor gibt, wenn auch in einem durch theoretischen Zugriff nicht weiter behelligten Dornröschenschlaf.

Auf eine zweite Frage immerhin – wie man sich im Rahmen der beiden Entwürfe Gefühle einerseits durch die Wahrnehmung äußerer Reize, andererseits »psychisch« (durch Erinnerungen, Vorstellungen, »seelisch«) verursacht bzw. hervorgerufen denken kann – finden wir bei Lange skizzenhaft Antworten, die uns James schuldig bleibt. – Das Feld ist also gepflügt und geeggt, die Saat geworfen – die Ernte muß ja auch in Jahren, die etwas trockener wirkten, eingebracht werden. Was läßt sich von James (und Lange) lernen – wie lesen sie sich aus der Perspektive der Gegenwart, und welche Anregungen empfängt eine zeitgenössische Theorie vom Gefühl durch ihre Vorschläge?

2.3.5 Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen

Fragen wir auch hier einleitend nach den Methoden, nach dem empirischen Zugang, den James wählt, dann ist an erster Stelle ein spekulatives Moment zu nennen – ein Moment, wie es im Zusammenhang mit den Argumenten, die James präsentiert, deutlich wird; nicht zuletzt (aber nicht allein) im Zusammenhang mit dem skizzierten Gedankenexperiment, welches der »Experimentator« selbst als »rein spekulativ« (vgl. James 1950b, S. 452; 1920, S. 380) charakterisiert. Spekulativ ist James' Vorgehen selbst da, wo er die Argumente für seine Hauptthese schlußfol-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

gernd aus ihr entwickelt, um dann Belege für diese Schlußfolgerungen zu suchen und zu präsentieren. Beispiele stellen etwa die ausführlich behandelten Aussagen dar, nach denen die Nachahmung von Ausdrucksbewegungen auch entsprechende Gefühle zur Folge hat und ohne die Wahrnehmung der entsprechenden körperlichen Veränderungen auch kein Erleben von Gefühlen möglich ist. Auch diese (durch Schlußfolgerung gewonnenen) Argumente verweisen ja auf die primäre, fundierende Spekulation.[62] Wollte man James' Vorgehen daher in einem Satz kennzeichnen, könnte man es erstens spekulativ und zweitens argumentativ nennen. Andere Zugänge – z. B. über die Sprache, in der sich abbildende Ordnungssysteme für das Gefühl James zwar erkennt, aber als willkürlich und daher nutzlos für den Versuch, etwas über das Gefühl zu erfahren, verwirft (vgl. etwa James 1950b, S. 448 f., 485; 1920, 374 f.) – treten demgegenüber in den Hintergrund.

Die »methodische Einordnung« Langes fällt weniger homogen aus, sein Vorgehen ist vielfältiger: Neben einem vergleichbar spekulativen »Grundzug« seiner Darlegungen spielen – die bereits angesprochenen detailreichen und spannend zu lesenden Schilderungen der körperlichen Veränderungen während eines Gefühls (vgl. Lange 1910, S. 13-38) deuten das an – Beobachtungen (nicht nur physiologischer Natur) eine deutlich wichtigere Rolle als bei James. (Wo James solche Beobachtungen anführt, entnimmt er sie meist den Werken anderer [vgl. z. B. 1950b, S. 443-447, 460-462, 478 ff. und öfter].) Darüber hinaus listet Lange (in seiner Einleitung) einige Zugriffsweisen auf, deren er selbst sich für seine Studie nicht in jedem Fall auch bedient. Zu dieser Liste zählt die bereits angesprochene Beobachtung (»Man ist also in allem Wesentlichen auf die Beobachtung an sich und Anderen angewiesen, auf ›die klinische Beobachtung‹«, Lange 1910, S. 11) auch bei pathologischen Fällen der »emotionellen Krankheiten« (ebd.). Daneben wird die Untersuchung des sprachlichen Umgangs mit Gefühlen als einer Art geronnener Introspektion verteidigt, als »Ausbeute der mehr unwillkürlichen, naiven Erfahrungen [...], welche die Generationen im Lauf der Zeiten gemacht haben, welche zum Besitz des allgemeinen Bewusstseins geworden sind und in mannigfachen sprachlichen Ausdrücken und bildlichen oder sprichwörtlichen Redewendungen aufbewahrt werden« (ebd.) – in den sich anschließenden Schilderungen der »Symptome einiger Haupt-Affekte« läßt Lange folglich immer wieder entsprechende Reflexionen einfließen (vgl. ebd.,

62 Grundsätzlich ist dies auch für das Gedankengebäude Wundts, das auf der analytischen Zerlegung jedes Erfahrungsaktes aufruht, nicht ganz falsch – tritt aber doch bei James viel stärker in den Vordergrund. Ähnliches gilt natürlich für zentrale Prämissen Darwins, etwa die »Funktionalität« von Gefühlen betreffend.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

S. 13-38). Kaum eine Rolle für Langes eigenes Vorgehen spielen dagegen die verbleibenden beiden methodischen Vorschläge: einmal die »Beobachtung neugeborener Kinder, namentlich wegen der relativ großen Einfachheit der Verhältnisse, der Alleinherrschaft der Affekte ohne Einmischung oder Störung von Seiten des Verstandeslebens und wegen der in diesem Lebensalter natürlichen Reinheit der Erscheinungen von Beimischungen angelernten, konventionellen Ausdrucks der Affekte« (ebd., S. 12), zum anderen und aus ähnlichen Gründen »das Studium der Affekte bei Naturvölkern, wo sie ja auch oft besonders stark und unmittelbar zum Ausdruck kommen« (ebd.). In ihrer Gesamtheit erinnern die Vorschläge Langes an Darwins (1872) entsprechende Überlegungen (vgl. auch oben, S. 147 ff.). Gerade die beiden zuletzt genannten Verfahrensweisen sind noch heute von großer Bedeutung: die eine etwa für Untersuchungen der emotionalen Entwicklung (vgl. Geppert & Heckhausen 1990, Harris 1992), die andere für solche zur Frage der Universalität von Gefühlen (vgl. Ekman 1973). Langes diesbezügliche Mahnung, vom Ausdruck nicht umstandslos auf das Gefühl zu schließen, ist denn auch hochaktuell: »Andererseits treffen wir bei Neugeborenen, wie bei wilden Völkern natürlich in erheblichem Grade dieselben Schwierigkeiten, wie bei Beobachtungen an Tieren, die nämlich, welche aus der Unsicherheit unseres psychologischen Verständnisses stammen, das eine notwendige Folge der mangelnden sprachlichen Mitteilung von Seiten des Beobachtungsobjekts ist« (Lange 1910, S. 12; vgl. auch oben zur Frage »vorsprachlicher« Gefühle S. 83 ff. sowie Kapitel 1.4, These 3).

Insgesamt kann uns der Vorschlag James' (wie derjenige Langes) – den wir nach der vorgenommenen detaillierten Entfaltung eher als eine Theorie über einen bestimmten *Teil* der Gefühle betrachten müssen, denn als komplette Gefühlstheorie[63] – nicht restlos überzeugen: zu schwer-

63 So jedenfalls unsere Diagnose; wir hatten oben (vgl. S. 229 f.) in den Kommentaren zur zentralen These James' von der enthaltenen begrifflichen Setzung gesprochen – »*that our feeling of the same changes as they occur* IS *the emotion*« (James 1950b, S. 449) –, die ohne einen konkurrierenden Begriff des Gefühls nicht bewertet werden kann. Ziehen wir nun als alternativen Begriff den in Kapitel 1 erarbeiteten heran, dann zeigt sich James' Begriff deutlich enger gezogen – und zwar so eng, daß er bestimmte Teile des Phänomens, auf die wir keinesfalls verzichten wollen, nicht mehr enthält. (Überzeugend zeigen ließ sich dies am Beispiel der »feineren« Gefühle.) Die sich anschließende Frage ist nun, wie James' solche Teile behandelt: ob also bspw. (wie bei Lange) denkbar erscheint, daß es sich gleichwohl um »legitime« Gegenstände einer Gefühlstheorie handelt, welche die eigene Theorie erklärtermaßen nicht behandelt. Wir haben gezeigt, daß James' eher dazu neigt, diesen bedeutenden Teil des Gegenstands einer Gefühlstheorie insgesamt nicht anzuerkennen, indem er »feinere« Gefühle entweder zu »gröberen« ummünzt oder ihnen einfach den Gefühlscharakter abspricht. Eine eindeutige definitorische Setzung

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wiegend sind die dargestellten Schwierigkeiten und zu zahlreich. Das mag durchaus verwundern, vor allem wenn man bei der Lektüre feststellt, daß James nichtsdestotrotz (und sozusagen »vor« der theoretischen Durchdringung) ein durchaus interessantes und detailreiches Bild des Gegenstands vor Augen hat. Da ist, wie angedeutet (und anders als bei Darwin und Wundt) bspw. von dem »Objekt« eines Gefühls die Rede, und das in einem durchaus dem in Kapitel 1.1.5 entwickelten (grob) vergleichbaren Sinne. Umstandslos beipflichten möchte man, wenn eingeräumt wird, daß ein »innerer« Vorgang (wie eine Vorstellung, eine Erinnerung) ebensogut als ein solches Objekt dienen kann wie ein »äußerer« Reiz (bzw. dessen Wahrnehmung) (vgl. James 1950b, S. 442; 1920, S. 374). In dem, was James (in Auseinandersetzung mit Lange) über den Kummer zu sagen hat – »The fact is that there are changeable expressions of grief. The weeping is as apt as not to be immediate, especially in women and children. Some men can never weep. The tearful and the dry phases alternate in all who can weep, sobbing storms being followed by periods of calm; and the shrunken, cold, and pale condition which Lange describes so well is more characteristic of a severe settled sorrow than of an acute mental pain. Properly we have two distinct emotions here, both prompted by the same object, it is true, but affecting different persons, or the same person at different times, and *feeling* quite differently whilst they last, as anyone's consciousness will testify. There is an excitement during the crying fit which is not without a certain pungent

allerdings sucht man vergebens. Und in der späten »Wiederaufnahme« seiner Theorie gewinnt man den Eindruck, daß James in dieser Frage etwas »zurückrudert«, und nun eventuell doch so etwas wie »feinere« Gefühle zuläßt, die dennoch Gefühle sind: »But speaking for myself, I am compelled to say that the only feelings which I cannot more or less well localize in my body are very mild and, so to speak, platonic affairs. I allow them hypothetically to exist, however, in the form of the ›subtler‹ emotions« (James 1894, S. 524). So ganz von der Vorstellung lösen, daß diese feineren Gefühle recht eigentlich gar keine seien, mag er sich dann jedoch nicht: »This being the case, it seems almost as if the question had become a verbal one. For which sort of feeling is the *word* ›emotion‹ the more proper name – for the organic feeling which gives the rank character of commotion to the excitement, or for that more primary pleasure or displeasure in the object, or in the thought of it, to which commotion and excitement do not belong? I myself took for granted without discussion that the word ›emotion‹ meant the rank feeling of excitement [...]. It appears, however, that in this assumption I reckoned without certain of my hosts« (James 1894, S. 525). Dem ist, stehen wir nach den Vorarbeiten in Kapitel 1 doch eindeutig auf Seiten der Wirte, die bei der Rechnung übergangen worden sind, kaum etwas hinzuzufügen. (Es ist eben in den seltensten Fällen nützlich, etwas umstandlos für gegeben zu halten – insbesondere dann, wenn die vorgenommenen Setzungen beileibe nicht so selbstverständlich sind, wie James uns hier glauben machen will.)

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

pleasure of its own; but it would take a genious for felicity to discover any dash of redeeming quality in the feeling of dry and shrunken sorrow« (James 1950b, S. 444 f.) – entdeckt der wohlwollende Leser zumindest in Andeutungen drei der Punkte wieder, die im Kapitel 1 entfaltet worden sind: erstens die Frage nach dem Einfluß der »Konvention«, der (kulturellen oder geschlechtlichen) Spezifität von Gefühlen (wie bei Darwin auch am Beispiel des Weinens); zweitens die Erkenntnis, daß es Gefühle gibt, die einen bestimmten zeitlichen Verlauf haben; und drittens die Frage der komplexen Gefühle, die Frage, wie manche Gefühle andere Bestandteile (z. B. wiederum Gefühle) enthalten und aus ihnen aufgebaut sein können. Und daß James sicherlich keine beleidigend schlichten Vorstellungen von den Gefühlen seiner Mitmenschen (und seinen eigenen) hatte, zeigt sich nicht zuletzt in zahlreichen der Beispiele, mit denen er seine Ausführungen illustriert hat. Wie läßt sich dann erklären, daß er dieses bunte Bild in einer Weise theoretisch gerahmt hat, die unseren Ansprüchen nicht genügen kann?

Nun, fast gewinnt man den Eindruck, daß James zunächst einfach eine kleine, aber provozierende Idee hatte, von der er dann – nachdem sie allmählich mehr und mehr Kritik auf sich zog – schon aus Gründen des verletzten Stolzes nicht mehr lassen wollte, genau wie ein guter Vater zu seinem mißratenen Kind steht: je schwerer man es ihm macht, umso unverbrüchlicher. Dafür sprechen z. B. die allgegenwärtigen begrifflichen Inkonsistenzen, die der gebräuchlichen Redeweise entsprechend immer wieder gerade dasjenige ursächliche Verhältnis von Gefühl (als Ursache) und körperlichen Veränderungen (als Wirkung) perpetuieren, gegen das sich James auf der expliziten Ebene wendet. Man könnte geradezu denken, James hätte sich selbst nicht so ganz geglaubt, wenn er in seinen Ausführungen von »Ausdrucksbewegungen« (ohne Anführung: was also wird da ausgedrückt?) spricht, vom Herz- und Kreislaufsystem (oder dem ganzen Körper) als Resonanzkörper (z. B.: »not only the heart, but the entire circulatory system, forms a sort of sounding-board, which every change of our consciousness, however slight, may make reverberate« [James 1884, S. 191] – was versetzt denn da in Schwingung?), davon, daß »nicht die leiseste Gemütsbewegung ohne körperlichen Ausdruck bleibt« (James 1920, S. 379; vgl. James 1884, S. 192), oder davon, daß sich die willkürliche Muskulatur auch dann den verschiedenen Gefühlen (bzw. Stimmungen) »anpasse«, wenn keine Bewegungen sichtbar seien, also allein durch Tonusänderung (»Even when no change of outward attitude is produced, their inward tension alters *to suit each varying mood*, and is felt as a difference of tone or of strain« [James 1884, S. 192, Hervorhebung A. K.] – warum ändert sich der Tonus mit der Stimmung, und nicht umgekehrt?). Weitere Belege wären unschwer hinzuzufügen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Lange übrigens ist sich demgegenüber des zugrundeliegenden Problems – daß nämlich der herkömmliche Sprachgebrauch, indem er immer schon die konventionelle »Verursachungsrichtung« impliziert, die Darlegung der eigenen These konterkariert – in höchstem Grade bewußt. Wenn er gängige Formulierungen mit derartigen Implikationen gebraucht, dann kaum je, ohne sich demonstrativ davon zu distanzieren. Bereits einleitend wird dies deutlich, wo Lange schreibt, wenn »ich nun [...] die Frage so stelle: welche körperlichen Erscheinungen begleiten jeden einzelnen derselben [d. h. der Affekte, A. K.]? – so geschieht das mit dem klarsten Bewusstsein davon, dass die Sache damit eigentlich auf den Kopf gestellt wird« (Lange 1910, S. 9 f.). Auch in den Schilderungen der einzelnen Affekte finden sich Spuren dieses Bewußtseins, etwa wenn es über die Freude heißt: die »›Wirkung der Freude auf den Körper‹ – um diese landläufige Bezeichnung für das Verhältnis noch zu gebrauchen – ist in der Tat die entgegengesetzte des Kummers« (ebd., S. 19). Und schließlich unmißverständlich: »Bisher habe ich stets, wenn auch unter Protest, Wendungen gebraucht wie: ›*die von den Gemütsbewegungen hervorgerufenen physiologischen Phänomene*‹ oder ›*die physiologischen Phänomene, welche die Affekte begleiten*‹ etc.; ich habe vorläufig die gewohnten Bezeichnungen für das fragliche Verhältnis verwendet, um eine Verständigung mit dem Leser zu erreichen« (ebd., S. 50, Hervorhebungen im Original).

Sei dem, wie es wolle: Selbst wenn, wie skizziert, eine Art Trotzreaktion eine (sicherlich schwache) Erklärung dafür bieten sollte, warum James an seinen theoretischen Vorstellungen festhielt, dann kann sie gar nichts mehr zur Beantwortung der Frage beitragen, warum die James-Lange-Theorie noch immer eine der bekanntesten Emotionstheorien überhaupt ist. Anders gefragt: Wenn es nicht nur ihre reizvolle Unwahrscheinlichkeit ist, die zur Erklärung dieser Tatsache herangezogen werden soll – wo steckt der »wahre Kern« der in Rede stehenden Theorie, und wie läßt er sich für unsere Zwecke fruchtbar machen?

Wenn ich auf der linken Spur der Autobahn mit hoher Geschwindigkeit zwei Fahrzeuge, die hintereinander auf der rechten Spur fahren, überholen will, kann ich meine Aufmerksamkeit ganz auf das hintere der beiden Fahrzeuge richten, um möglichst früh zu erkennen, ob der Fahrer seinerseits zu überholen versucht, womit er mir den Weg versperren würde: Trotz der Aufmerksamkeit, trotz der Tatsache, daß ich mit dem Ausscheren rechne und es fast vorhersehe, erschrecke ich, wenn es dann passiert (jedenfalls dann, wenn es plötzlich genug, der Abstand gering und der Geschwindigkeitsunterschied groß genug ist). Ich bremse scharf, betätige vielleicht (nach der sprichwörtlichen Schrecksekunde) noch die Lichthupe, obwohl der Moment großer Gefahr bereits vorüber ist. Dann

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

erst spüre ich, daß meine Knie »weich geworden« sind, habe ein flaues Gefühl im Magen, fühle in den Ohren mein Herz eher schlagen, als daß ich es höre. Mein Erschrecken ist dabei durchaus bemerkenswert: So unmittelbar es ist – fast wie auf das laute Geräusch im Dunkeln oder der Bär im Wald – so wenig scheint die Situation geeignet, zur Erklärung dieser Unmittelbarkeit irgendwelche evolutionär entstandenen Mechanismen ins Feld zu führen. Es wäre schon nicht wenig konstruiert, wollte man – vergleichbar vielleicht einer eventuellen urtümlichen Angst vor Schlangen oder vor Abgründen – eine evolutionär entstandene Angst vor der Annäherung großer Gegenstände mit unbiologisch hoher Geschwindigkeit postulieren, die im Falle des mit 200 km/h vorbeihuschenden Brückenpfeilers schweigt, genau wie angesichts der beiden Autos auf der rechten Spur (80 km/h Differenzgeschwindigkeit) und erst dann »erwacht«, wenn das hintere der beiden plötzlich auf die linke wechselt. Der »Auslöser« meines Schrecks ist eine komplexe Situation, ein Wahrnehmungsensemble, das kaum als Auslöser eines Instinktverhaltens vorstellbar erscheint – ebensowenig wie meine Reaktion selbst als instinktiv.[64] Gleichwohl ist sie ebenso unmittelbar wie das Zusammenzucken beim sprichwörtlichen Knall. Die Plötzlichkeit, mit der der rechte Fuß auf das Bremspedal wechselt, verdankt sich wohl der Automatisierung einstmals bewußter und geplanter, sodann vielfach wiederholter Handlungen. Der rechte Fuß wechselt das Pedal, nicht ich: Fast scheint mein Körper schneller gewesen zu sein als ich. Womöglich gilt dies nicht nur für das Auffassen der Situation und die unmittelbare Reaktion darauf – auch die weichen Knie, das Pochen des Herzens, den trockenen Mund und ähnliche »Symptome« bemerke ich erst im Anschluß an meine Reaktion und nicht bereits, während sie sich einstellen. Die herkömmliche Auffassung, gegen die sich James (mitunter polemisch) wendet – daß es nämlich affektive Zustände seien, die die körperlichen Veränderungen erst herbeiführen – läßt sich für dieses Beispiel zugegebenermaßen schwer aufrechterhalten. Es mag durchaus Gefühle geben, bei denen es eben gerade nicht kontraintuitiv ist, sie sich so entstanden zu denken, wie James es für Gefühle insgesamt postuliert: Gefühle, bei denen mein Körper unabhängig von mir zu reagieren scheint (manchmal schneller, manchmal anders) und mir, metaphorisch gesprochen, lediglich bleibt, wieder Anschluß an die Geschehnisse zu finden. Dies dürfte der erste Punkt sein, der für James spricht und der in einer zeitgenössischen Gefühlstheorie zu

64 Was natürlich schon alleine deswegen niemand ernsthaft behaupten und verteidigen wird, weil die Geschichte des Automobils (wie die Geschichte optisch wahrgenommener hoher Geschwindigkeit) erst rund hundert Jahre andauert, zu wenig, um sich (anders als durch mutagene Kraftstoffzusätze) im Erbgut abzubilden.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

formulieren sein müßte: daß wir bei manchen Gefühlen durchaus Spezifisches, Körperliches wahrnehmen; und daß wir dies *nicht als Folge* unseres Gefühls wahrnehmen.

Wenn wir ein Gefühl haben, können wir auf verschiedene Weise mit ihm umgehen, wobei dieser Umgang wiederum nicht ohne Einfluß auf das Gefühl bleibt. Das ist eine Erfahrung, die wohl die meisten von uns bestätigen können: In eine Traurigkeit bspw. kann man sich widerstandslos fallenlassen, sich sogar nahezu in ihr suhlen – und damit ist nicht allein gemeint, daß derartige Zustände von Schmerz (und Selbstmitleid) nicht selten auch eine lustvolle Komponente besitzen. Doch wenn es umgekehrt nicht ratsam oder geboten erscheint, eine solche Traurigkeit zu zeigen, wenn wir sie als intime Privatangelegenheit schützen wollen oder aber uns ihrer schämen, kurz also, wenn wir uns, z. B. aus beruflichen Gründen, »zusammenreißen«, dann können wir sie auch ein Stück weit vergessen, sie verbergen: Und wie oft stellen wir verblüfft fest, daß sie, während wir sie verborgen hielten, einfach verschwunden ist oder doch zumindest nachgelassen hat. Und die schlimmste Traurigkeit, an die wir uns erinnern können, wird uns wohl eine Situation ins Gedächtnis rufen, in der wir uns nicht auflehnten gegen sie, sondern uns ihr hingaben (oder nicht die Kraft fanden zur Gegenwehr). Daß wir unsere Gefühle beeinflussen können durch das, was wir tun – oder genauer, durch das, was wir von ihnen zeigen oder verbergen (wie erinnerlich auch eines der Argumente James') –, dies dürfte ein zweiter Punkt sein, den man für James sprechen lassen kann.[65]

65 Es gibt also, jedenfalls in der Erfahrung der meisten von uns, so etwas wie eine »körpervermittelte Manipulierbarkeit« des Gefühls, die bereits James als Argument für seine These formulierte. (Und damit ist weniger der »direkte« Eingriff in körperliche Abläufe, z. B. durch Drogen oder Pharmaka gemeint, der natürlich ebenfalls Auswirkungen auf das Gefühl hat.) Mir scheint allerdings dieses Argument ergänzungsbedürftig: Es dürfte wohl nicht allein die Wahrnehmung veränderter Körperzustände sein, die aus (willkürlich) veränderten Ausdrucksbewegungen herrühren und so das Gefühl beeinflussen. Eher kommt mir der in Rede stehende »Eingriffsweg« nicht nur »körpervermittelt«, sondern zusätzlich sozial vermittelt vor: Weil ich trotz meiner Traurigkeit das Gebaren eines Fröhlichen an den Tag lege, begegnen mir meine Mitmenschen nicht so, wie sie einem Traurigen begegnen, sondern als sei ich fröhlich. Unter dieser Behandlung werde ich auf die Dauer (und zumindest in Ansätzen) kaum anders können, als mich wirklich fröhlich zu fühlen, werde ich doch beständig behandelt wie ein Fröhlicher. Damit ist natürlich nicht gemeint, daß ich mich nun bewußt entscheide, mich fröhlich zu fühlen, etwa um den anderen einen Gefallen zu tun oder sie nicht ins Unrecht zu setzen und ihr Betragen mir gegenüber nicht als falsch zu brandmarken. Die beteiligten Prozesse dürften vielmehr nicht nur komplex, sondern auch kaum bewußt sein und viel mit der Regulation sozialer Interaktionen zu tun haben: Wer jemanden trifft, der traurig ist, wird ihn anders behandeln, als jemanden, der lustig

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Denken wir schließlich nochmals an den Wutanfall, der uns bereits mehrfach als Beispiel zur Illustration des einen oder anderen Aspektes diente. Wir müssen hierzu nicht die knappe Skizze in Kapitel 1.2.4 bemühen, sondern können Stichpunkte aus den viel treffenderen Beschreibungen Langes (1910) wählen: Bei Zorn erweitern sich demnach zu allererst die feinen Blutgefäße, wodurch »Röte, Hitze und Schwellung (›Turgor‹) entstehen [...], die Augen werden rot, und wo eine Disposition dazu vorhanden ist, kann es sogar zu Blutungen kommen, z. B.: Nasenbluten, Lungenblutungen« (ebd., S. 28 f.). »Eine verstärkte Innervation der willkürlichen Muskeln und ein dadurch bedingtes Gefühl von Drang zu raschen und kräftigen Bewegungen ist nämlich der zweite Hauptzug in der Physiologie der Wut. [...] Er [der Erbitterte, A. K.] schlägt ohne Plan und Überlegung auf Feind und Freund los, bloss um seine Muskeln zu gebrauchen, – oder, wo einige Selbstbeherrschung bewahrt bleibt, schlägt er wenigstens auf den Tisch – knallt mit der Tür, reisst etwas entzwei, oder schlägt es zu Stücken, möchte die ganze Welt zertrümmern und kann in seiner Wut in der Tat eine Kraft entfalten, die alles übertrifft, was er bei ruhiger Stimmung leisten kann. [...] Der Wütende stottert und stammelt und brüllt zuletzt nur, wenn es ihm nicht glückt, ein Wort zu artikulieren; die Muskelinnervation ist so unsicher, dass er zittert, ›er bebt vor Zorn‹; sein Hieb trifft nicht dahin, wohin er zielt; er ›schlägt blind zu‹ und ist deswegen für einen kaltblütigen Gegner ein wenig gefährlicher Feind« (ebd., S. 30 f.). »Auch die Physiognomie zeigt im Zorn [...] starke Muskelzusammenziehungen. Sie rufen die ›Zornesfalten‹ in der Stirn hervor« (ebd., S. 31). Der »Wütende fühlt einen Drang, nicht nur im allgemeinen heftige Bewegungen, einfache Muskelanstrengungen auszuführen, sondern will sie auch in lärmender, polternder Weise ins Werk setzen und derart, dass er sich selbst einen Schmerz oder doch einen starken Eindruck verursacht [...]; er muß seine Bewegungen ebensosehr fühlen, wie hören, er haut auf den Tisch, stampft auf den Boden, schlägt mit der Tür, schlägt den Spiegel entzwei, wirft was er zu fassen bekommt, zur Erde, am liebsten harte und zerbrechliche Objekte, die tüchtig Lärm machen [...]; der ›Spektakel‹ ist ihm ein Bedürfnis. In seinem Drange nach starken Gefühlseindrücken scheut er nicht vor einer Verletzung des eigenen Körpers zurück, er rennt mit der Stirn gegen die Wand, rauft seine Haare, reisst sich am Bart, beisst

ist – ohne viel darüber nachzudenken. Und in diesem je anderen Umgang wird er selbst ein bißchen von der Traurigkeit oder der Lustigkeit verspüren und »an sich nehmen«. Willkürliche Veränderungen der Ausdrucksbewegungen dürften also zumindest *auch* auf diese nicht ganz simple und über »die anderen« führende Weise Einfluß auf die eigenen Gefühle haben, und nicht (oder nicht nur) »direkt«.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

die Lippe blutig« (ebd., S. 33). Ganz offensichtlich ist hier eine Vielzahl »körperlicher Veränderungen« geschildert, die allesamt für den Wütenden selbst wahrnehmbar sind – Wahrnehmungen, die in ihrer Gesamtheit den Wutanfall zwar nicht (wie James und Lange behaupten) ausmachen, ohne die der Wutanfall (wie beide gedankenexperimentell ausführen) umgekehrt aber auch nicht denkbar ist. Dabei tut nichts zur Sache, daß viele der hier geschilderten »Symptome« die Bewegungen der Skelettmuskulatur betreffen (und damit körperliche Veränderungen, die für Lange erst sekundär nach den vasomotorischen Änderungen auftreten und für James zunächst gleichwertig neben den Wahrnehmungen, die von den Viszera ausgehen, stehen, dann jedoch untergeordnet werden). Natürlich ist auch die »Röte, Hitze und Schwellung« wahrnehmbar. Und besonders interessant ist für unseren Zusammenhang auch Langes Vermutung, daß der Wütende bestimmte Sinneseindrücke geradezu sucht. Der dritte Punkt, der sich für James anführen läßt, ist demnach wohl, daß manche Gefühle so eng mit der Wahrnehmung körperlicher Veränderungen verbunden sind, daß wir sie uns ohne sie gar nicht vorstellen können.[66]

66 Ich möchte an dieser Stelle nicht ausführen, aber doch andeuten, daß sich, wenn ich richtig sehe, alle drei genannten Punkte auch sehr gut in der Terminologie Wundts reformulieren ließen: Im zuletzt angesprochenen Fall wären es vor allem sinnliche Gefühle – also solche einfachen Gefühle, die reine Empfindungen begleiten oder der »subjektive Anteil« einer jeden Erfahrung, die einem einzelnen Sinnessystem zuzuordnen ist –, genauer: sinnliche Gefühle der propriozeptiven Wahrnehmung (oder des inneren Tastsinns, in Wundts Worten), die als notwendige Bestandteile eingehen in einen Wutanfall, daneben solche des äußeren Tastsinnes, des Schmerzsinnes usw. Aber auch zusammengesetzte Gefühle sowie Empfindungen und intensive oder extensive Vorstellungen könnten zu solchen Bestandteilen werden. Im vorangegangenen Beispiel ändern wir durch willkürlichen Eingriff in die Ausdrucksbewegungen natürlich auch alle am Aufbau eines »Affektes« (im Wundtschen Sinne) beteiligten Elemente: nicht zuletzt wiederum die sinnlichen Gefühle. (Es erscheint nicht einmal gänzlich ausgeschlossen, die von mir in der vorangegangenen Fußnote ins Spiel gebrachte »soziale Vermittlung« ebenfalls in Wundtschen Termini nachzubilden: Allerdings müßten wir zu diesem Zwecke das [durch unseren veränderten Ausdruck] veränderte Verhalten unserer Mitmenschen uns gegenüber auflösen in veränderte eigene Empfindungen und Gefühle, vor allem aber wohl veränderte zusammengesetzte Gefühle und allerlei Vorstellungen, welche zusammen dann einen ebenfalls veränderten Affekt bilden.) Das einleitend gegebene Beispiel des »Schrecks auf der Autobahn« wiederum läßt sich natürlich prinzipiell so reformulieren wie der Wutanfall, wenn auch naturgemäß der Anteil der Empfindungen und Vorstellungen (im Vergleich zu den einfachen und zusammengesetzten Gefühlen), also der »objektiven« Komponente der (hier vor allem »optischen«) Erfahrung deutlich größer ausfallen wird. (Zudem stellen sich bei diesem Beispiel u. U. zusätzlich zu bedenkende Probleme angesichts der bereits etablierten Routinisierung und Automatisierung von Bewegungsabläufen. Allerdings dürften sie die Übertrag-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Freilich sagt auch der letzte der drei genannten Punkte nicht das geringste über eine etwaige Verursachungs- oder Wirkrichtung aus; daneben sollte nicht mehr vergessen werden, daß der erläuterte Zusammenhang sicher bei manchen Gefühlen zu finden ist, jedoch sicher nicht bei allen. Vielleicht ist ja schon die Frage, was die Folge des jeweils anderen ist – die körperlichen Veränderungen eine Folge des Gefühls oder, wie bei James und Lange, das Gefühl die Folge der körperlichen Veränderungen – falsch gestellt. Vielleicht sind beides Aspekte eines Phänomens, für das wir uns hier vor allem im Hinblick auf seinen Erlebnischarakter, seine »Anmutung« interessieren – einer Anmutung, in der die *wahrgenommenen körperlichen Veränderungen* ganz selbstverständlich ihren Platz haben, ohne daß man die Frage überhaupt entscheiden muß, ob diese Veränderungen ursächlich verantwortlich für die Anmutung selbst sind, oder ihrerseits von jener verursacht. Denn in einem strikten Sinne und ohne jeden Zweifel widerlegen läßt sich James' These ohnehin nicht, das bemerkt er ganz richtig: »The only way to coercively *dis*prove it, however, would be to take some emotion, and then exhibit qualities of feeling in it which should be *demonstrably* additional to all those which could possibly be derived from the organs affected at the time. But to detect with certainty such purely spiritual qualities of feeling would obviously be a task beyond human power« (James 1950b, S. 455, Hervorhebungen im Original). Führt man sich vor Augen, daß die Wahrnehmung körperlicher Zustände (auch für James) nicht unbedingt bewußt zu sein braucht (und natürlich ohnehin ununterbrochen stattfindet), erscheint es in der Tat jenseits menschlicher Möglichkeiten, ihren (konstitutiven) Einfluß auf die Gefühle mit Sicherheit auszuschließen. Man kann es auch anders sagen: Für die definitive Widerlegung der These James' wäre es vonnöten, die Wahrnehmung körperlicher Veränderungen und die Gefühle *unabhängig* voneinander zu manipulieren. Das ist offenkundig undenkbar (läßt sich doch schon beides für sich genommen bestenfalls in schwachen Ansätzen »experimentell« beeinflussen). Allerdings wäre, worauf James nicht weiter hinweist, gleiches natürlich auch für den unwiderlegbaren Beweis seiner Theorie nötig, der daher ebenfalls ausgeschlossen ist.[67]

Drei Punkte wurden abschließend skizziert, die wir als Ertrag der Rekonstruktion der Theorie von James und Lange betrachten dürfen: daß es Gefühle gibt, die inseparabel mit der Wahrnehmung körperlicher

barkeit in Wundtsche Terminologie kaum grundsätzlich gefährden.)

67 Dagegen sieht James die Möglichkeit eines Beweises in der Untersuchung von Menschen mit totaler Anästhesie (oder Agnosie); aufgrund der diskutierten Schwierigkeiten eines solchen Argumentes schließen wir uns dieser Sichtweise nicht an.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Zustände und Veränderungen amalgamiert sind; daß es Gefühle gibt, mit denen in engem Zusammenhang wir körperliche Veränderungen wahrnehmen, die uns unabhängig von diesem Gefühl entstanden scheinen; daß wir schließlich unsere Gefühle mitunter beeinflussen können, indem wir willkürlich in ihren Ausdruck eingreifen. Auch auf solche Fälle die Aufmerksamkeit des Emotionstheoretikers gelenkt zu haben, darf sicher als Verdienst der beiden gelten. Dennoch formulieren beide keineswegs eine Theorie vom Gefühl, die auch nur halbwegs das umfaßt, was wir als Gegenstand einer solchen Theorie entfaltet haben (und nicht missen wollen). Daß die in Rede stehende Theorie über einen Teil der Gefühle obendrein nicht wenige Schwierigkeiten mit sich herumschleppt, wurde, wie ich denke, hinreichend deutlich. Und die zentrale These beider betreffend – die Frage nach der »Verursachungsrichtung« von Gefühl und körperlicher Veränderung – ist nicht nur ihre prinzipielle Unbeweis- bzw. Unwiderlegbarkeit zu konstatieren; es ist zudem kritisch zu fragen, was eine Antwort, falle sie nun so oder so aus, überhaupt für einen Unterschied machen würde, solange man auch ohne sie nicht vergißt, daß manche Gefühle notwendig von körperlichen Wahrnehmungen *begleitet* werden. Vielleicht ist eben wirklich schon die Frage falsch gestellt, und wenn James an dieser Stelle etwas mehr Pragmatist geblieben wäre, hätte er sie womöglich gar nicht aufgeworfen.

Ergibt sich aus unserer Rekonstruktion im Falle Darwins, daß man ihn genauer lesen sollte (um ihn nicht alleine den Evolutionstheoretikern zu überlassen), und im Falle Wundts, daß man ihn endlich überhaupt lesen sollte (um von ihm zu lernen), so läßt sich im Falle James' die Empfehlung ableiten, ihn mit etwas mehr Zurückhaltung zu lesen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

2.4 Zusammenfassung

Es kann an dieser Stelle nicht darum gehen, sämtliche Resultate der voranstehenden Rekonstruktionen der emotionspsychologisch relevanten theoretischen Vorstellungen Charles Darwins, Wilhem Wundts und William James' gerafft zu rekapitulieren oder gar aus ihrem Entstehungskontext zu lösen und isoliert zu präsentieren (um sie bspw. »für sich selbst sprechen zu lassen«). Dazu sind sie, wie sich vor allem in den jeweiligen »Anknüpfungspunkten für Zeitgenossen« zeigt, einerseits zu vielfältig und andererseits zu voraussetzungsvoll, also zu sehr gebunden an die Vorarbeiten des ersten Kapitels und die rekonstruktive Lektüre in den Teilen des zweiten. Dennoch seien einige allgemeine Bemerkungen erlaubt (selbst wenn sie ohne die Lektüre der genannten Kapitel kaum mehr als annähernd verständlich sein dürften):

Zunächst sei nochmals daran erinnert, wie viele der im ersten Kapitel freigelegten Themata einer zeitgenössischen Emotionstheorie bereits in den klassischen Entwürfen ihre Spuren hinterlassen haben: gelegentlich nur in Andeutungen oder in Beispielen auf systematische Erörterung wartend, gelegentlich aber auch explizit zum Thema der Analyse gemacht und akribisch bearbeitet.

Bei allen dreien der genannten Theoretiker finden sich Hinweise auf den gestalthaften Verlauf von (zumindest manchen) Gefühlen, am zurückhaltendsten bei James, am deutlichsten bei Wundt (für den das ein wichtiges Unterscheidungskriterium des Affektes vom zusammengesetzten Gefühl ist). Allen dreien ist klar, daß Gefühle nicht unbedingt durch einen äußeren Reiz, sondern z. B. auch durch eine Erinnerung »ausgelöst« werden können, ein Faktum, angesichts dessen sich die eine oder andere »moderne« Emotionstheorie bereits in nicht gerade geringe Schwierigkeiten verwickelt – Schwierigkeiten, die zugestandenermaßen auch nicht von jedem der drei in Rede stehenden Theoretiker wirklich zufriedenstellend gelöst werden. (Ich denke natürlich als erstes an James.) Der Objektbezug von Gefühlen spielt vor allem in James' Denken eine Rolle, weniger bei Darwin und kaum bei Wundt. Daß ein Gefühl zwar ein Tun motivieren kann, aber nicht motivieren muß, findet sich deutlich abgebildet in einigen von Darwins Beispielen und ist bei Wundt sogar theoretisch-konzeptionell berücksichtigt. Bei allen dreien finden sich in der Schilderung von Gefühlen Beispiele, bei denen geschlechts- oder kulturspezifische Variationen Anlaß zu entsprechenden Überlegungen – bspw. auch hinsichtlich der Frage, inwieweit Gefühle erlernt und erworben werden – bieten. Und nicht zuletzt die wichtige Frage nach der Zusammensetzung komplexer Gefühle findet sich bei allen dreien zumin-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

destens berührt; die bedeutendste Rolle spielt diese Frage in Wundts Vorstellungen,[68] der darüber hinaus essentielle Anregungen für ihre Weiterverfolgung liefert.

Dennoch finden sich in den behandelten klassischen Entwürfen manche der in den Vorarbeiten des ersten Kapitels zur Disposition gestellten »Dimensionen« des Phänomens Gefühl – deren Repräsentation eine Gefühlstheorie demnach gestatten sollte – nur am Rande oder gar nicht thematisiert. Dazu zählen vor allem die in den Kapiteln 1.1.6 und 1.1.8 vorgenommenen Differenzierungen, die das Gefühl verorteten: zum einen schillernd zwischen den Polen der Beherrschbar- und der Unverfügbarkeit, zum andern zwischen den Polen der Öffentlichkeit und der Privatheit (wobei letzteres in doppelter Hinsicht expliziert worden ist, einmal nach der [expressiven] Richtung, die Gefühle jeweils nehmen können, ein andermal nach der Frage, von wo aus man sich die Gefühle »entstanden« denkt). Alle anderen in den Kapiteln 1.1 und 1.2 geleisteten Differenzierungen und Abgrenzungen haben ihre Nützlichkeit bereits unter Beweis gestellt. Wo dies nicht unmittelbar geschah, weil sie Themen behandelten und entfalteten, die in den Relektüren wiederkehrten, da geschah es zumindest mittelbar, indem sie begrifflich sensibilisierten oder ein begriffliches Instrumentarium erst zur Verfügung stellten. Weil das sicher nicht im einzelnen nachgewiesen werden muß, seien lediglich zwei Beispiele angeführt. So half uns etwa Kapitel 1.1.1 »Das Gefühl und seine Symbolisierung« dabei, die jeweiligen Wege systematisch zu behandeln, auf denen die drei Theoretiker auf das Phänomen Gefühl zugegriffen haben. Und das in Kapitel 2.1.1 »Das Gefühl und die Empfindung« Behandelte rückte wieder ins Bewußtsein, als es im Zusammenhang mit der Rekonstruktion der Wundtschen Auffassungen vom Gefühl um die (»wahrnehmungsnahen«) einfachen (und sinnlichen) Gefühle ging. Ob die in den Kapitel 1.1.6 und 1.1.8 geleisteten Differenzierungen demgegenüber irrelevant für eine Theorie vom Gefühl sind oder ob sie ihre Bedeutung enthüllen würden, wenn unser Unternehmen auf eine größere Anzahl von Emotionstheorien ausgedehnt werden würde, das muß an dieser Stelle nicht entschieden werden.[69]

68 Das mag wenig überraschen; in einer als »Elementenpsychologie« charakterisierbaren Vorgehensweise stellt sich natürlich die Frage der Zusammensetzung übergeordneter Einheiten aus untergeordneten Elementen am dringlichsten.

69 So ist leicht vorstellbar, daß die Frage nach idiosynkratisch entstandenen (wenn nicht gar gewachsenen oder gereiften) Gefühlen im Gegensatz zu gesellschaftlich geschaffenen und erzeugten (sowie dann individuell »implementierten«) Gefühlen erst im Zusammenhang mit neueren soziologischen bzw. sozialkonstruktivistischen Emotionstheorien (vgl. Averill 1982; Kemper 1978, 1984; Harré 1996) relevant werden wird.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Falls jemandem, nebenbei bemerkt, gewisse formale Unterschiede in den Kapiteln 2.1 bis 2.3 – eine unbeschwert erzählende, mitunter fast detailversessene Wiedergabe von Darwins Überlegungen, eine demgegenüber streng gegliederte, systematisch aufgebaute Darstellung der Wundtschen Betrachtungen, eine sich von Argument über Kritikpunkt und Gegenargument zu Argument hangelnde und diskussionsfreudig-streitlustige Darlegung Jamesscher Vorschläge – aufgefallen sein sollte, so wäre damit etwas durchaus Beabsichtigtes registriert worden: Dann wäre es gelungen, wesentlichen Charakteristika der von mir vorgestellten Denker und Gedanken auch formal zu ihrem Ausdruck zu verhelfen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

3. Die Frage nach der Zusammensetzung komplexer Gefühle

Das angemessene Resultat der bislang betriebenen Bemühungen kann natürlich keinesfalls sein, sozusagen im Vorbeigehen eine weitere, neue Emotionstheorie in die Welt zu setzen. Immerhin sei angemerkt, daß mir das hier gewählte Vorgehen dabei im Grundsatz nicht weniger geeignet erschiene als z. B. auf der Grundlage nicht weiter explizierter Vorannahmen empirische Daten der einen oder andern Art zu erheben und sodann einige (bestätigte) Hypothesen flugs zur Emotionstheorie zu verabsolutieren. In der Geschichte der Psychologie (und benachbarter Disziplinen) sind mittlerweile denn doch einige Untersuchungen zum Gefühl zusammengekommen; auch in dem enger umrissenen Bereich »klassischer« (also fortlaufend tradierter) Entwürfe findet sich Material genug, um Bücher darüber zu schreiben. Auf der Grundlage von Überlegungen zum Gegenstand, zur Frage also, was alles als Gefühl gelten soll und was nicht, sich möglichst sorgfältig in der Vielfalt der bestehenden Entwürfe umzusehen, dabei systematisch das Feld ganz unterschiedlicher Entwürfe abgrasend – und währenddessen immerzu das Gegenstandsverständnis weiterzuentwickeln, welches umgekehrt wiederum bei der Auseinandersetzung mit den Theorien als unschätzbares Werkzeug eingesetzt werden darf –, scheint mir in der Tat kein schlechteres Vorgehen, falls man auf eine weitere Emotionstheorie zielte, als jede Adrenalin-Injektion nochmal selbst zu setzen. (Womit natürlich auch angedeutet ist, warum es in der vorliegenden Arbeit nicht im geringsten um Ähnliches gehen kann: Drei Emotionstheorien des späten 19. Jahrhunderts wären eine viel zu schmächtige »Datenbasis« für eine solche »Metatheorie«.)

»Direkte« oder »unmittelbare« Ergebnisse im Zusammenhang mit der begrifflichen Klärung von »Gefühl« oder den historisch-kritischen Rekonstruktionen klassischer Theorien scheinen mittlerweile in hinreichender Menge zusammengetragen: Die Frage, was damit wohl anzufangen wäre, rückt in den Vordergrund. Ich möchte mich im weiteren auf einen eng umrissenen Aspekt der vorstehenden Darlegungen beschränken, der in unterschiedlichsten Kontexten immer wieder auftauchte und inzwischen als eine der zentralen Fragen unserer Überlegungen (und derer Darwins,

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wundts und James') gelten darf: Auf welche Weise sollen wir uns die Zusammensetzung komplexer (oder zusammengesetzter) Gefühle denken? Wie bilden die Bestandteile eines solchen Gefühls eine neue, übergeordnete und dabei als etwas eigenständiges erkenn- und beschreibbare Einheit (eben ein bestimmtes Gefühl)?

Um in dieser Frage vielleicht ein kleines Stück weiter zu kommen, möchte ich in aller Vorsicht zwei Vorschläge unterbreiten: Für die (psychische) Bildung eines Ganzen aus Teilen und Elementen gibt es ja – so abstrakt formuliert – einige Denkmuster (und damit Vorlagen) innerhalb der Psychologie; mein Vorschlag besteht darin, zwei geeignete auszuwählen und eine solche Bildung im Falle der Gefühle *analog* zu denken entweder zur Gestaltbildung[1] oder zur Bildung einer Erzählung. Um diese Vorschläge zu entfalten, werde ich zunächst einige zentrale Punkte gestaltpsychologischer wie erzähltheoretischer Ansätze rekapitulieren. Solche (idealtypisch konturierten) zentralen Punkte werden sodann mit Hilfe von Beispielen in Zusammenhang mit dem Gefühl gebracht und dort entfaltet, ihre Angemessenheit begründet.

Ich bin mir bewußt, daß ich hierbei ein stark vereinfachtes Bild gestaltpsychologischer wie erzähltheoretischer Überlegungen zeichne, welches weder den einen noch den anderen wirklich gerecht werden kann. Es geht mir zunächst um einen tastenden Versuch, für den ich diejenigen Aspekte der beiden genannten Forschungs- und Theoriebildungsfelder herausgreife, die mir für meine Zwecke nützlich erscheinen – nicht aber um eine Darstellung oder Rekonstruktion der dortigen Auffassungen und Entwicklungen, ihrer eigenen Logik folgend. Es geht demnach um das vorsichtige Ausloten einer Möglichkeit und (im vorliegenden Rahmen noch) nicht um ein breit angelegtes und gut gesichertes Unternehmen. Es wird also abschließend, um es mit einer recht kriegerischen Metapher zu sagen, eher darum gehen, wie ein kleiner Spähtrupp mit einfachsten Mitteln zurechtkommt, als um das Ausrüsten und In-Marsch-Setzen einer Invasionarmee.

1 Die Gestaltbildung als einen in der Gestaltpsychologie untersuchten Prozeß heranzuziehen bietet sich aufgrund sachlicher Überlegungen an; die Tatsache, daß sich die Gestaltpsychologie nicht zuletzt gerade gegen Wundt – dem wir mehr noch als Darwin und James die Frage nach der Zusammensetzung komplexer Gefühle verdanken – und sein »analytisches Verfahren« gewandt hat, ändert daran nichts. Wie angemerkt, nimmt Wundt ja selbst ein Stück weit die Gestaltpsychologie vorweg (vgl. S. 206, Fußnote 37; Herrmann 1996), auch wenn er sich dann nicht mit ihr anfreunden kann. Ich bin mir also durchaus im klaren darüber, daß ich in gewisser Weise eine Wundtsche Fragestellung mit Mitteln bearbeite, die Wundt vielleicht abgelehnt hätte (eine Fragestellung allerdings, die er selbst nicht weiter bearbeitet hat). Mitunter kann es ja hilfreich sein und Einsichten mit sich bringen, »gegen den Strich« zu bürsten.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

3.1 Gestaltpsychologie

In der Gestaltpsychologie, deren Beginn man meist mit der Schrift »Ueber Gestaltqualitäten« von Christian von Ehrenfels (1890) setzt, lassen sich unterschiedliche Schulen benennen sowie je unterschiedliche, »initiale« oder besonders wichtige Schriften (und Experimente) heranziehen. Allerdings wird in psychologiegeschichtlichen Abrissen kaum je der Hinweis vergessen, daß sich ganzheitliches und gestalthaftes Denken bereits in den vorangegangenen Seelenlehren finden läßt, die Gestaltpsychologie demnach »ein jahrhundertealtes (ausgesprochenes oder nicht ausgesprochenes) Postulat der meisten Seelendenker« wieder aufnimmt (Hehlmann 1967, S. 300; vgl. auch Lück 1996a, S. 70; Wertheimer 1971, S. 166; Rechtien 1984, S. 88 f.). Für meine Zwecke bietet sich insbesondere die Bezugnahme auf die sogenannte Berliner (oder: Frankfurter/-Berliner; vgl. Lück 1996a, S. 72) Schule der Gestaltpsychologie an, die ihre Forschungen (zunächst) vor allem auf dem Feld der Wahrnehmungen anstellte. Es ist natürlich kein Zufall, daß Fragestellungen im Zusammenhang mit der Wahrnehmung eine so wichtige Rolle in den Untersuchungen der frühen Gestaltpsychologen spielten. Der Sohn Max Wertheimers, Michael Wertheimer, behauptet in seiner »kurzen Geschichte der Psychologie« sogar, »der Hauptgrund, weshalb die frühen Gestaltpsychologen ihre systematischen Publikationen auf die Wahrnehmung konzentrierten, war ein Zug der Zeit: die Psychologie Wundts, gegen die die Gestaltpsychologen rebellierten, stützte sich fast ausschließlich auf Studien über Sinnesempfindung und Wahrnehmung. So wählten die Gestaltpsychologen die Wahrnehmung als Schlachtfeld, um Wundt in seiner eigenen Hochburg anzugreifen – den Prozessen der Empfindung und Wahrnehmung« (1971, S. 167). Ob wir in den historischen Hinterlassenschaften der Gestaltpsychologie – eben den vielfältigen wahrnehmungspsychologischen Untersuchungen – tatsächlich die Spuren eines kühl ausbaldowerten Schlachtplanes vor uns haben, darf bezweifelt werden; plausibler scheint vielmehr, daß Wahrnehmungen damals nach dem Aufschwung und den Erfolgen der Psychophysik ganz allgemein ein (immer noch) hochaktuelles und spannendes Forschungsfeld gewesen sein dürften, das Wertheimer nicht weniger interessierte als Wundt.[2]

2 Daß die Sicherheit des Urteilens wohl keine vererbbare Eigenschaft darstellt – nachdem immer wieder mal die endlich gefundenen Gene für Aggression oder Homosexualität durch den Blätterwald rauschen, weiß man ja nie, welche Entdeckung in den Labors als nächstes ansteht (und schon prophylaktisch in ihre Schranken gewiesen gehört) –, macht zudem folgende Passage in Michael Wertheimers Psychologiegeschichte deutlich, die ich den Lesern nicht vor-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Der Einsatz für die Berliner Schule wird gerne mit Max Wertheimers Veröffentlichung über das sog. »Phi-Phänomen« (1912) gegeben: Eine Studie über das Sehen von (scheinbaren) Bewegungen, das sich »bei tachistoskopischer Exposition zweier sukzessiver ruhender Reize« (ebd., S. 166) einstellt. Bald entwickelte sich eine Vielzahl von Untersuchungen und eine große Zahl von Gestaltgesetzen (über hundert) im Bereich der Wahrnehmung wurde aufgestellt: etwa das Gesetz der Nähe, das Gesetz der guten Gestalt, der Ähnlichkeit, um an einige der bekanntesten zu erinnern (vgl. Wertheimer 1923, Metzger 1975). Eine Reihe von sog. »optischen Täuschungen« läßt sich mit ihrer Hilfe erklären (z. B. die Müller-Lyersche).[3] Sehr bekannt geworden sind außerdem Köhlers (1963) Versuche mit Schimpansen auf der von ihm geleiteten Anthropoiden-Station auf Teneriffa, von denen auch der eine oder andere auf Film festgehalten wurde. Die Affen mußten dabei Aufgaben lösen – oder genauer, sie konnten nicht an von ihnen begehrte Früchte gelangen, ohne Hilfsmittel in bestimmter Weise zu benutzen: z. B. Holzkisten aufeinanderzustapeln, um eine hochhängende Banane zu erreichen, oder hohle Stöcke unterschiedlichen Durchmessers ineinanderzustecken, um mit einer dann hinreichend langen Stange eine Banane von weit außerhalb des Käfigs in Griffreichweite zu bugsieren. Auf den Filmen ist eindrucksvoll festgehalten, wie die Affen hierbei anscheinend plan- und wahllos »herumprobieren«, mitunter unterbrochen von Pausen, bis in einem »günstigen« Moment (für den sich in der Alltagssprache die Bezeichnung »Aha-Erlebnis« verbreitet hat) die Lösung schlagartig erkannt und in die

enthalten möchte. Sie lädt nicht nur zu Spekulationen darüber ein, welche Rolle der Name Wundts im Hause Wertheimer gespielt haben könnte (zumindest im Kinderzimmer), sie eignet sich auch trefflich zum Aufweis und zur Diskussion gewisser Mechanismen der Bildung von Geschichte, insbesondere wenn man sie mit anderen Zitaten garniert, in denen Wundt als letzter Universalgelehrter, als Leibniz oder Newton des 19. Jahrhunderts gefeiert wird. »Wie verschiedene [allerdings ungenannt bleibende, A. K.] Historiker bemerkt haben, zeigt die Geschichte seines Studiums ebenso wie seine späteren Werke, daß Wundt kein wirklich hochintelligenter Geist war. Aber er arbeitete hart und nützte alle seine Fähigkeiten voll aus. Seine Karriere zeigt, was eine starke Motivierung und ein ausgezeichnetes Gedächtnis in Verbindung mit einem adäquaten, aber wahrscheinlich nicht außergewöhnlichen Intellekt erreichen können« (Wertheimer 1971, S. 88).

3 Für solche Spezifika menschlicher Wahrnehmung ist die Bezeichnung »optische Täuschung« ja ein unangemessen diskreditierender Begriff. Dieselben Besonderheiten der Wahrnehmung, die in Einzelfällen und (oft) konstruierten Exempeln ein »fehlerhaftes« Bild zeichnen, sind in den ungleich zahlreicheren Normalfällen dafür verantwortlich, daß mit allen Finessen der Informatik und Sensorik auf den Weg geschickte Automaten noch immer einem Kindergartenkind unterlegen sind, wenn es bspw. unregelmäßig geformte Stücke in unterschiedlicher Lage auf einem Fließband zu erkennen und sortieren gilt.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Tat umgesetzt zu werden scheint. Dieser »günstige« Moment zeichnet sich nach gestaltpsychologischer Auffassung dadurch aus, daß alle relevanten Elemente der Lösung im Wahrnehmungsfeld vorhanden sind – also das »Ziel«, die »Werkzeuge« und ein sie verbindendes Tun – und plötzlich als eine Gestalt »erkannt« werden. Daß genaugenommen eben nicht allein Ziel und Hilfsmittel, wie gelegentlich zu lesen ist, zusammen eine solche Gestalt bilden, sondern die instrumentelle Handlung, die sich um sie dreht und sich ihrer bedient, insgesamt eine Gestalt ist, zeigt sich schon bei näherer Betrachtung der verwendeten Begriffe: »Ziel« und »Hilfsmittel« sind ja keine bloßen Bezeichnungen wie »Banane« oder »Stock«, sondern verweisen auf eine solche Handlung, von der sie nicht zu isolieren sind. In Köhlers Arbeiten (und vergleichbaren) findet der Gestaltbegriff bereits über das enge Feld der Wahrnehmung hinaus eine nützliche Verwendung, indem er auf Handlungen bezogen wird. Lewins Konzeption einer topologischen Psychologie (oder Feldtheorie) schließlich läßt sich als eine noch weitergehende Übertragung des Gestaltbegriffs auffassen, der hier den ganzen »Lebensraum« eines Menschen umfaßt, und damit (indirekt) nicht nur dessen Geschichte, sondern auch andere Menschen und zwischenmenschliche Beziehungen (vgl. Lewin 1963, 1969; Lück 1996b). Lewin hat das Verhalten einer Person zwar ausschließlich als Funktion des Lebensraumes, V = f (Lr) (gleichbedeutend mit der Funktion der Person und der Umwelt, V = f (P, U)), aufgefaßt, also ganz aus dem »Hier und Jetzt« zu erklären versucht, dennoch ist es m. E. ein Irrtum, ihm Ahistorizität vorzuwerfen, wie das gelegentlich geschieht. Die Geschichte eines Menschen ist für die Feldtheorie im Prinzip jederzeit einholbar und theoretisch abbildbar, indem sie als eben jene spezifische Gestalt konkretisiert wird, die sein Lebensraum zur Zeit hat, im Vergleich zu all jenen, die er eben nicht hat, jedoch bei einer anderen Vergangenheit, einer anderen Geschichte hätte. (Der Feldtheorie steht eine so gefaßte »Geschichte« jedenfalls zur Verfügung; sie erinnert an den Vorschlag, sich eine systemtheoretische Version von Geschichte als faktischen aktuellen Zustand im Vergleich zu allen potentiellen gegenwärtigen Zuständen eines Systems vorzustellen; vgl. Kap. 1.2.5.)

Zwar finden sich Aussagen Lewins, die isoliert betrachtet einen Vorwurf wie den geschilderten zu provozieren scheinen, z. B. die folgende: »Gegenüber der für die Epoche der aristotelischen Denkweise typischen Ungetrenntheit historischer und systematischer Fragestellung, die sich u. a. im Ansatz vergangener oder aber zukünftiger Fakten als Ursache eines gegenwärtigen Geschehens auswirkt, soll hier in aller Schärfe der Satz vertreten werden, daß weder vergangene, noch zukünftige psychologische Fakten das gegenwärtige Geschehen beeinflussen, sondern lediglich die gegenwärtige Gesamtsituation« (Lewin 1969, S. 55). Sicher-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lich wäre es verfehlt, vergangene oder zukünftige Ereignisse als *Ursache* gegenwärtiger Geschehnisse anzunehmen – aber wohl nicht weniger absurd, menschliche Erfahrungen und Erwartungen als irrelevant für gegenwärtiges menschliches Tun zu betrachten. Die Vergangenheit (wie die Zukunft) *wirkt* – wenn auch nicht kausal. Und andere Stellungnahmen Lewins legen nahe, daß er das durchaus so ähnlich sah: »Ein Individuum sieht nicht nur seine gegenwärtige Situation; es hat bestimmte Erwartungen, Wünsche, Befürchtungen und Tagträume im Hinblick auf seine Zukunft. Seine Ansichten über seine eigene Vergangenheit und über die vergangenen Verhältnisse der physischen und sozialen Welt sind zwar oft unrichtig, konstituieren aber nichtsdestoweniger die ›Realitätsschicht‹ der Vergangenheit in seinem Lebensraum« (Lewin 1963, S. 95 f.).

Weiter möchte ich auf die Feldtheorie nicht eingehen; eine knappe, aber gelungene Charakterisierung, die die wichtigsten Punkte in Erinnerung ruft, findet sich bei Hehlmann (1967, S. 308): Lewin »entwickelt eine *sozialpsychologische Variante der Gestalttheorie*, in der das Individuum mitsamt seinem Umfeld als eigene Wirklichkeit begriffen wird. Die Person stehe mit ihrem Lebensraum in Wechselwirkung. Die Kräfte hier wie dort werden Vektoren genannt: richtungsbestimmte Größen, die sowohl vom Individuum in den Umraum, als auch von diesem zur Person hin wirken. Die Gesamtdynamik vollziehe sich in einem Feld. In diesem seien Personkräfte, Fremdkräfte, Dingkräfte wirksam. Lewin nennt seine Lehre deshalb *Feldtheorie* oder *Vektorenpsychologie*, mit einem ebenfalls der Mathematik entlehnten Ausdruck auch *topologische Psychologie*. Der Lebensraum als Kraftfeld und seine einzelnen Wirkgrößen seien vektoriell beschreibbar: als Bedürfnisse, als Handlungssysteme, als unbewußte Faktoren verschiedener Dimensionen und Bereiche. Änderungen einzelner Vektoren bewirken berechenbare Änderungen des Gesamtfeldes [...]. Verhaltensmöglichkeiten beschreibt er als Regionen, das Durchschreiten solcher Regionen als Lokomotion, die Bedeutung von wahrgenommenen Dingen für das Verhalten als Aufforderungscharakter oder Valenz, hemmende Widerstände als Wand oder Barriere.«

Rekapituliert man die wichtigsten Kernaussagen der damit grob skizzierten gestaltpsychologischen Schule, ist zunächst an die vielzitierte Charakterisierung des Ganzen zu erinnern, nach der dieses *etwas anderes* als die Summe seiner Teile ist, und nicht etwa, wie gelegentlich zu hören, *mehr* als die Summe seiner Teile. Eine solche Formulierung wäre schon deshalb problematisch, weil in den angesprochenen Fällen nicht richtig zu bestimmen ist, was ein Mehr oder Weniger genau sein soll. Eine Melodie ist ja nicht »mehr« als die Summe der beteiligten Noten, sondern etwas anderes, ebenso wie ein wahrgenommenes Gesicht nicht »mehr« als eine von der Seite erblickte Nase und ein durchs Haar halb-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

verdecktes Auge ist (also etwa drei Nasen, sieben Augen und überreichlich weitere Gesichtsbestandteile) – sondern etwas anderes, neu Hinzukommendes. Das Ganze gewinnt seine spezifische Qualität aus den Bestandteilen, die in es eingehen und es erst ausmachen – aber nicht etwa additiv oder indem sich die Qualitäten dieser Bestandteile sonstwie miteinander verrechnen lassen. Die eingehenden Bestandteile verleihen dem Ganzen seine Qualität: durch ihre Qualitäten, vor allem aber auch durch ihren Ort im Ganzen und ihre Beziehungen zu den anderen Teilen des Ganzen und zum Ganzen selbst. Die Wahrnehmung dieses Ganzen geschieht in der Regel plötzlich, schlagartig. Köhlers Affen probierten nicht selten lange herum, aber nach dem Moment, in dem sich ihnen die »Lösung« der Aufgabe als Gestalt abzeichnete, gingen sie zielstrebig an die Umsetzung in die Tat. Die Wahrnehmung einer »optischen Täuschung«, in der sich Gestaltgesetze ausdrücken, geschieht nicht Stück für Stück oder Fragment für Fragment, woraufhin die einzelnen Aspekte (sozusagen fehlerhaft) zusammengesetzt und kombiniert werden. Das Ganze ist umgekehrt immer schon den Bestandteilen vorangestellt, das gilt sowohl aktualgenetisch im Falle einer Wahrnehmung als auch ontogenetisch, wenn bestimmte Gegenstände der intellektuellen Betrachtung erst nach und nach beim Heranwachsen aus dem ungegliederten Ganzen segregiert werden (vgl. Hehlmann 1967, S. 303;[4] vgl. z. B. S. 83, Fußnote 59). Ein letztes Beispiel für die behandelte Plötzlichkeit: Das »Kippbild« einer Rubinschen Vase erlaubt zwei unterschiedliche Wahrnehmungen, je nach der getroffenen Figur-Grund-Unterscheidung. Kennt man beide Varianten, kann man willentlich zwischen ihnen wechseln: Und dabei gehen sie eben nicht allmählich ineinander über, sondern wechseln schlagartig, »kippen« also. Ein letzter Punkt von Bedeutung besteht darin, daß die Gestaltbildung nicht intentional verläuft, ich kann sie nicht forcieren oder unterlassen, nicht willkürlich in sie eingreifen oder sie zu einem bestimmten Resultat hin steuern. Entweder sie ereignet sich, oder sie ereignet sich nicht. Ich habe keinen (oder kaum) willentlichen Einfluß auf »meine« Gestaltbildungsprozesse, sie finden einfach statt. (Auch hier gibt es natürlich Ausnahmen wie die Rubinsche Vase. Allerdings scheint eine Voraussetzung zu sein, daß gleichzeitig zwei ähnliche und ähnlich stark wirkende »Gestaltbildungsangebote« vorliegen, die einander ausschließen. Insofern ich dann sozusagen steuern kann, welche der beiden alternativen Gestalten ich wahrnehmen will, habe ich natürlich [indirekt] Einfluß auf den Gestaltbildungsprozeß [nicht aber, ob überhaupt einer stattfindet oder nicht; ich kann Gestaltbildungsprozesse in meiner Wahr-

4 Dieser Aspekt wurde zugegebenermaßen vor allem in der Leipziger Schule der Gestaltpsychologie thematisiert, auf die ich mich hier weniger beziehe.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

nehmung nicht suspendieren].) Diese Hinweise zu einigen zentralen Aussagen der Gestaltpsychologie mögen für unsere Zwecke und den Moment ausreichen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

3.2 Erzähltheorie

Erzähltheoretische Überlegungen wurden in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen (und demzufolge mit je unterschiedlichen Zielsetzungen und Resultaten) angestellt. Man kann sich das vielleicht ähnlich vorstellen, wie die sog. »kognitive Wende«, die Resultat einer Umorientierung in Teilen mehrerer Wissenschaften gleichzeitig war und zur Herausbildung der »Kognitionswissenschaften« führten. Ob eine ähnliche »narrative Wende« ansteht – oder sich gar »Narrationswissenschaften« etablieren –, darf dagegen weiterhin als offen gelten (vgl. Billmann-Mahecha 2003; Echterhoff & Straub 2003, 2004). Für diesen Unterschied könnten mehrere Gründe anzuführen sein: Zum einen sind die beteiligten Wissenschaften bei den Kognitionswissenschaften (zumindest jeweils in entsprechenden Subdisziplinen) enger benachbart als diejenigen, die sich für die Erzähltheorie interessieren, so daß sich gemeinsame Interessen und eine gemeinsame Linie wohl leichter finden lassen. Zum anderen fehlen bei letzteren so weithin anerkannte und (im wahrsten Wortsinn) vielversprechende Kandidaten wie die Informatik oder die Medizin, die mit Hilfe ihrer wohlklingenden Versprechungen, zumindest wenn sie zur rechten Zeit auf offene Ohren stoßen, einen Aufschwung sicher beschleunigen und eine Institutionalisierung erleichtern. Drittens schließlich entbrannte das Interesse an Fragestellungen, die mittlerweile kognitionswissenschaftliche genannt werden würden, in Psychologie, Informatik, Linguistik, Medizin, Mathematik usw. relativ gleichzeitig, während erzähltheoretische Fragen in Linguistik, Sprachwissenschaft, Geschichte, Psychologie oder Soziologie nicht ganz so simultan an Bedeutung gewannen.

Doch zurück zu den Erzählungen: Daß sich die Sprachwissenschaften für Erzählungen interessieren, liegt sicher nahe; etwa die volkskundliche Erzählforschung für Stoffe und Motive (vgl. z. B. Aarne 1973), die Linguistik für die Struktur (und die strukturellen Varianten!) von Erzählungen (vgl. zusammenfassend Boueke, Schülein, Büscher, Terhorst & Wolf 1995, S. 67 ff.). In den Geschichtswissenschaften sind sie von hohem Interesse, seit Hayden White (vgl. 1990, 1991, 1994) auf die Abhängigkeit des Bildes, das wir von der Vergangenheit entwerfen, von den dafür verwendeten Farben, Untergründen und vor allem Maltechniken hingewiesen hat. Gemeint ist mit dieser etwas blumigen Umschreibung, daß die Vergangenheit, die von der Historiographie jeweils produziert wird, (auch) ein Produkt der dabei zum Einsatz gebrachten (sprachlichen und textlichen) Methoden ist: Und eine prominente Textform der Bildung von Geschichte ist die Erzählung, die ein kohärentes, stimmiges,

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»sinnvolles« Bild des Gewesenen und Geschehenen entwirft. Gerade diese Eigenschaft der Erzählung – daß sie die in ihr zur Sprache gebrachten Ereignisse in einen sinnhaften Verweisungszusammenhang einflicht, daß sie Sinn stiftet – ist auch in Soziologie und Psychologie Gegenstand vielfältiger Erörterung und Entfaltung geworden: bspw. in der Biographieforschung, die sich für eben jenen Verweisungszusammhang interessiert. Die Ereignisse und Erlebnisse, die ein Erzähler zur Sprache bringt, wenn er seine Lebensgeschichte bildet, werden von ihm dabei mehr oder minder frei ausgewählt und in der Gesamtgestalt einer Erzählung positioniert: abhängig z. B. von der Situation und dem oder den Adressaten der Erzählung, vor allem aber (und auch in den Fällen, in denen dergleichen still und ohne Zuhörer geschieht) von den Interessen und Zielsetzungen, von den Bedürfnissen desjenigen, der seine Lebensgeschichte bildet, überprüft und von Fall zu Fall neu entwirft. So wird etwa in einem Bewerbungsgespräch, wo die »berufliche Biographie« des Kandidaten von Interesse ist, eine ganz andere Geschichte zu hören sein als diejenige, die derselbe Mensch einige Tage später beim Ersttermin einer Partnerschaftsberatung präsentiert. (Und verschieden sind diese Geschichten natürlich bereits da, wo sie jeweils aufrichtig und nach bestem Wissen und Gewissen, ohne Lüge, Auslassung oder Verschleierung, erzählt werden; allein durch die Auswahl unterschiedlicher Erzählbestandteile, das Stiften eines anderen Zusammenhanges.) Und noch dort, wo es scheitert, bestätigt sich, daß Erzählen Sinn stiften heißt: Wo das Leben brüchig geworden ist (z. B. nach traumatischen Erlebnissen), und Zusammenhänge fragil, da korrespondiert das i. d. R. mit strukturellen Veränderungen der lebensgeschichtlichen Erzählung, die sich immer weiter von einer idealtypischen Form entfernt (bis jemand nicht mehr erzählt, was sich nicht erzählen läßt).

Nicht zuletzt das in Rede stehende Charakteristikum der Erzählung als Form – daß sie zusammenbindet und Sinn stiftet – ist wohl verantwortlich dafür, daß sie in einer Vielzahl weiterer Kontexte Beachtung gefunden hat: z. B. im Aufweis einer »narrativen Erklärung« (vgl. Danto 1974), deren Bedeutung für das alltägliche Leben wohl kaum überschätzt werden kann; oder in der Diskussion der bedeutenden Rolle, die Erzählungen für die Weitergabe (und insofern es sich um Erzählungen der Überlieferung, der Tradition handelt, auch die Speicherung) kulturellen Wissens spielen, da sie dieses Wissen – anders als kanonisierte Kodizes – in einer Form vermitteln, die sowohl idealtypische Standards aufzeigt als auch Raum für Abweichungen eröffnet (vgl. Bruner 1990). Auf diese Weise *gleichzeitig* das Altbewährte zu perpetuieren und das Neue zu ermöglichen dürfte von essentieller Bedeutung für jede Kultur sein, die weder erstarren noch sich jeden Tag neu gründen möchte. Wahrschein-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

lich läßt sich sogar die Datenerhebungsmethode »narratives Interview« mit dieser »Sinnstiftungseigenschaft« der Erzählung in Zusammenhang bringen. In die »Zugzwänge des Erzählens«, die das narrative Interview (vgl. Schütze 1977, 1982, 1983; knapp Appelsmeyer, Kochinka & Straub 1997, S. 717 f.) zu einer so effektiven und produktiven Erhebungsmethode machen, verwickeln wir uns doch auch und gerade deshalb, weil wir uns, einmal ins Erzählen geraten, *verständlich machen* wollen, uns selbst oder jemand anderem: Wir wollen die Geschichte dann auch abschließen (Gestaltschließungszwang), weswegen wir alles erzählen, was »dazugehört« (Detaillierungszwang) und den Rest weglassen (Kondensierungszwang) – und d. h. auch, ihn für eine andere Geschichte aufbewahren. Die Erzählung als Sprach- und Textform hat in einer Reihe weiterer Kontexte Aufmerksamkeit gefunden – etwa im Zusammenhang mit psychotherapeutischen Verfahren, und dort umso ausgeprägter, je wichtiger das Erzählen für die jeweilige Praxis ist (vgl. z. B. Boothe 1994, Schafer 1995). Im vorliegenden Zusammenhang können wir es jedoch bei diesen knappen Hinweisen bewenden lassen (vgl. für Themenfelder einer narrativen Psychologie Echterhoff & Straub 2003, 2004; für Hinweise auf andere Fächer Kochinka 1998b sowie die dort jeweils angeführte Literatur).

Fassen wir auch für die Erzähltheorie besonders wichtig erscheinende Punkte kurz zusammen, können wir zunächst an die Ausführungen zur Gestalt anschließen: Auch eine Erzählung ist ein Ganzes, das etwas anderes als die Summe seiner Teile (seiner Sätze, seiner Wörter) ist. »Das Ganze gewinnt seine spezifische Qualität also aus den Bestandteilen, die in es eingehen und es erst ausmachen – aber nicht etwa additiv oder indem sich die Qualitäten dieser Bestandteile sonstwie miteinander verrechnen lassen«, hatten wir oben notiert. Und weiter: »Die eingehenden Bestandteile verleihen dem Ganzen seine Qualität: durch ihre Qualitäten, vor allem aber auch durch ihren Ort im Ganzen und ihre Beziehungen zu den anderen Teilen des Ganzen und zum Ganzen selbst«. Das alles gilt für eine Erzählung nicht weniger als für die Gestalten, von denen oben die Rede war. Nicht erst neuere Überlegungen zur Struktur von Erzählungen machen deutlich, daß sich die einzelnen Bestandteile einer Erzählung gar nicht unabhängig von dieser bestimmen und identifizieren lassen, sondern erst durch ihre Relationen zu anderen Bestandteilen und zur Erzählung insgesamt (vgl. Boueke, Schülein, Büscher, Terhorst & Wolf 1995, S. 67 ff.; Kochinka 2001, S. 118 ff.). Allerdings – und dies scheint mir nun ein entscheidender Unterschied zu den oben behandelten Gestalten – werden Erzählungen weder schlagartig produziert, noch so aufgefaßt oder verstanden. Eine Erzählung ereignet sich notwendigerweise in der Zeit, »Anfang, Mittelteil und Schluß« können

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

niemals gleichzeitig sein.[5] Eine Erzählung zu verfertigen benötigt Zeit (Erzählzeit), ebenso sie anzuhören – und eine Erzählung bringt nie nur einen Zeitpunkt zur Sprache, sondern immer eine Zeitspanne (erzählte Zeit). Dies läßt sich im übrigen auch mit Dantos (vgl. 1974, S. 376) Charakterisierung einer narrativen Erklärung illustrieren, die zwei Zustände, einen Anfangs- und einen Endzustand miteinander in Zusammenhang bringt: Wenn eine solche Erklärung die Sätze »*x* ist *F* in t_1« und »*x* ist *G* in t_3« enthält, dann behandelt sie naturgemäß ein zeitlich ausgedehntes Geschehen. Mit den oben angedeuteten Beispielen der Erzählung des beruflichen Fortkommens einerseits und der partnerschaftlichen Krise andererseits[6] läßt sich ein weiterer wichtiger Unterschied zu Gestaltbildungsprozessen erläutern: Erzählungen ereignen sich nun eben gerade nicht »einfach so«, sie entziehen sich nicht unserem intentionalen Eingriff, sondern sind ein Produkt unserer Entscheidung und Gegenstand unserer Gestaltungskraft. Wir müssen erzählen, wenn erzählt sein soll, und wenn wir es umgekehrt sein lassen, dann stellt sich die Erzählung auch nicht von selbst ein. Und nicht nur, ob überhaupt erzählt wird oder nicht steht in unserer Macht, sondern auch *was* wir für eine Geschichte erzählen, wenn wir denn erzählen. Daß wir uns auch ins Erzählen verstricken und das Resultat mitunter anders ausfällt als erwartet oder sogar erwünscht, ändert daran nichts Prinzipielles. Erzählungen stiften Sinn, und unterschiedliche Erzählungen stiften differierenden Sinn. Gestaltbildungen ereignen sich, schlagartig – Erzählungen werden verfertigt, nach und nach.

---

5 Diese bereits auf Aristoteles' Poetik zurückgehende (und dort auf Tragödien bezogene) Charakterisierung läßt sich als das einfachste denkbare »Strukturmodell« der Erzählung auffassen: »Wir haben festgestellt, [...] daß die Tragödie die Nachahmung einer in sich geschlossenen und ganzen Handlung ist, die eine bestimmte Größe hat; es gibt ja auch etwas Ganzes ohne nennenswerte Größe. Ein Ganzes ist, was Anfang, Mitte und Ende hat. Ein Anfang ist, was selbst nicht mit Notwendigkeit auf etwas anderes folgt, nach dem jedoch natürlicherweise etwas anderes eintritt oder entsteht. Ein Ende ist umgekehrt, was selbst natürlicherweise auf etwas anderes folgt, und zwar notwendigerweise oder in der Regel, [...] während nach ihm nichts anderes mehr eintritt. Eine Mitte ist, was sowohl selbst auf etwas anderes folgt als auch etwas anderes nach sich zieht« (Aristoteles 1994, S. 25). So wie Aristoteles Anfang, Mitte und Ende bestimmt – nämlich nicht irgendwie inhaltlich, sondern nur durch den Verweis auf ihre Beziehungen zu den jeweils anderen Teilen – nimmt er zudem die eben angesprochenen erzähltheoretischen Modelle vorweg, die für die Bestimmung der Teile einer Erzählung ebenfalls auf deren Relationen zu anderen Teilen und der gesamten Erzählung rekurrieren.

6 Wobei diese chiffrenhaften Kürzel hier tatsächlich als unschuldige Beispiele firmieren und keineswegs implizieren, daß das eine etwas mit dem anderen zu tun haben soll.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

3.3 Zwei Modi der Bildung von Gefühlen: Gestaltbildung und Erzählbildung

Mit Hilfe von zwei Beispielen soll nun der Vorschlag, die Bildung komplexer Gefühle analog zur Bildung einer Gestalt oder einer Erzählung zu denken, konkretisiert und plausibilisiert werden. Für das erste Beispiel sei nochmals an das Erschrecken auf der Autobahn erinnert, das den Vorzug hat, kaum als bloße Instinktreaktion umgedeutet und wegerklärt werden zu können (vgl. S. 254 f.). Wer auf der linken Spur der Autobahn mit hoher Geschwindigkeit zwei Fahrzeuge auf der rechten Spur überholt, von denen das hintere dann bei Annäherung plötzlich auf die linke Spur wechselt, erschrickt mitunter auch dann, wenn er mit der Möglichkeit dieses Spurwechsels gerechnet hat. Sowohl das »auslösende Wahrnehmungsgeschehen« als auch die unmittelbare Reaktion (vor allem das Wechseln des rechten Fußes vom Gas auf die Bremse) erscheinen hinreichend weit entfernt von allen »biologischen Schreckauslösern« (nun letztmalig: der Bär im Wald) und entsprechenden Reaktionen (der hektischen Flucht etwa), um den Schreck nicht mehr als fest implementiertes und nun in Funktion gesetztes biologisches Programm begreifen zu können. Verschiedenerlei Lernprozesse sind notwendig, um hier erschrekken zu können. Dennoch ist der Schreck ebenso unmittelbar (und er fühlt sich auch genauso an), wie jeder beliebige andere auch. Um ganz deutlich zu machen, daß es sich bei dem entwickelten Beispiel tatsächlich um ein komplexes Gefühl handelt (oder zumindest handeln kann), können wir es noch ein wenig weiter verkomplizieren. Wir können als notwendige Bedingung hinzufügen, daß wir selbst das Auto fahren müssen, um zu erschrecken: Ich weiß nicht, wer die Erfahrung teilen kann, aber mir ist es in ähnlichen Situationen als Beifahrer schon so ergangen, daß ich merkwürdig ruhig blieb, obwohl auch ich den plötzlichen Spurwechsel eines Fahrzeugs (und die daraus resultierende gefährliche Situation) wahrgenommen hatte. Wohlgemerkt: das ist nicht immer der Fall, manchmal erschrecke ich, ganz ähnlich wie der Fahrer – wenn ich aber selber fahre, geht eine derartige Situation grundsätzlich nicht ohne einen Schreck wie den geschilderten vorüber. Wir können also postulieren, daß in einem Schreck wie dem entfalteten durchaus eine Menge Bestandteile »zusammenkommen«: neben einem Wahrnehmungsgeschehen, das bereits selbst komplex ist und nicht schon von selbst, sondern nur als Folge eines Lernens als etwas Gefahren Bergendes erscheint (aber sich nicht oder so gut wie nicht von dem des ruhig bleibenden Beifahrers unterscheidet), eine notwendige und adäquate (gelernte) Reaktion darauf, und außerdem das »Wissen« (in einem sehr weiten Sinn des Wortes), daß ich

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

das Auto fahre, daß also *mein* Fuß (und nicht der meines Beifahrers) das Bremspedal finden kann und soll.[7] Das geschilderte Erschrecken darf also durchaus als komplexes Gefühl in unserem Sinne gelten.

Und wie kommt es zustande? Bestimmte Bestandteile – etwa Elemente der Wahrnehmung, das »Wissen« (oder Bewußtsein der Tatsache), daß ich selbst fahre usw. – fügen sich plötzlich zusammen, als würde sich eine Gestalt bilden. Obwohl das schlagartig geschieht, ist es doch bedeutend komplexer als eine bloß instinktive Reaktion. Und es geschieht wie von selbst, ich kann in diesen Prozeß (der analog ist zu einer Gestaltbildung) nicht willentlich eingreifen; nicht einmal wenn ich im Vorfeld mit dem Ausscheren rechne und mich bremsbereit mache, kann ich mein Erschrecken verhindern. In dem skizzierten Beispiel scheint mir demzufolge so etwas wie ein komplexes Gefühl getroffen, dessen Entstehung man sich analog zur Gestaltbildung vorstellen kann.

Für das zweite Beispiel stellen wir uns eine Frau vor, die das Sakko ihres Mannes in die Reinigung bringen möchte und in der Innentasche zwei Theaterkarten vom letzten Freitag findet.[8] Sie wundert sich, daß ihr Mann nichts von einem Theaterbesuch erzählt hat, und setzt sich aufs Bett (das Sakko befand sich im Schlafzimmer) als ihr klar wird, daß es sich um den Freitag handelt, für den ihr Mann aufgrund eines Geschäftsessens, das sich wohl lange hinziehen werde, sein spätes Heimkommen avisiert hatte. Alles erscheint nun in einem neuen, ganz anderen Licht: Der ungewöhnlich große Strauß roter Rosen zum Hochzeitstag vor einigen Wochen – der 19., zwar kein runder, aber immerhin nicht mehr der zweite oder dritte (vom siebenten ganz zu schweigen) – hatte sie zu Tränen gerührt. Wortreich hatte er bedauert, in den letzten Monaten so

7 Es ist schon erstaunlich, wie selten es im Fußraum des Beifahrers in derartigen Situationen zu »Phantombremsungen« kommt. Viel häufiger scheint mir der Fall, daß selbst wenn beide erschrecken, lediglich der Fahrer bremst. Es mag trivial erscheinen darauf hinzuweisen, daß die ganze Zeit während der Fahrt in jedem der beiden ein »Wissen« darüber vorhanden und wirksam ist, ob er fährt oder nicht. Die Folgen dieser Trivialität sind dann jedoch weniger trivial: Denn macht man sich klar, daß im Erschrecken der eine das Bremspedal tritt, der andere (obgleich ebenfalls des Fahrens kundig) es nicht einmal versucht, dann legt man damit auch nahe, daß dieses »Wissen« jeweils eingeht in das Erschrecken. Außerdem hat es zur Folge, daß wir uns in diesem Fall wohl die körperliche Reaktion keineswegs als eine Folge des Gefühls denken können, die Rede vom motivierenden Charakter des Gefühls nicht einmal metaphorisch zutrifft: Wir treten nicht *aus* Schreck auf die Bremse, sondern wir treten auf die Bremse *und* wir erschrecken (bzw. wir erschrecken, ohne auf die Bremse zu treten, wenn wir Beifahrer sind).

8 Auch hier soll das Beispiel keinerlei präskriptive oder normative Konnotationen entfalten. Bekanntlich sind mittlerweile andere Formen ehelicher Rollen- und Arbeitsverteilung vorstellbar und aufzufinden.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

wenig Zeit für sie gehabt zu haben, die Lage in der Firma sei nun mal ziemlich schwierig im Moment, aber es kämen auch wieder leichtere Zeiten, und auf die freue er sich, und er freue sich mit ihr. Und sie hatte sich mit ihm gefreut. Jetzt erscheint ihr der Blumenstrauß als beredtes Zeichen seines schlechten Gewissens, daß er ihn überhaupt verschenkte, kommt ihr infam vor, und ihre Rührung ärgert sie maßlos. Seine Abwesenheit – eine Abwesenheit in doppelter Weise: daß er so wenig zu Hause war, und wenn doch, dann ihr nicht mehr zuhörte und oft nur so vor sich hinsah – hatte sie sich mit der Situation in der Firma erklärt, die unter der allgemeinen Krise der Branche litt und gerade in drastischen Schritten (und mit drakonischen Schnitten) neu strukturiert wurde. Wenn ihn seine leitende Position nicht doch davor schützte, den Maßnahmen zum Opfer zu fallen, würde er es in seinem Alter sehr schwer haben, wieder eine geeignete Stelle zu finden. Jetzt will sie sich kaum verzeihen, daß sie so lange überhaupt nicht auf die Idee kam, es könnte auch etwa anderes dahinter stecken. Sicher, er war abwesend, weil er mit den Gedanken woanders war – nur nicht in der Firma, sondern weiß der Teufel wo. – Nicht so schnell, vielleicht gab es ja doch eine andere Erklärung für die Theaterkarten. Mit auswärtigen Geschäftsfreunden am Abend in das hiesige, nicht unbekannte Schauspielhaus, das kam schon mal vor – aber wieso sollte gerade er dann hinterher die Karten in der Tasche haben, und wieso nur zwei? Egal, zu welchem Schluß die Frau kommt und was sie als nächstes tut – ob sie ein befreundetes Ehepaar anruft und unauffällig etwas zu erfahren versucht, ob sie ihrem Mann alles offen erzählt, woraufhin er bedauert, die Freikarten, die ihm ein als Statist mitspielender Freund überreicht hatte, nicht an sie weitergegeben zu haben, hätte sie dann doch mit einer Freundin hingehen können (die Inszenierung soll recht gut sein, hört man), weil er selbst ja ohnehin verhindert gewesen sei, an diesem Abend des Geschäftsessens –, egal was die Frau also tut: Wir können an dieser Stelle abbrechen mit dem Versuch, das skizzierte Beispiel weiter zu entfalten. Es ist deutlich geworden, daß sich der Prozeß, während dem es im vorliegenden Fall zu einem Gefühl – z. B. einer Eifersucht – kommt, grundlegend von dem im ersten Beispiel entfalteten unterscheidet. Hier stellt sich das Gefühl keineswegs schlagartig oder plötzlich ein, sondern es ist die Folge längerer stummer Selbstgespräche und Abwägungen (sowie bereits ihre Begleiterscheinung, die sich jedoch ständig wandelt und dem aktuellen Stand der Erwägungen anpaßt) – bzw. des Bildens einer Geschichte. Ein solches Gefühl zu empfinden, zu einem solchen Gefühl erst zu kommen, benötigt Zeit. Ähnlich wie bei der Erzählung ist nicht nur Zeit nötig, ein solches Gefühl zu bilden (entsprechend der Erzählzeit), das Gefühl selbst verweist dann wiederum auf zeitlich ausgedehnte Zusammenhänge (ent-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

sprechend der erzählten Zeit; hier die Zeit des veränderten Verhaltens des Mannes). Außerdem ist das Gefühl bzw. der es konstituierende Prozeß grundsätzlich offen für die intentionalen Eingriffe des Fühlenden: Die Frau aus unserem Beispiel kann »entscheiden«, ob sie, nachdem ihr Mann von den nicht weitergegebenen Freikarten erzählt, die roten Rosen nicht doch als Ausdruck seiner nach wie vor lebendigen Gefühle für sie betrachtet und als Zeichen seines schlechten Gewissens lediglich insoweit, als er so wenig Zeit für sie hat. Auch hierbei handelt es sich um ein typisches Merkmal der Erzählung: Die Bedeutung eines einzelnen Geschehnisses, einer einzelnen Episode ergibt sich erst durch ihre Einbettung in ein übergeordnetes Ganzes – und ändert sich demzufolge in Abhängigkeit von letzterem. Sie kann mehr oder minder frei darüber verfügen, *welche* Geschichte sie schließlich aus den zur Auswahl stehenden Ereignissen bildet und einer Freundin erzählt. (Ja, sie kann sogar ihre Freundin an dieser Entscheidung beteiligen, wenn sie sich mit ihr trifft, ihr alle relevanten Details inklusive alternativer Lesarten präsentiert und dann mit ihr gemeinsam berät, was davon wohl zu halten sei. Es lassen sich in ähnlichen Fällen unschwer derartige kollektiv vorangetriebene Entfaltungen alternativer Geschichten denken.) Daher scheint mir in dem zweiten Beispiel so etwas wie ein komplexes Gefühl skizziert, dessen Entstehung man sich analog zur Bildung einer Erzählung vorstellen kann.

Versuchen wir die beiden hiermit angedeuteten Modi der Gefühlsbildung weiter zu konturieren, dann können wir zunächst an die Rolle der Sprache denken. Gestaltbildung ist ein Prozeß, der ohne Mitwirkung der Sprache verläuft, während das Bilden einer Erzählung naturgemäß ohne Sprache gar nicht vorstellbar ist. In den Vorarbeiten des ersten Kapitels hatten wir einerseits weitgehend »sprachlose« (oder zunächst sprachlose) Gefühle ermittelt, die sich sprachlich dann mehr oder minder gut symbolisieren und kommunizieren lassen, andererseits jedoch auch solche, die erst in der Sprache und im Umgang mit ihr zu entstehen scheinen (vgl. vor allem Kapitel 1.1.1 und 1.2.5). Warum sollte man sich erstere nicht analog zur Gestalt-, letztere analog zur Erzählbildung entstanden denken? Sogar die Frage von angeborenen und erworbenen Gefühlen läßt sich (versuchsweise und ganz lose) in Verbindung mit dieser Unterscheidung bringen. Auch wenn wir uns einer vorschnellen Auffassung angeborener Gefühle als analog zur Gestaltbildung, erlernter Gefühle als analog zur Erzählbildung entstanden entschieden verweigern möchten: Immerhin läßt sich festhalten, daß die Gestaltbildungsprozesse, die eingangs in Zusammenhang mit der Wahrnehmung skizziert wurden, nicht gelernt werden müssen (oder können), sondern sozusagen als »Grundausstattung« immer schon zur Verfügung stehen, während demgegenüber das Erzählen (wie ja bereits das Sprechen) durchaus gelernt werden muß, der Erwerb

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

»narrativer Kompetenz« (vgl. Bamberg 1987; Boueke, Schülein, Büscher, Terhorst & Wolf 1995) sogar als besonders diffizile und dementsprechend spät erbrachte Leistung der sprachlichen Entwicklung betrachtet werden kann.[9] Fragen wir nach weiteren Argumenten für die vorgeschlagenen Analogiebildungen, könnte man im Falle der Erzähltheorie just die eben angedeutete konstitutive Rolle der Sprache für manche Gefühle ins Feld führen und stark machen; eine detailliertere Analyse könnte an den Tag bringen, daß es nicht nur unspezifisch Sprache, sondern insbesondere Sprache in der Form einer Erzählung ist, die eine solche konstitutive Rolle spielt. Und im Falle des Gestaltbegriffes könnte ein pragmatisches Argument lauten, daß er seine Nützlichkeit (wie eingangs angedeutet) bereits bei der Übertragung auf mancherlei Feld – Handlungen (Köhler) oder den gesamten Lebensraum (Lewin) – bewiesen hat: warum nicht auch auf Gefühle? Diese Übertragbarkeit gestattet eine weitere Überlegung: Bei meinem Versuch, Vorschläge für die Bildung komplexer Gefühle zu unterbreiten, habe ich Gestaltbildung und Erzählbildung einander gegenübergestellt und aneinander konturiert. Denkbar erscheint aber auch, diesen Versuch mit einem erweiterten und differenzierten Begriff der Gestalt zu reformulieren, der dann denjenigen der Erzählung umfassen würde. Wichtig erscheint mir demzufolge nicht, ob nun von Erzähl- und Gestaltbildung als »Muster« für die Bildung komplexer Gefühle gesprochen wird, oder aber an selber Stelle von unterschiedlichen Gestaltbildungsprozessen, die willentlich und unwillkürlich, langwierig oder plötzlich, sprachlich oder ohne Sprache verlaufen können: Wichtig erscheint mir allein, daß man Vorstellungen dafür findet und ausformuliert, wie man sich die Bildung komplexer Gefühle zu denken hat. Die beiden vorstehend unterbreiteten Vorschläge scheinen mir solche Vorstellungen darzustellen – oder jedenfalls darstellen zu können, und das mit hinreichender Wahrscheinlichkeit, um ernsthaft in eine Diskussion darüber einzutreten.

Wenn diese Vorschläge – um abschließend ein mögliches Mißverständnis gar nicht erst aufkommen zu lassen – hier in mancher Hinsicht einander gegenübergestellt worden sind, dann zunächst einmal lediglich deshalb, weil sie entgegengesetzte Eigenschaften haben; dies impliziert jedoch keineswegs, daß sie als einander ausschließende Alternativen aufgefaßt werden sollten. Es spricht nichts dagegen, sich beide Prozesse auch gleichzeitig in Wirkung vorzustellen (so ähnlich, wie etwa der Schmerzsinn eine schnelle und eine langsame »Reizantwort« kennt) –

9 Ein schlichter und unabweisbarer Grund hierfür besteht in der Tatsache, daß die narrative Kompetenz mindestens weitgehende Kompetenz auf den anderen Feldern des Spracherwerbs – lautlich, semantisch, grammatisch, pragmatisch – voraussetzt.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

und bedenkt man, wie komplex der Gegenstand jeder Gefühlstheorie ist, eher im Gegenteil einiges dafür. Denn versetzen wir uns abschließend nochmals in jene Frau, die die Theaterkarten findet – warum wohl setzt sie sich aufs Bett? Wer kann sie sich nicht vorstellen (sich nicht vielleicht sogar an sie erinnern), die plötzliche Schwäche in den Kniekehlen, die schlagartige Übelkeit im Magen? Es ist noch nicht einmal in groben Zügen bedacht, was diese Theaterkarte bedeutet, geschweige denn zur sinnvollen Geschichte geformt – und doch trifft sie die Gewißheit fast wie ein körperlicher Schlag, die Gewißheit, *daß* es etwas zu bedeuten hat, und daß es nichts gutes zu bedeuten hat.

Es scheint also durchaus vorstellbar, daß wir im aktuellen (und mitunter ja durchaus unübersichtlichen) Gefühlsgeschehen mit beiden Prozessen gleichzeitig zu tun bekommen. Und mehr noch: Es läßt sich denken, daß beide wechselseitig Einfluß aufeinander nehmen, einander bedingen bzw. aufeinander aufbauen – also jedenfalls noch nicht einmal sauber getrennt voneinander ablaufen, wo sie doch schon gleichzeitig ablaufen. Bedenken wir nur das zuletzt geschilderte Beispiel noch ein wenig weiter: Wie leicht kann es sein, daß jener Frau nicht nur schmerzhaft bewußt ist, wie weich ihre Knie plötzlich werden, wie heiß ihr ist, wie ihr der Strauß Rosen einfällt, noch ehe sie eine Geschichte dazu erzählen kann – wie leicht kann es sein, daß sie all dies zudem nicht sofort vergißt, sondern ebenfalls ihrer Freundin erzählt. Der Moment in dem sie die Theaterkarte findet, der durch analog zur Gestaltbildung vorstellbare Prozesse seine spezifische Qualität erhält, wird zu einem Element, das übergeordnet durch analog zur Erzählbildung zu verstehende Prozesse wiederum einzubinden ist, in eine Erzählung, in ein Gefühl (z. B. der Bitterkeit, der Reue, der Erleichterung, wenn sie eine entsprechende Geschichte später ihrem Mann erzählt – eben je nachdem...). Damit soll jedoch nicht schon suggeriert sein, daß die Erzählbildung stets als nach- oder übergeordneter Modus der Bildung des Gefühls aufzufassen ist, der fallweise durch Gestaltbildung entstandene Elemente (mit) integriert. Auch eine umgekehrte Hierarchisierung ist vorstellbar. Nehmen wir an, die Frau und ihre Freundin tragen weitere Ereignisse und Erlebnisse, Beobachtetes und Gehörtes zusammen und bilden die beiden angedeuteten und alternativen Erzählungen weiter aus zu elaborierten und umfänglichen, allerdings einander widersprechenden Geschichten: eine von des Mannes Untreue, eine von seiner beruflichen Überlastung. Scheinen sich beide Erzählungen nicht, während sie das tun und abwechselnd an der einen und der anderen »arbeiten«, zueinander zu verhalten genau wie die Vase und die Gesichter einer Rubinschen Kippfigur? Man kann hier wohl wiederum ein Gefühl analog zur Bildung einer Gestalt ent-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

standen denken – und die in diese Gestaltbildung eingehenden Elemente sind (auch) bereits gebildete Erzählungen.

Mit der Gestaltbildung und der Erzählbildung könnten zwei Modi der Bildung komplexer Gefühle skizziert sein, die auf vielfältige Weise miteinander und gegeneinander arbeiten; vielfältig und mit höchst verschiedenartigen Resultaten. Eine eingehendere Analyse muß im vorliegenden Rahmen unterbleiben – erste Hinweise, daß sie sich lohnen könnte, scheinen immerhin erbracht.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

4. Zusammenfassung

Zum Abschluß der vorliegenden Arbeit soll kurz an das bisher Unternommene erinnert und eine Art Fazit gezogen werden. Eine detailversessene Zusammenfassung ist dabei jedoch nicht vorgesehen: Zum einen würde sie, um auch nur einigermaßen vollständig zu sein, unhandliche Ausmaße annehmen müssen, zum anderen finden sich orientierende und zusammenfassende Passagen bereits im vorangehenden überall dort, wo sie mir sinnvoll erschienen; anstatt sie zu wiederholen kann daher auf sie verwiesen werden.

Die Anlage der Arbeit wird in der Einleitung dargelegt und begründet. In einem ersten Schritt (Kapitel 1) ging es mir darum, ein dem interessierenden Phänomen angemessenes Bild vom Gegenstand zu entwerfen. Dazu wurden zunächst, ohne den anleitenden, aber auch voreinnehmenden Rückgriff auf eine bestimmte Emotionstheorie Überlegungen angestellt, die das Gefühl möglichst umfassend entfalten (Kapitel 1.1), aber auch von anderen, insbesondere »benachbarten« psychischen Funktionen abgrenzen (Kapitel 1.2) sollten. Wie diese Überlegungen im einzelnen beschaffen sind und zu welchen Resultaten sie führen, kann in direkt zugeordneten Zusammenfassungen (Kapitel 1.1.9 und 1.2.6) rekapituliert werden. Im Einzelfall mögen so manche der dort getroffenen Entscheidungen und vorgeschlagenen Einordnungen diskutierbar sein. Ob man nun bspw. die Langeweile als Gefühl oder doch lieber als Stimmung betrachtet, ob man die Abgrenzung von Neid und Eifersucht überzeugend findet oder revisionsbedürftig scheint mir nicht wirklich wichtig – jedenfalls weniger wichtig als eine Sensibilisierung für die behandelten Phänomene, ihre Komplexität und Vielgestaltigkeit.

Das errungene »vortheoretische«, am alltäglichen Denken, Sprechen und vor allem Erfahren orientierte (dabei nichtsdestoweniger in systematischer Absicht erarbeitete) Gegenstandsverständnis wurde anschließend mit einem fachpsychologischen Begriff der Emotion kontrastiert und angereichert. Der letztere wurde auf zweierlei Weise gewonnen und erörtert (Kapitel 1.3): erstens durch die kritische Analyse (oder Reanalyse) einer großen Zahl von aus der Fachliteratur stammenden Emotionsdefinitionen, zweitens durch die nähere Betrachtung eines übergeord-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

neten, »metatheoretischen« Modells der Emotion, unter dessen (ordnendem) Dach sich eine Vielzahl unterschiedlicher Emotionstheorien versammeln lassen. Die Auseinandersetzung mit einem solchen fachwissenschaftlichen Emotionsbegriff auf der Grundlage eines explizierten alltagsweltlichen Begriffes mündete direkt in eine Synopse (Kapitel 1.4), in der sich zumindest die wichtigsten Ergebnisse der bis dahin unternommenen Bemühungen pointiert zusammengefaßt finden.

Im nächsten Schritt (Kapitel 2) wurde, aufbauend auf dem skizzierten Fundament, die sorgfältige Rekonstruktion dreier ganz unterschiedlicher Emotionstheorien der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts versucht: derjenigen von Charles Darwin, Wilhelm Wundt und William James. Unterschiedlich sind diese Theorien in mehr als einer Hinsicht: Erinnern wir in diesem Zusammenhang an die in der Einleitung präsentierte Vermutung, nach der solche Unterschiede jedenfalls teilweise schon darauf zurückzuführen sind, daß nicht wirklich jeweils ein vergleichbarer Phänomenbereich behandelt wird, dann läßt sich diese Einschätzung auch für die vorliegenden Theorien im Grundsatz bestätigen: Am ehesten eine umfassende Emotionstheorie dürfte danach Wundt vorlegen, während Darwin eine Theorie des Emotionsausdrucks präsentiert, die er umstandslos auf die Emotionen selbst ausdehnt, und James eine solche der »gröberen«, also mit (heftigen oder mindestens deutlich wahrnehmbaren) körperlichen Veränderungen einhergehenden Emotionen. Sämtliche Ergebnisse dieser Rekonstruktionen im Detail wiederzugeben, würde aus einem knappen Fazit schnell eine umfängliche Repetition werden lassen – ebenso wie das eine lückenlose Auflistung aller Stellen tun würde, an denen die im ersten Kapitel geleisteten Vorarbeiten bei diesen Rekonstruktionen behilflich waren. (Am deutlichsten zeigt sich das wohl jeweils in den »Anknüpfungspunkten für Zeitgenossen«.) Immerhin finden sich einige Themen, die insbesondere einem den einzelnen Ansatz überschreitenden und an Gemeinsamkeiten interessierten Blick von Bedeutung sind, im Anschluß an die Rekonstruktionen zusammenfassend angesprochen (Kapitel 2.4).

Eine bedeutende Frage, die sich sowohl in den Vorarbeiten als auch während der kritischen Relektüren des zweiten Kapitels wiederholt stellte, betrifft die Zusammensetzung komplexer Gefühle aus den in sie eingehenden Bestandteilen (Erinnerungen, Vorstellungen, Phantasien, andere Gefühle, Schlußfolgerungen u. w. m.). Allein deswegen darf diese Frage vermutlich als eine der am stärksten bindenden Klammern der vorliegenden Arbeit aufgefaßt werden. In der Gestaltbildung (insbesondere der Bildung einer Wahrnehmungsgestalt) sowie der Verfertigung einer Erzählung lassen sich Prototypen psychisch relevanter (und psychologisch untersuchter) »Komplexbildungen« – also der Bildung von etwas überge-

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

ordnetem Ganzen aus untergeordneten Teilen – erblicken, die abschließend (Kapitel 3) in ihren grundlegenden Charakteristika erörtert und mit Hilfe von Beispielen als Denkmuster angeboten wurden, die Bildung komplexer Gefühle zu fassen.

Damit scheint nun ein Bogen geschlagen: von einem alltagsweltlichen Ausgangspunkt über weite Strecken der Beschäftigung mit elaborierten und anerkannten theoretischen Ansätzen und Positionen und abschließend gar ein bißchen darüber hinaus, sozusagen ein winziges Stück in die weißen Flächen der Landkarte der Psychologie hinein (eher stolpernd und entsprechend zerschunden nach der Rückkehr, aber immerhin...). Zumindest einer wohlwollenden Betrachtung der vorliegenden Bemühungen könnte so ein Bogen geschlagen, eine Gestalt gewonnen scheinen, und mit dieser Gestalt befinden wir uns am Ende unseres Ausflugs in das weite Feld der Theorien vom Gefühl. Es ist gar keine Frage, daß sich gerade hier noch immer eine Menge ausgesprochen spannender Fragen stellt, und daß viel Arbeit zu tun bleibt. Vielleicht kann gerade deshalb meine Hoffnung, daß sich in der vorliegenden Schrift die eine oder andere Anregung finden läßt, mit Nachsicht aufgenommen werden. Mein eigenes Verständnis des Gefühls jedenfalls hat sich während der Erarbeitung durchaus verändert: Er ist nicht zuletzt komplexer geworden – und damit, wie ich glaube, dem Gegenstand angemessener. Denn mit einer stringenten Theorie, die ihren klaren und folgerichtigen Aufbau damit bezahlt, daß sie ihren Gegenstand bis zur Unkenntlichkeit verzeichnet, ist nicht allzu viel gewonnen.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

LITERATUR

Aarne, Antti (1973): The Types of the Folktale. A Classification and Bibliography. (Antti Aarne's Verzeichnis der Märchentypen. Translated and Enlarged by Stith Thompson). Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia, Academia Scientiarum Fennica.

Abele, Andrea (1995): Stimmung und Leistung. Allgemein- und sozialpsychologische Perspektive. Göttingen u. a.: Hogrefe.

Allen, Grant (1880): Der Farbensinn. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Ein Beitrag zur vergleichenden Psychologie. Leipzig: Ernst Günther's Verlag.

Anderson, John R. (1996): Kognitive Psychologie (2. Auflage). Heidelberg, Berlin, Oxford: Spektrum Akademischer Verlag.

Appelsmeyer, Heide, Kochinka, Alexander & Straub, Jürgen (1997): Qualitative Methoden. In: Jürgen Straub, Wilhelm Kempf & Hans Werbik (Hrsg.): Psychologie. Eine Einführung. Grundlagen, Methoden, Perspektiven, S. 709-742. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Aristoteles (1994): Poetik. Stuttgart: Reclam.

Atkinson, John W. (1975): Einführung in die Motivationsforschung. Stuttgart: Klett.

Averill, James R. (1982): Anger and Aggression. An Essay on Emotion. New York, Heidelberg, Berlin: Springer.

Bahr, Reiner (1998): Schweigende Kinder verstehen. Kommunikation und Bewältigung beim elektiven Mutismus (2., durchgesehene und aktualisierte Auflage). Heidelberg: Winter (Programm Edition Schindele).

Bamberg, Michael G. W. (1987): The Acquisition of Narratives. Learning to Use Language. Berlin, New York, Amsterdam: Mouton de Gruyter.

Barnes, Julian (1994): Vor meiner Zeit. Roman einer Eifersucht (engl. Orig. 1982 u. d. T. »Before she met me«). München: Heyne.

Barnes, Julian (1996): Evermore. In: Julian Barnes: Dover-Calais, S. 119-147. Zürich: Haffmans.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Benthien, Claudia, Fleig, Anne & Kasten, Ingrid (Hrsg.) (2000): Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.

Berlin, Brent & Kaye, Paul (1969): Basic Color Terms – Their Universality and Evolution. Berkeley, California: University of California Press.

Billmann-Mahecha, Elfriede (2003): Von der »kognitiven Wende« der sechziger Jahre zur »narrativen Wende« der Neunziger? In: Horst-Peter Brauns (Hrsg.): Zentenarbetrachtungen. Historische Entwicklungen in der Psychologie bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, S. 122-129. Frankfurt/M.: Peter Lang.

Billmann-Mahecha, Elfriede & Horster, Detlef (2003): Wie entwickelt sich moralisches Wollen? Eine empirische Annäherung. *Neue Sammlung*, 43, 1, S. 75-90.

Bless, Herbert (1997): Stimmung und Denken. Ein Modell zum Einfluß von Stimmungen auf Denkprozesse. Bern u. a.: Huber.

Boesch, Ernst Eduard (1980): Kultur und Handlung. Einführung in die Kulturpsychologie. Bern, Stuttgart, Wien: Huber.

Boesch, Ernst Eduard (1998): Sehnsucht. Von der Suche nach Sinn und Glück. Bern u. a.: Huber.

Bollnow, Otto Friedrich (1988): Das Wesen der Stimmungen (7. Auflage, zuerst 1941). Frankfurt a. M.: Klostermann.

Boothe, Brigitte (1994): Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie. Göttingen, Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht.

Boring, Edwin Garrigues (1950): A History of Experimental Psychology (zweite Auflage, zuerst 1929). New York: Appleton-Century-Crofts.

Boueke, Dietrich, Schülein, Frieder, Büscher, Hartmut, Terhorst, Evamaria & Wolf, Dagmar (1995): Wie Kinder erzählen. Untersuchungen zur Erzähltheorie und zur Entwicklung narrativer Fähigkeiten. München: Fink.

Bourne, Lyle E. Jr. & Ekstrand, Bruce R. (1982): Psychology. Its Principles and Meanings (4. Auflage). New York u. a.: Holt, Rinehart and Winston.

Brown, Hugh (1976): Brain and Behavior. A Textbook of physiological Psychology. New York, London, Toronto: Oxford University Press.

Brown, Roger W. & Lenneberg, Eric H. (1954): A Study in Language and Cognition. *The Journal of Abnormal and Social Psychology*, 49, S. 454-462.

Bruner, Jerome S. (1990): Acts of Meaning. The Jerusalem-Harvard Lectures. Cambridge/Mass., London: Harvard University Press.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Buchholz, Sonka (1996): Das Langeweile-Erleben. Eine hermeutische Spurenaufnahme. Psychologische Einzelfallstudie. Theoretische und methodologische Betrachtungen. Universität Erlangen-Nürnberg: Unveröffentlichte Diplomarbeit.

Bühler, Karl (1982): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache (zuerst 1934). Stuttgart, New York: Gustav Fischer.

Calhoun, Cheshire & Solomon, Robert C. (1984): What is an Emotion? Classic Readings in Philosophical Psychology. New York, Oxford: Oxford University Press.

Cannon, Walter Bredford (1927): The James-Lange Theory of Emotions: A Critical Survey and an Alternative Theory. *American Journal of Psychology*, 39, S. 106-124.

Cannon, Walter Bredford (1975): Wut, Hunger, Angst und Schmerz. Eine Physiologie der Emotionen (amerik. Orig. zuerst 1915 u. d. T. »Bodily Changes in Pain, Hunger, Fear and Rage«). München, Berlin, Wien: Urban & Schwarzenberg.

Ciompi, Luc (1988): Außenwelt – Innenwelt. Die Entstehung von Zeit, Raum und psychischen Strukturen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Ciompi, Luc (1993): Die Hypothese der Affektlogik. *Spektrum der Wissenschaft*, 2, S. 76-87.

Ciompi, Luc (1998): Affektlogik. Über die Struktur der Psyche und ihre Entwicklung. Ein Beitrag zu Schizophrenieforschung (5., um ein Vorwort erw. Aufl.; zuerst 1982). Stuttgart: Klett-Cotta.

Ciompi, Luc (1999): Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik (2., durchgesehene Auflage; zuerst 1997). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Cofer, Charles N. (1975): Motivation und Emotion. München: Juventa.

Cornelius, Randolph R. (1991): Gregorio Marañon's two-factor theory of emotion. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 17, S. 65-69.

Cornelius, Randolph R. (1996): The Science of Emotion. Research and Tradition in the Psychology of Emotions. Upper Saddle River/New Jersey u. a.: Prentice Hall.

Damasio, Antonio R. (1997): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn (3. Auflage, zuerst 1995; engl. Orig. u. d. T. Descartes' Error. Emotion, Reason and the Human Brain 1994). München, Leipzig: List.

Danto, Arthur Coleman (1974): Analytische Philosophie der Geschichte (zuerst 1965). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Darwin, Charles (1859): On the origin of Species by Means of Natural Selection; or the preservation of favoured races in the struggle of life. London: J. Murray.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Darwin, Charles (1872): Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren. Stuttgart: Schweitzerbart'sche Verlagsbuchhandlung.

Darwin, Charles (1998): Biographische Skizze eines Kindes (engl. Orig. u. d. T. »Biographical Sketch of an Infant« 1877). In: Charles Darwin: Sind Affen Rechtshänder? Notizhefte M und N und die »Biographische Skizze eines Kindes«. Berlin: Friedenauer Presse.

Dörner, Dietrich (1995): Die Logik des Mißlingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen (zuerst 1989). Reinbek: Rowohlt.

Dörner, Dietrich, Kreuzig, Heinz W., Reither, Franz & Stäudel, Thea (Hrsg.) (1983): Lohhausen. Vom Umgang mit Unbestimmtheit und Komplexität. Bern, Stuttgart, Wien: Huber.

Dorsch, Friedrich, Häcker, Hartmut & Stapf, Kurt-Hermann (Hrsg.) (1987): Psychologisches Wörterbuch (11., ergänzte Auflage). Bern, Stuttgart, Toronto: Huber.

Echterhoff, Gerald & Straub, Jürgen (2003): Narrative Psychologie: Facetten eines Forschungsprogramms. Erster Teil. *Handlung Kultur Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften*, 12, 2, S. 317-342.

Echterhoff, Gerald & Straub, Jürgen (2004): Narrative Psychologie: Facetten eines Forschungsprogramms. Zweiter Teil. *Handlung Kultur Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften*, 13, 1, S. 151-186.

Eckardt, Georg (1997) (Hrsg.): Völkerpsychologie – Versuch einer Neuentdeckung. Texte von Lazarus, Steinthal und Wundt. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Ehrenfels, Christian von (1890): Ueber »Gestaltqualitäten«. *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie*, 14, S. 249-292.

Ekman, Paul (Hrsg.) (1973): Darwin and Facial Expression. A Century of Research in Review. New York, London: Academic Press.

Ekman, Paul (1988): Gesichtsausdruck und Gefühl. Zwanzig Jahre Forschung von Paul Ekman (Herausgegeben und übersetzt von Maria von Salisch). Paderborn: Junfermann.

Ekman, Paul & Friesen, Wallace V. (1978): Manual for the facial action coding system. Palo Alto: Consulting Psychologist's Press.

Ekman, Paul & Friesen, Wallace V. (1982): Felt, false and miserable smiles. *Journal of Nonverbal Behavior*, 6, S. 238-252.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Ekman, Paul & Friesen, Wallace V. (1988): Die Messung der Gesichtsbewegungen mit Hilfe des Facial Action Coding System (FACS) (amerik. Orig. 1982 u. d. T. »Measuring Facial Movement with the Facial Action Coding System«). In: Ekman, Paul: Gesichtsausdruck und Gefühl. Zwanzig Jahre Forschung von Paul Ekman (Herausgegeben und übersetzt von Maria von Salisch), S. 181-224. Paderborn: Junfermann.

Ellenberger, Henry F. (1973): Die Entdeckung des Unbewußten. Bern, Stuttgart, Wien: Huber.

Ewert, Otto (1965): Gefühle und Stimmungen. In: Hans Thomae (Hrsg.): Allgemeine Psychologie. II. Motivation, 2. unveränderte Auflage. (Handbuch der Psychologie in 12 Bänden. 2. Band: Allgemeine Psychologie), S. 229-271. Göttingen: Hogrefe.

Ewert, Otto (1970): The Attitudinal Character of Emotion. In: Magda B. Arnold (Hrsg.): Feelings and Emotions. The Loyola Symposium. S. 233-240. New York, London. Academic Press.

Ewert, Otto (1983): Ergebnisse und Probleme der Emotionsforschung. In: Hans Thomae (Hrsg.): Theorien und Formen der Motivation. (Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie IV: Motivation und Emotion, Band 1), S. 397-452. Göttingen, Toronto, Zürich: Hogrefe.

Fantino, Edmund (1973): Emotion. In: John A. Nevin (Hrsg.): The Study of Behavior. Learning, Motivation, Emotion, and Instinct, S. 280-320. Glenview/Ill., Brighton: Scott, Foresman and Company.

Ferster, Charles B. & Perrot, Mary Carol (1968): Behavior Principles. New York: Appleton-Century-Crofts.

Freud, Sigmund (1916): Trauer und Melancholie. Zit. n.: Sigmund Freud (1999): Gesammelte Werke X, S. 427-446. Frankfurt a. M.: Fischer.

Freud, Sigmund (1917): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Zit. n.: Sigmund Freud (1999): Gesammelte Werke XI, S. 1-499. Frankfurt a. M.: Fischer.

Freud, Sigmund (1926): Hemmung, Symptom und Angst. Zit. n.: Sigmund Freud (1999): Gesammelte Werke XIV, S. 111-205. Frankfurt a. M.: Fischer.

Freud, Sigmund (1930): Das Unbehagen in der Kultur. Zit. n.: Sigmund Freud (1999): Gesammelte Werke XIV, S. 419-506. Frankfurt a. M.: Fischer.

Friedlmeier, Wolgang & Holodysnki, Manfred (Hrsg.) (1999): Emotionale Entwicklung. Funktion, Regulation und soziokultureller Kontext von Emotionen. Heidelberg, Berlin: Spektrum Akademischer Verlag.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Gadamer, Hans-Georg (1990): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik (6., durchgesehene Auflage; zuerst 1960). Tübingen: Mohr.

Gardiner, Harry Norman, Clark Metcalf, Ruth & Beebe-Center, John G. (1970): Feeling and Emotion. A History of Theories (zuerst 1937). Westport/Conn.: Greenwood Press Publishers.

Gerhards, Jürgen (1988): Soziologie der Emotionen. Fragestellungen, Systematik und Perspektiven. Weinheim, München: Juventa.

Geppert, Ulrich & Heckhausen, Heinz (1990): Ontogenese der Emotionen. In: Klaus R. Scherer (Hrsg.): Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung. Serie IV: Motivation und Emotion. Band 3: Psychologie der Emotion, S. 115-213. Göttingen, Toronto, Zürich: Hogrefe.

Goleman, Daniel (1996): Emotionale Intelligenz. München, Wien. Hanser.

Greve, Werner (1996): Erkenne dich selbst? Argumente zur Bedeutung der »Perspektive der ersten Person«. *Sprache & Kognition*, 15, 3, S. 104-119.

Hannoversche Allgemeine Zeitung (2001): Wieso, Weshalb, Warum... gehen Fische an Land? (verfaßt von »CHS«). Freitag, 15. Juni, Nr. 137, S. 24.

Harré, Rom (Hrsg.) (1996): The Emotions. Social, Cultural and Biological Dimensions. London u. a.: Sage.

Harris, Paul L. (1992): Das Kind und die Gefühle. Wie sich das Verständnis für andere Menschen entwickelt (engl. Orig. 1989 u. d. T. »Children and Emotion. The Development of Psychological Understanding«). Bern u. a.: Huber.

Hammett, Dashiell (1976): Der gläserne Schlüssel (amerik. Orig. 1931 u. d. T. »The Glass Key«). Zürich: Diogenes.

Hartmann, Dirk & Werbik, Hans (2001): Über Reichweite und Grenzen einer naturwissenschaftlichen Psychologie. *Handlung Kultur Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften*, 10, 1, S. 158-179.

Heckhausen, Heinz (1989): Motivation und Handeln. Zweite, völlig überarbeitete und ergänzte Auflage. Berlin u. a.: Springer.

Hehlmann, Wilhelm (1967): Geschichte der Psychologie (zweite, durchgesehene Auflage). Stuttgart: Kröner.

Hempel, Carl Gustav & Oppenheim, Paul (1948): Studies in the logic of explanation. *Philosophy of Science*, 15, S. 135-175.

Herrmann, Theo (1996): Wilhelm Wundt. *Report Psychologie*, 21, 7, S. 520-525.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Howard, D. T. (1928): A Functional Theory of the Emotions. In: Martin L. Reymert (Hrsg.): Feelings and Emotions. The Wittenberg Symposium (Nachdruck 1973, New York: Arno Press), S. 140-149. Worcester/Mass.: Clark University Press.

Hülshoff, Thomas (1999): Emotionen. Eine Einführung für beratende, therapeutische, pädagogische und soziale Berufe. München, Basel: Reinhardt.

Inhelder, Bärbel (1976): The Sensorimotor Origins of Knowledge (zuerst 1971). In: Bärbel Inhelder, Harold H. Chipman & Charles Zwingmann (Hrsg.): Piaget and His School. A Reader in Developmental Psychology, S. 150-165. New York, Heidelberg, Berlin: Springer.

Isaacson, Robert L., Douglas, Robert J., Lubar, Joel F. & Schmaltz, Leonard W. (1971): A Primer of Physiological Psychology. New York, Evanston, London: Harper & Row.

James, William (1884): What is an emotion? *Mind*, 9, S. 188-205 [laut Zugriff am 12.4.1999 auf http://www.yorku.ca/dept/psych/classics/-James/emotion.html].

James, William (1894): The physical basis of emotion. *Psychological Review*, 1, S. 516-529.

James, William (1920): Psychologie (2. unveränderte Auflage). Leipzig: Quelle & Meyer.

James, William (1950a): The Principles of Psychology. Authorized Edition in two Volumes. Volume One (zuerst 1890). New York: Dover.

James, William (1950b): The Principles of Psychology. Authorized Edition in two Volumes. Volume Two (zuerst 1890). New York: Dover.

James, William (1984): Psychology: Briefer Course. The Works of William James, Vol. 13 (zuerst 1892). Cambridge/Mass., London: Harvard University Press.

James, William (2001): Pragmatismus. Ein neuer Name für einige alte Denkweisen. Übersetzt und mit einer Einleitung herausgegeben von Klaus Schubert und Axel Spree. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Keller, Josef A. (1981): Grundlagen der Motivation. München, Wien, Baltimore: Urban & Schwarzenberg.

Kemper, Theodore D. (1978): A Social Interactional Theory of Emotions. New York u. a.: John Wiley & Sons.

Kemper, Theodore D. (1984): Power, Status, and Emotions. A Sociological Contribution to a Psychophysiological Domain. In: Klaus R. Scherer & Paul Ekman (Hrsg.): Approaches to Emotion, S. 369-383. Hillsdale/New Jersey, London: Erlbaum.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kimble, Gregory A., Garmezy, Norman & Zigler, Edward (1980): Principles of General Psychology (5. Auflage). New York u. a.: John Wiley & Sons.

Kleinginna, Paul R. Jr. & Kleinginna, Anne M. (1981): A Categorized List of Emotion Definitions, with Suggestions for a Consensual Definition. *Motivation and Emotion*, 5, 4, S. 345-379.

Kluwe, Rainer H. (2001): Kognition. In: Lexikon der Psychologie in fünf Bänden. Zweiter Band, F-L (Red. Gerd Wenninger), S. 352-355. Heidelberg, Berlin: Spektrum Akademischer Verlag.

Kochinka, Alexander (1994): »Dreiun, dreiunddreißig, des war doch...«. Die verlorene Geschichte. Empirisch-psychologische Analysen, methodologische und theoretische Anmerkungen. Erlangen: Unveröffentlichte Diplomarbeit.

Kochinka, Alexander (1998a): Zur Strukturanalyse von Erzähltexten. Forschungsbericht Nr. 2. Hannover: Universität Hannover, Institut für Psychologie und Soziologie in den Erziehungswissenschaften.

Kochinka, Alexander (1998b): Zum kulturwissenschaftlichen Interesse an Erzählungen. In: Elfriede Billmann-Mahecha & Alexander Kochinka: Zur Bedeutung von Erzählungen in Kulturpsychologie und Kulturwissenschaften. Zwei Vorträge. Forschungsbericht Nr. 3, S. 14-31. Hannover: Universität Hannover, Institut für Psychologie und Soziologie in den Erziehungswissenschaften.

Kochinka, Alexander (2000): Gestalttherapie. In: Jürgen Straub, Alexander Kochinka & Hans Werbik (Hrsg.): Psychologie in der Praxis. Anwendungs- und Berufsfelder einer modernen Wissenschaft, S. 229-256. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Kochinka, Alexander (2001): Struktur und Funktion von Geschichten. Ansätze einer Strukturanalyse von Erzähltexten. In: Jörn Rüsen (Hrsg.): Psychologie des Geschichtsbewußtseins, S. 115-136. Köln: Böhlau.

Kochinka, Alexander & Werbik, Hans (1997): Logische Propädeutik und Wissenschaftstheorie. In: Jürgen Straub, Wilhelm Kempf & Hans Werbik (Hrsg.): Psychologie. Eine Einführung. Grundlagen, Methoden, Perspektiven, S. 42-67. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Köhler, Wolfgang (1963): Intelligenzprüfungen an Menschenaffen (Unveränderter Nachdruck der zweiten, durchgesehenen Auflage der »Intelligenzprüfungen an Anthropoiden I«, 1921). Berlin, Göttingen, Heidelberg: Springer.

Kövecses, Zoltán (1990): Emotion Concepts. New York u. a.: Springer.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Kövecses, Zoltán (1995): Metaphor and the folk understanding of anger. In: James A. Russell, José-Miguel Fernández-Dols, Antony S. R. Manstead & J. C. Wellenkamp (Hrsg.): Everyday Conceptions of Emotion. An Introduction to the Psychology, Anthropology, and Linguistics of Emotion, S. 49-71. Dordrecht u. a.: Kluwer Academic Publishers.

Krohne, Heinz W. (1996): Angst und Angstbewältigung. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.

Kübler-Ross, Elisabeth (1983): Interviews mit Sterbenden (15. Auflage, zuerst 1971). Stuttgart: Kreuz.

Kurella, Hans (1910): Einleitung des Herausgebers. In: Carl Lange: Die Gemütsbewegungen, ihr Wesen und ihr Einfluss auf körperliche, besonders auf krankhafte Lebenserscheinungen (Zweite Auflage, dän. Orig. zuerst 1885), S. VII-XXV. Würzburg: Kurt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag).

Lange, Carl (1903): Sinnesgenüsse und Kunstgenuss. Beiträge zu einer sensualistischen Kunstlehre. Wiesbaden: J. F. Bergmann.

Lange, Carl (1910): Die Gemütsbewegungen, ihr Wesen und ihr Einfluss auf körperliche, besonders auf krankhafte Lebenserscheinungen (Zweite Auflage, dän. Orig. zuerst 1885). Würzburg: Kurt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag).

Laucken, Uwe (1989): Denkformen der Psychologie. Dargestellt am Entwurf einer Logographie der Gefühle. Bern, Stuttgart, Toronto: Huber.

Laucken, Uwe (1996): Semantische Räume. Die Entcartesierung des Geistes. *Handlung Kultur Interpretation. Bulletin für Psychologie und Nachbardisziplinen*, 5, 9, S. 158-215.

Laucken, Uwe (2001): Wissenschaftliche Denkformen, Sozialpraxen und der Kampf um Ressourcen – demonstriert am Beispiel der Psychologie. *Handlung Kultur Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften*, 10, 2, S. 292-334.

Lewin, Kurt (1963): Feldtheorie in den Sozialwissenschaften. Ausgewählte theoretische Schriften. Bern, Stuttgart: Huber.

Lewin, Kurt (1969): Grundzüge der topologischen Psychologie. Übertragen und herausgegeben von Raymund Falk und Friedrich Winnefeld unter Mitarbeit von Hans Ahrbeck jun. Bern, Stuttgart: Huber.

Luce, R. Duncan & Raiffa, Howard (1957): Games and Decisions. Introduction and critical survey. New York u. a.: Wiley.

Lück, Helmut E. (1996a): Geschichte der Psychologie. Strömungen, Schulen, Entwicklungen (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Lück, Helmut E. (1996b): Die Feldtheorie und Kurt Lewin. Eine Einführung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Lyotard, Jean-François (1987): Der Widerstreit (franz. Orig. u. d. T. »Le Différend«). München: Fink.

Martens, Ekkehard (Hrsg.) (1975): Pragmatismus. Ausgewählte Texte von Charles Sanders Peirce, William James, Ferdinand Canning Scott Schiller, John Dewey. Mit einer Einleitung herausgegeben von Ekkehard Martens. Stuttgart: Reclam.

Marquardt, Hans (1957): Natürliche und künstliche Erbänderungen. Probleme der Mutationsforschung. Hamburg: Rowohlt.

Mees, Ulrich (1991): Die Struktur der Emotion. Göttingen, Toronto, Zürich: Hogrefe.

Mees, Ulrich (1997): Emotion. In: Jürgen Straub, Wilhelm Kempf & Hans Werbik (Hrsg.): Psychologie. Eine Einführung. Grundlagen, Methoden, Perspektiven, S. 324-344. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Meischner, Wolfram & Eschler, Erhard (1979): Wilhelm Wundt. Köln: Pahl-Rugenstein.

Metzger, Wolfgang (1975): Die Entdeckung der Prägnanztendenz. Die Anfänge einer nicht-atomistischen Wahrnehmungslehre. In: Wolfgang Metzger (1986): Gestalt-Psychologie. Ausgewählte Werke aus den Jahren 1950 bis 1982, S. 145-181. Frankfurt a. M.: Waldemar Kramer.

Meyer, Wulf-Uwe, Schützwohl, Achim & Reisenzein, Rainer (1993): Einführung in die Emotionspsychologie. Band I. Bern u. a.: Huber.

Meyer, Wulf-Uwe, Schützwohl, Achim & Reisenzein, Rainer (1997): Einführung in die Emotionspsychologie. Band II. Evolutionspsychologische Emotionstheorien. Bern u. a.: Huber.

Milner, Peter M. (1970): Physiological Psychology. New York u. a.: Holt, Rinehart and Winston.

Müller, Klaus E. & Rüsen, Jörn (Hrsg.) (1997): Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien. Reinbek: Rowohlt.

Nagl, Ludwig (1998): Pragmatismus. Frankfurt a. M., New York: Campus.

Nietzsche, Friedrich (1999): Menschliches, Allzumenschliches. I und II. Kritische Studienausgabe. Band 2 (Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari). München: Deutscher Taschenbuch Verlag; New York, Berlin: de Gruyter.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Oerter, Rolf (1995): Motivation und Handlungssteuerung. In: Rolf Oerter & Leo Montada (Hrsg.): Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch (3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auslage), S. 758-822. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.

Parkinson, Brian, Totterdell, Peter, Briner, Rob B. & Reynolds, Shirley (1996): Changing Moods: The Psychology of Mood and Mood Regulation. London, New York: Longman.

Popp-Baier, Ulrike (1996): Perspektiven der Psychologie. Memorandum Nr. 83 des Instituts für Psychologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen: Universität Erlangen-Nürnberg.

Plutchik, Robert (1980): Emotion. A Psychoevolutionary Synthesis. New York u. a.: Harper & Row.

Putnam, Hilary (1995): Pragmatismus – eine offene Frage. Aus dem Englischen von Reiner Grundmann. Frankfurt a. M., New York: Campus; Paris: Editions de la Fondation Maison des Sciences de l'Homme.

Rado, Sandor (1969): Adaptational psychodynamics: Motivation and Control. New York: Science House.

Reber, Arthur S. (1995): The Penguin Dictionary of Psychology (zweite Auflage). London u. a.: Penguin Books.

Rechtien, Wolfgang (1984): Gestalttheorie. In: Helmut E. Lück, Rudolf Miller & Wofgang Rechtien (Hrsg.): Geschichte der Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen, S. 88-95. München, Wien, Baltimore: Urban & Schwarzenberg.

Rheinberg, Falko (1995): Motivation. (Grundriß der Psychologie, Band 6.) Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.

Ryle, Gilbert (1969): Der Begriff des Geistes. Aus dem Englischen übersetzt von Kurt Baier. Stuttgart: Reclam.

Ruch, Theodore C. (1961): Neurophysiology of Emotion and Motivation. In: Theodore C. Ruch, Harry D. Patton, J. Walter Woodbury & Arnold L. Towe: Neurophysiology, S. 483-499. Philadelphia, London: W. B. Saunders.

Rüsen, Jörn (Hrsg.) (2001): Geschichtsbewußtsein. Psychologische Grundlagen, Entwicklungskonzepte, empirische Befunde. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.

Salovey, Peter & Mayer, John D. (1990): Emotional Intelligence. *Imagination, Cognition, and Personality*, 9, S. 185-211.

Schachter, Stanley (1964): The interaction of cognitive and physiological determinants of emotional state. In: Leonard Berkowitz (Hrsg.): Advances in experimental social psychology. Vol. I, S. 49-80. New York: Academic Press.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Schachter, Stanley & Singer, Jerome E. (1962): Cognitive, Social, and Physiological Determinants of Emotional State. *Psychological Review*, 69, 5, S. 379-399.

Schafer, Roy (1995): Erzähltes Leben. Narration und Dialog in der Psychoanalyse. München: Pfeiffer.

Schaub, Harald (1997): Denken. In: Jürgen Straub, Wilhelm Kempf & Hans Werbik (Hrsg.): Psychologie. Eine Einführung. Grundlagen, Methoden, Perspektiven, S. 374-400. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Scherer, Klaus R. (1981): Wider die Vernachlässigung der Emotion in der Psychologie. In: Wolfgang Michaelis (Hrsg.): Bericht über den 32. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Zürich 1980. Band 1. Bericht des Präsidenten, Sondervorträge, Metatheorie, Methodologie, Grundlagen, S. 304-317. Göttingen, Toronto, Zürich: Verlag für Psychologie, Hogrefe.

Scherer, Klaus R. (1984): On the Nature and Function of Emotion: A Component Process Approach. In: Klaus R. Scherer & Paul Ekman (Hrsg.): Approaches to Emotion, S. 293-317. Hillsdale/New Jersey, London: Erlbaum.

Scherer, Klaus R. (1990a): Theorien und aktuelle Probleme der Emotionspsychologie. In: ders. (Hrsg.): Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung. Serie IV: Motivation und Emotion. Band 3: Psychologie der Emotion, S. 1-38. Göttingen, Toronto, Zürich: Hogrefe.

Scherer, Klaus R. (Hrsg.) (1990b): Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung. Serie IV: Motivation und Emotion. Band 3: Psychologie der Emotion. Göttingen, Toronto, Zürich: Hogrefe.

Scherer, Klaus R. & Ekman, Paul (Hrsg.) (1982): Handbook of Methods in Nonverbal Behavior Research. Cambridge u.a.: Cambridge University Press, Paris: Editions de la Maison des Sciences de l'Homme.

Schmidt-Atzert, Lothar (1996): Lehrbuch der Emotionspsychologie. Stuttgart u. a.: Kohlhammer.

Schneider, Klaus & Dittrich, Winand (1990): Evolution und Funktion von Emotionen. In: Klaus R. Scherer (Hrsg.): Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung. Serie IV: Motivation und Emotion. Band 3: Psychologie der Emotion, S. 41-114. Göttingen, Toronto, Zürich: Hogrefe.

Schneider, Klaus & Schmalt, Heinz-Dieter (1994): Motivation (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie: Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien, Nummer 1.

Schütze, Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Eberhard Lämmert (Hg.): Erzählforschung, S. 568-590. Stuttgart: Metzler.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13, S. 283-293.

Schultheiß, Oliver C. & Brunstein, Joachim C. (1997): Motivation. In: Jürgen Straub, Wilhelm Kempf & Hans Werbik (Hrsg.): Psychologie. Eine Einführung. Grundlagen, Methoden, Perspektiven, S. 297-323. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Schwarz, Norbert (1987): Stimmung als Information. Untersuchungen zum Einfluß von Stimmungen auf die Bewertung des eigenen Lebens. Berlin u. a.: Springer.

Schwarzer, Ralf (1993): Streß, Angst und Handlungsregulation (3. Auflage). Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.

Sichler, Ralph (1994): Spekulation als Bewegung. Zum Prozeß der Erfahrungs- und Urteilsbildung in der interpretativen Sozialforschung. *Handlung Kultur Interpretation. Bulletin für Psychologie und Nachbardisziplinen*, 3, 4, S. 130-144.

Silberer, Günter (1998): Die Stimmung als Werbewirkungsfaktor. Göttingen: Universität Göttingen, Institut für Marketing und Handel.

Simonov, Pavel Vasilevič (1982): Höhere Nerventätigkeit des Menschen. Motivationelle und emotionale Aspekte. Berlin: VEB Verlag Volk und Gesundheit.

Simonov, Pavel Vasilevič (1986): The Emotional Brain. Physiology, Neuroanatomy, Psychology, and Emotion. New York, London: Plenum Press.

Skinner, Burrhus Frederic (1953): Science and Human Behavior. New York: The Free Press, London: Collier-Macmillan.

Sperling, George A. (1960): The information available in brief visual presentation. *Psychological Monographs*, 74, 11, Whole No. 498.

Sperling, George A. (1967): Successive Approximations to a Model for Short Term Memory. *Acta Psychologica. International Journal of Psychonomics*, 27, S. 285-292.

Stegmüller, Wolfgang (1974): Wissenschaftliche Erklärung und Begründung. Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie. Band 1 (Verbesserter Nachdruck). Berlin, Heidelberg, New York: Springer.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Stern, William (1987): Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahr (12., gegenüber der 7. unveränderte Auflage; zuerst 1914). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Straub, Jürgen (Hrsg.) (1998): Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität, Band I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Straub, Jürgen (1999): Handlung, Interpretation, Kritik. Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie. Berlin, New York: de Gruyter.

Straub, Jürgen & Werbik, Hans (Hrsg.) (1999): Handlungstheorie. Begriff und Erklärung des Handelns im interdisziplinären Diskurs. Frankfurt, New York: Campus.

Szagun, Gisela (1996): Sprachentwicklung beim Kind (6., vollständig überarbeitete Auflage). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Tomkins, Silvan S. (1970): Affect as the Primary Motivational System. In: Magda B. Arnold (Hrsg.): Feelings and Emotions. The Loyola Symposium. S. 101-111. New York, London. Academic Press.

Ulich, Dieter (1982): Das Gefühl. Eine Einführung in die Emotionspsychologie. München u. a.: Urban & Schwarzenberg.

Ulich, Dieter & Mayring, Philipp (1992): Psychologie der Emotionen. Stuttgart u. a.: Kohlhammer.

Verbeek, Bernhard (1998): Organismische Evolution und kulturelle Geschichte: Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Verflechtungen. *Ethik und Sozialwissenschaften*, 9, 2, S. 269-280.

Wahrig, Gerhard (2000): Deutsches Wörterbuch (7. Auflage). Neu herausgegeben von Renate Wahrig-Burfeind. Gütersloh, München: Bertelsmann Lexikon Verlag.

Watson, John Broadus (1919): A schematic outline of the emotions. *Psychological Review*, 26, 3, S. 165-196.

Watson, John Broadus (1924): Psychology from the Standpoint of a Behaviorist (2. Auflage). Philadelphia, London: Lippincott.

Watson, John Broadus (1968): Behaviorismus. Ergänzt durch den Aufsatz Psychologie, wie sie der Behaviorist sieht (amerik. Orig. 1930 u. d. T. Behaviorism). Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch.

Watson, John Broadus & Rayner, Rosalie (1920): Conditioned Emotional Reactions. *Journal of Experimental Psychology*, 3, 1, S. 1-14.

Wedgwood, Hensleigh (1866): On The Origin of Language. London: N. Trübner & Co.

Weltgesundheitsorganisation (Hrsg.) (2000): Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F). Klinisch-diagnostische Leitlinien. Bern u. a.: Huber.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Werbik, Hans (1991): Wahlfreiheit und Naturkausalität. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 22, S. 245-255.

Werbik, Hans & Appelsmeyer, Heide (1999): Handlungsbegriff und Perspektivität. Eine Diskussion traditioneller Perspektiven psychologischer Erkenntnisgewinnung. In: Jürgen Straub & Hans Werbik (Hrsg.): Handlungstheorie. Begriff und Erklärung des Handelns im interdisziplinären Diskurs, S. 74-92. Frankfurt, New York: Campus.

Wertheimer, Max (1912): Experimentelle Studien über das Sehen von Bewegung. *Zeitschrift für Psychologie*, 61, S. 161-265.

Wertheimer, Max (1923): Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt II. *Psychologische Forschung*, 4, S. 301-350.

Wertheimer, Michael (1971): Kurze Geschichte der Psychologie. München: Piper.

White, Hayden (1990): Die Bedeutung von Narrativität in der Darstellung der Wirklichkeit. In: Hayden White: Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, S. 11-39. Frankfurt a. M.: Fischer.

White, Hayden (1991): Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Frankfurt a. M.: S. Fischer.

White, Hayden (1994): Der historische Text als literarisches Kunstwerk. In: Christoph Conrad & Martina Kessel (Hrsg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, S. 123-157. Stuttgart: Reclam.

Wierzbicka, Anna (1992): Talking about Emotions: Semantics, Culture, and Cognition. *Cognition and Emotion*, 6, 3/4, S. 285-319.

Wierzbicka, Anna (1995): Everyday conceptions of emotion: A semantic perspective. In: James A. Russell, José-Miguel Fernández-Dols, Antony S. R. Manstead & J. C. Wellenkamp (Hrsg.): Everyday Conceptions of Emotion. An Introduction to the Psychology, Anthropology, and Linguistics of Emotion, S. 17-47. Dordrecht u. a.: Kluwer Academic Publishers.

Wittgenstein, Ludwig (1990): Philosophische Untersuchungen. In: Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus. Werkausgabe Band 1 (7. Auflage), S. 225-618. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Worcester, W. L. (1883): Observations on some points in James's Psychology. II. Emotion. *The Monist*, 3, S. 285-298.

Wright, Georg Henrik von (1974): Erklären und Verstehen. Frankfurt a. M.: Athenäum Fischer.

Wright, Larry (1973): Functions. *Philosophical Review*, 82, S. 139-168.

Wundt, Wilhelm (1900): Bemerkungen zur Theorie der Gefühle. *Philosophische Studien*, 15, S. 149-182.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Wundt, Wilhelm (1905): Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Zweiter Band. Mythus und Religion. Erster Teil. Leipzig: Engelmann.

Wundt, Wilhelm (1908a): Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Dritter Band. Die Kunst (Zweite, neu bearbeitete Auflage). Leipzig: Engelmann.

Wundt, Wilhelm (1908b): Grundzüge der physiologischen Psychologie. Erster Band. Sechste, umgearbeitete Auflage. Leipzig: Engelmann.

Wundt, Wilhelm (1909): Grundriß der Psychologie. Neunte, verbesserte Auflage (zuerst 1896). Leipzig: Engelmann.

Wundt, Wilhelm (1910): Grundzüge der physiologischen Psychologie. Zweiter Band. Sechste, umgearbeitete Auflage. Leipzig: Engelmann.

Wundt, Wilhelm (1911): Grundzüge der physiologischen Psychologie. Dritter Band. Sechste, umgearbeitete Auflage. Leipzig: Engelmann.

Wundt, Wilhelm (1990a): Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Erster Band (Erste Auflage, zuerst 1863). Berlin u. a.: Springer.

Wundt, Wilhelm (1990b): Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Zweiter Band (Erste Auflage, zuerst 1863). Berlin u. a.: Springer.

Wygotski, Lew Semjonowitsch (1974): Denken und Sprechen (5., korrigierte Auflage; russ. Orig. zuerst 1934). O.O.: S. Fischer.

Zimbardo, Philip G. (1995): Psychologie (6., neu bearbeitete und erweiterte Auflage). Berlin u. a.: Springer.

Zimmer, Dieter E. (1996): So kommt der Mensch zur Sprache. Über Spracherwerb, Sprachentstehung und Sprache & Denken (3. Auflage). München: Heyne.

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Neuerscheinungen dieser Reihe:

Friedrich Jaeger,
Jürgen Straub (Hg.)
Was ist der Mensch?
Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Anthropologie

Dezember 2004, ca. 320 Seiten,
kart., ca. 28,00 €,
ISBN: 3-89942-266-X

Martin Warnke, Wolfgang Coy,
Georg Christoph Tholen (Hg.)
HyperKult II
Zur Ortsbestimmung analoger und digitaler Medien

November 2004, ca. 350 Seiten,
kart., zahlr. Abb., ca. 27,00 €,
ISBN: 3-89942-274-0

Jürgen Straub, Carlos Kölbl,
Doris Weidemann, Barbara Zielke (eds.)
Pursuit of Meaning
Advances in Cultural and Cross-Cultural Psychology

Oktober 2004, ca. 500 Seiten,
kart., ca. 30,00 €,
ISBN: 3-89942-234-1

Manfred Riepe
Intensivstation Sehnsucht
Blühende Geheimnisse im Kino Pedro Almodóvars.
Psychoanalytische Streifzüge am Rande des Nervenzusammenbruchs

Oktober 2004, ca. 240 Seiten,
kart., zahlr. Abb., ca. 25,00 €,
ISBN: 3-89942-269-4

Franck Hofmann,
Jens E. Sennewald,
Stavros Lazaris (Hg.)
Raum – Dynamik / dynamisme d' espace
Beiträge zu einer Praxis des Raums / contributions aux pratiques de l'espace

Oktober 2004, 356 Seiten,
kart., ca. 25,80 €,
ISBN: 3-89942-251-1

Susanne Stemmler
Topografien des Blicks
Eine Phänomenologie literarischer Orientalismen des 19. Jahrhunderts in Frankreich

Oktober 2004, 266 Seiten,
kart., ca. 28,00 €,
ISBN: 3-89942-281-3

Georg Mein,
Markus Rieger-Ladich (Hg.)
Soziale Räume und kulturelle Praktiken
Über den strategischen Gebrauch von Medien

September 2004, 322 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-216-3

Marion Picker
Der konservative Charakter
Walter Benjamin und die Politik der Dichter

September 2004, 184 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 3-89942-249-X

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Neuerscheinungen dieser Reihe:

Marc Fabian Erdl
Die Legende von der Politischen Korrektheit
Zur Erfolgsgeschichte eines importierten Mythos
September 2004, 414 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 3-89942-238-4

Dirk Michael Becker
Botho Strauß: Dissipation
Die Auflösung von Wort und Objekt
September 2004, 238 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-232-5

Alexander Kochinka
Emotionstheorien
Begriffliche Arbeit am Gefühl
September 2004, 306 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 3-89942-235-X

Petra Löffler
Affektbilder
Eine Mediengeschichte der Mimik
September 2004, 296 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 29,90 €,
ISBN: 3-89942-267-8

Jörn Ahrens
Ödipus
Politik des Schicksals
September 2004, 114 Seiten,
kart., 12,80 €,
ISBN: 3-89942-252-X

Hartmut Seitz
Lebendige Erinnerungen
Die Konstitution und Vermittlung lebensgeschichtlicher Erfahrung in autobiographischen Erzählungen
September 2004, ca. 300 Seiten,
kart., ca. 29,80 €,
ISBN: 3-89942-248-1

Nicole Gronemeyer
Optische Magie
Zur Geschichte der visuellen Medien in der Frühen Neuzeit
September 2004, 242 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 3-89942-240-6

Andreas Becker
Perspektiven einer anderen Natur
Zur Geschichte und Theorie der filmischen Zeitraffung und Zeitdehnung
Juli 2004, 370 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 28,80 €,
ISBN: 3-89942-239-2

Christine Rospert
Poetik einer Sprache der Toten
Studien zum Schreiben von Nelly Sachs
Mai 2004, 414 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 3-89942-215-5

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND

Die Neuerscheinungen dieser Reihe:

Landesverband der Kunstschulen Niedersachsen (Hg.)
bilden mit kunst

April 2004, 350 Seiten,
kart., 22,80 €,
ISBN: 3-89942-207-4

Stefan Kramer
Vom Eigenen und Fremden
Fernsehen und kulturelles Selbstverständnis in der Volksrepublik China

April 2004, 576 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 3-89942-208-2

Hans-Joachim Lenger
Marx zufolge
Die unmögliche Revolution

April 2004, 418 Seiten,
kart., 27,80 €,
ISBN: 3-89942-211-2

Peter Widmer
Angst
Erläuterungen zu Lacans Seminar X

April 2004, 176 Seiten,
kart., 18,80 €,
ISBN: 3-89942-214-7

Stephan May
Faust trifft Auge
Mythologie und Ästhetik des amerikanischen Boxfilms

Februar 2004, 416 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-191-4

Kerstin Kratochwill, Almut Steinlein (Hg.)
Kino der Lüge

Februar 2004, 196 Seiten,
kart., 23,80 €,
ISBN: 3-89942-180-9

Jens Schröter
Das Netz und die Virtuelle Realität
Zur Selbstprogrammierung der Gesellschaft durch die universelle Maschine

Februar 2004, 328 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 27,80 €,
ISBN: 3-89942-176-0

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/9783839402351 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-NC-ND